Don

Die

Jakobiner

in Oesterreich.

Historischer Roman

von

Ed. Rüffer.

Prag, 1865.
Verlag von A. G. Steinhauser.

Gesch. Fresenius

Druck von Steinhauser & Nowák. Prag, 1865.

1. Kapitel.

Auf der Pußta.

Am Boden liegt ein Baum, gefällt von Hieben,
Es ist das ärgste Los, was ihn betroffen;
Die Wurzeln sind im Erdreich steh'n geblieben,
Er darf noch wieder auszuschlagen hoffen;
Ausschlagen kann er noch und Frieden geben —
Wen schon die Erde deckt, kann d'rum noch leben;
Ausschlagen kann er noch, ein Kriegeszeichen —
Die schon die Erde deckt, sind d'rum nicht Leichen.

Franz v. Gaudy.

Recrudescunt inclytae gentis Hungariae
vulnera etc.

Rakoczy.

Der dunkle Mantel der Nacht hat sich über die weite, einsame Pußta gebreitet. Der Himmel ist umwölkt, nur wenige Sterne werfen durch Nebelschleier ihr mattes Licht auf die endlose schlummernde Wüste hinab. Weithin ist es todtenstill.

Es ist spät am Abend des 25. Februar 1790.

Obwohl der Schnee erst seit wenigen Tagen gethaut ist, weht doch schon eine auffallend milde Luft von Süden her über die ungarischen Ebenen. Es zieht etwas wie die leise Ahnung eines Vorfrühlings durch die schweigende, noch halb im Winterschlummer träumende Natur. Noch heben sich die Gräschen nicht zu neuem, frischen Leben wieder grünend empor, aber

in ihren Wurzeln regt sich doch schon wieder junge Thätigkeit. Hin und wieder hat sich sogar schon ein Schneeglöckchen oder ein Veilchen vorwitzig herausgewagt, aber diese ersten Vorboten der Pflanzenwelt blühen klein und schüchtern, als seien sie es bereits im Entstehen gewahr geworden, daß dieser warme, milde Lufthauch, der jetzt weht und sie wachgerufen hat, doch noch nicht der belebende Athem des eigentlichen Frühlings ist.

In der Atmosphäre scheint übrigens eine eigenthümliche elektrische Thätigkeit zu walten. Bald zucken ferne Lichtschimmer, fast wie mattes Wetterleuchten am Horizont, bald wieder fällt ein wahrer Regen von schimmernden Sternschnuppen vom Himmel herab; unsichtbare, geheimnißvolle Gewalten schaffen emsig in der weiten Werkstatt der Natur.

Auf ein Mal läßt sich ein fernes Geräusch vernehmen.

Es ist der Hufschlag eines zum schärfsten Galopp angespornten Rosses.

Ein einsamer Reiter sprengt auf einem feurigen Renner über die öde Haide. Er läßt dem edlen Thiere die Zügel schießen und spornt es noch obendrein, daß ihm die Weichen bluten. Das Pferd ist mit Schweiß bedeckt, der Reiter selbst scheint sehr ermattet, denn mitunter sinkt sein Haupt der Mähne seines Renners zu, als ob er im Begriffe sei, einzunicken. Aber schnell rafft er sich dann immer wieder empor, fährt sich mit der Hand hastig über die Stirn, als ob er sich ermuntern und an irgend etwas erinnern wolle, und dann treibt er sein Roß auf's Neue zu rastlosem Lauf an, als ob er noch heute den Ritt um die Welt zu machen gedenke.

Aber die Wolken werden immer dichter, die Nacht selbst immer düstrer, Stern auf Stern verlischt am Himmel. Wie

wenn der nächtige Reiter im undurchdringlichen Dunkel den rechten Pfad, der ihn seinem heißersehnten Ziele zuführt, verlöre?

Dieser Gedanke jagt ihm in der That wie ein vergifteter Pfeil durch den Kopf.

Er richtet sich hoch auf und späht umher. Ringsum ist alles eine und dieselbe eintönige, greifbar dunkle Nacht.

Es ist so finster, daß wenn der Reiter plötzlich an die Ufer eines der vielen Steppenseen gelangen würde, er nichts ahnend, mit seinem treuen Thiere in die Fluthen jagen und ehe er es noch zurückhalten könnte, rettungslos versinken würde.

Breiten nicht auch weite verderbliche Sumpfgründe, über die jetzt finstere Nebel lagern, vielleicht schon sich in nächster Nähe vor ihm aus, um ihn jählings in unergründliche Tiefe hinabzuziehen?

Eine ganze Reihe häßlicher Gedanken steigt in der Seele des müden Reisenden wie eine Schaar aufgescheuchter Fledermäuse auf.

Der Dämon der Furcht, der so gern in Nacht und Einsamkeit lauert, wirft ein schwarzes Netz nach seinem muthigen Herzen aus.

Da erblickt er plötzlich ganz in der Ferne ein Licht.

Ein Licht, ein Licht in trostloser nächtiger Finsterniß. Gleicht es nicht dem ersten Streifen rettenden Landes, den ein Schiffer auf leckem Wrack nach langer stürmischer Meerfahrt mit Entzücken begrüßt?

Aber ist es nicht vielleicht eine Sternschnuppe?

Nein, dazu ist es zu groß, zu beständig.

Ein Wetterleuchten kann es auch nicht sein, dazu ist es wieder zu klein.

Aber vielleicht ein auf verhängnißvollem Moor tanzendes Irrlicht?

Der Reiter seufzt bei diesem Gedanken.

Aber doch hofft er, daß es das Anzeichen einer friedlichen Behausung sei. Die Hoffnung ist ja in schwieriger Lage immer die einzige Waffe, mit der man die lähmende Furcht bekämpft und besiegt.

Er treibt sein Pferd auf's Neue an.

Das edle Thier spitzt die Ohren, horcht, es stößt sogar ein freudiges Wiehern aus, offenbar wittert es eine nahe Krippe.

Das ist dem Manne, der es lenkt, ein hinreichend günstiges Zeichen. Er weiß jetzt, daß er auf eine menschliche Niederlassung stoßen wird.

Freilich, die sie bewohnen, können Betyaren, können Briganten der Pußta sein.

Doch das schreckt ihn nicht.

Hat er nicht zwei tüchtige Pistolen im Sattelgurt und einen treuen Säbel an der Seite?

Und dann ist es immer noch besser, mit Räubern, als mit dem Spuk unserer eigenen Angst auf weiter, nächtiger Steppe zu thun zu haben. Mit den Menschen kann man kämpfen, aber mit den Gestalten unserer eigenen Furcht . . .

Das Licht kommt näher und näher.

Noch einige Augenblicke und Roß und Reiter stehen an der Thür einer Haideschenke.

Die Hausthür steht offen, drinnen im Flur, dem wie es scheint hauptsächlichsten Raum des ganzen, sehr primitiven

Gebäudes, brennt auf einem Heerd von Backsteinen ein mächtiges Feuer, über dem ein Kessel siedet.

Um den Heerd selbst aber sitzt am Erdboden in ordnungslosem Gemisch eine Schaar in Schafspelze gehüllter, halbwilder Raizen, die sich von ein paar Zigeunern, während sie von einem mäßigen Fäßchen feurigen Rebensaft abzapfen und in sehr wenig appetitlich aussehenden Bechern ihrem mit dichtem Bart umschatteten Mund zuführen, sonderbar lustige Weisen vorspielen lassen.

Diese Weisen klingen nicht bloß wie Liebe und Haß, sie tönen mehr in todtschlagslaunigen Akkorden von hellem, wild emporzüngelnden Brand, den die Hand der Rache angezündet, und von Mord . . . .

Den Reiter schreckt indeß diese wilde Musik nicht. Er schwingt sich schnell aus dem Sattel, tritt in die rauchgeschwärzte geräumige Hütte ein und verlangt vor allen Dingen einen Trunk Wein.

Der wird ihm von einem langen, dabei breitschultrigen, sehr kräftig aussehenden Mann dargereicht, der sich ihm sofort als Wirth dieser Spelunke präsentirt.

Der Reiter trinkt in langen durstigen Zügen, indem er dabei auf einem umgestürzten Fasse Platz nimmt.

Außer dem Wirth kümmert sich Niemand um ihn.

„Hört, ruft jetzt einer der in Schafspelz gekleideten Gesellen, der recht eigentlich seinem Gesichte und sonstigen Aeußeren nach, einen Wolf im Schafspelz vorstellen konnte, hört, laßt das Musiciren lieber sein. Erzähle uns statt dessen, junger Held Garašovič, von den lustigen Tagen in Siebenbürgen mit Horjah und Klotschka, wo Du ja auch dabei warst!"

Der als junger Held Apostrophirte war ein Mann von

fast ungewöhnlichem Aeußeren. Seine Gestalt war herkulisch, seine Physiognomie aber durch eine Schmarre, die es nahezu in zwei Hälften theilte, überaus kenntlich. Wer ihn einmal gesehen, würde ihn unter Tausenden wieder erkannt haben.

Er richtete sich auf die ihm zu Theil gewordene Aufforderung jetzt stolz empor, maß die ganze Gesellschaft mit einem Blick, in dem sich etwas wie Verachtung spiegelte und begann dann mit leuchtenden Augen und gehobener Stimme:

„Ja, die Tage der Rache, sie waren schön. Der gute Kiraly im fernen Bécs hatte gesagt: es ist genug und muß ein Ende haben mit den Leiden meines Volks, das da arbeitet wie Zugthiere und gepeitscht und getreten wird wie die Schaar der Hunde. Da kam der gute Pope Krischan zu uns ins Land und verkündete uns unseres Königs Gebot, daß die letzte Stunde der Tyrannei der Edelleute geschlagen und er weckte uns die edlen Anführer Horjah und Klotschka, damit sie uns leiten möchten zum Werke der Rache. Hei da flammten die Edelhöfe hell auf und die uns zur Arbeit gezwungen und gepeitscht und getreten, starben durch unsere Hand, die Einen an den Bäumen des Waldes, die Andern in den Flammen, wieder Andere unter unseren Messern, Sensen und Dreschflegeln. Weithin leuchtete allabendlich der Flammenschein brennender Schlösser und Dörfer. Aber die Tage der Freude für das befreite Volk waren doch nur kurz gemessen, so kurz wie die Tage des Jammers und Elends vorher lang waren. Schon war unsere Schaar herangewachsen wie Sand am Meere. Da gingen fliehende Edelleute nach Bécs zum Kiraly und jammerten ihm vor, daß wir sie alle umbrächten und winselten und baten so lange an den Stufen seines Throns, bis sein zu gutes Herz mit ihnen Mitleid hatte.

Und er sandte ihnen nun Soldaten zu Hilfe und Kanonen. Erst hatten wir gedacht, daß dies unsere Freunde seien, die uns helfen sollten am blutigen Werke der Rache, doch dem war nicht also. Ihre Reiter brachen in unsere Schaaren ein, ihre Kanonen blitzten Tod und gräßlich Verderben gegen uns, daß es weithin ein Jammer war und der Leichen der Söhne des Volkes so viele wurden, daß sie unbegraben auf den Feldern liegen blieben, den Geiern und Raben zu leckender Speise. Nun flohen wir in die Wälder und Höhlen. Aber überall kamen uns die Soldaten nach und metzelten uns nieder mit Frau und Kind und riefen uns zu, daß wir so lange keine Gnade haben würden, bis wir die Rebellen Horjah und Klotschka ausgeliefert.

„Feiges Gesindel!“ murmelte der Reiter vor sich in den Bart.

Und da beriethen wir denn, fuhr der Raize fort, ob wir uns Horjah und Klotscha zu Lieb wollten schlachten lassen bis auf den letzten Mann und wir fanden, daß dies nicht gut sei. Hatte nicht Gott seine Hand von ihnen gezogen und nannten sie nicht die Soldaten des guten Kiraly Rebellen? Und wir sollten alle sterben um ihretwillen mit Frau und Kind? — Nein, wir überfielen sie lieber selbst, banden ihnen die Hände und Füsse und brachten sie zu den Soldaten, die seitdem ihre Gewehre in die Luft schossen und nicht mehr am fliehenden Volk probirten, wie gut sie wohl treffen möchten.

„Und was, fragte ein Alter wieder, ist dann mit Horjah und Klotschka geschehen?“

„Fragt die Raben, die ihnen am Galgen die Augen ausgehackt haben! Gott hatte seine Hand von ihnen gezogen, weil

sie Edelleute haben entschlüpfen lassen, die dann nach Bécs gingen, und den Zorn des Kiraly über uns herabriefen."

„Eine schöne Logik!" dachte der Reiter. „So ist der Pöbel doch immer und deshalb unterliegen auch alle Erhebungen, die von ihm allein ausgehen."

„Noch einen Trunk!" rief er dann dem Wirth zu.

Der brachte ihm den Becher mit Wein, den er, kaum an die Lippen gesetzt, leerte.

„Könnt Ihr mir sagen, wie weit es noch von hier bis zum Schloß Zagyva ist?"

Noch eine kleine halbe Stunde.

„Dem Himmel sei Dank!"

Der Reiter warf dem Wirth ein Geldstück zu, eilte hinaus, schwang sich auf sein Pferd und verschwand bald wieder im Dunkel der Nacht.

Um dieselbe Zeit ging es im Schlosse Zagyva, dem Stammsitze des Grafen Zagyvagy, äußerst lebendig zu.

Im Rittersaale dieses alten Gebäudes, das eigentlich nur ein Jagdschloß war, saßen an einer langen Tafel wohl an dreißig Edelleute, meistens kräftige, blühende Gestalten, die um so blühender aussahen, als gerade reiche Libationen des edlen Traubensaftes von Hegyalla und Dioszeg ihren Gesichtern eine gewisse Rosengluth verliehen hatten, die sehr gut mit dem Feuer ihrer äußerst lebendig geführten Unterhaltung harmonirte.

Graf Zagyvagy führte das große Wort.

Vor ihm auf der Tafel stand ein großer silbener Humpen mit Wein und daneben lagen verschiedene Folianten und ein ganzer Haufe Zeitungen und Papiere.

„Seht," hub er eben wieder an, indem er mit seiner rechten

Hand auf ein ihm zunächst liegendes Pack Zeitungen hinwies, „seht, die französischen Blätter, welche uns unsere pariser Freunde zusenden, zeigen uns deutlich den Weg, den wir einzuschlagen haben. Ungarn muß sich im Strome der großen neuen Ideen, die jetzt feuergarbengleich an der Seine aufgehen, wieder verjüngen. In Paris haben die Leiter der Bewegung den gewaltigen Entschluß gefaßt, von Frankreich aus die Standarte der Freiheit über ganz Europa zu schwingen. Unsere Freunde dort sind mächtig und mahnen uns, unseres alten Nationalruhms eingedenk, ihrem Weckerrufe zu folgen und den so oft beschnittenen, aber nie ganz ausgerissenen Freiheitsbaum des alten Magyar Orszag mit der phrygischen Mütze zu krönen!"

„Halt," unterbrach den feurigen Redner hier ein kleiner untersetzter und ziemlich wohlbeleibter Mann, dem man ein heiteres, genußsüchtiges Leben an der etwas in Rubinglanz leuchtenden Adlernase sehr deutlich ansah, „halt, Zagyvagy, vergiß nicht, daß wir hier keine Pariser citoyens und Jakobiner, sondern mächtige, unabhängige Grafen und Barone des freien Ungarlandes sind, welches das Recht besitzt, sich aus unserer Mitte einen König zu wählen!"

„Ha, ha, Graf Korláthköy," erwiderte der Redner, „Ihr sprecht führwahr wie ein Kirchthurmpolitik treibender behaglicher Bürgermeister einer kleinen schwäbischen Stadt. Mächtige und unabhängige Barone des freien Ungarlandes? Aber wo ist unsere Macht, Unabhängigkeit und Freiheit hingekommen?"

„Sie ist," erwiderte der gemäßigte Graf mit der rothen Nase, „allerdings zum Theil nach Wien gewandert und deshalb wird es an uns sein, sie in unseren Komitatsversammlungen

und auf dem Landtage wieder zu reklamiren. Aber diese französischen Freiheitsideen brauchen wir nicht dazu. Wir müssen vielmehr darauf halten, daß unser Volk nicht auch davon angesteckt werde, sonst könnte es uns bald so gehen wie der unglücklichen Aristokratie Siebenbürgens."

„So, meint Ihr, lieber Korláthköy?"

„Ich habe offen und aus dem Herzen gesprochen."

„So will ich auch offen und aus dem Herzen zu Euch sprechen. Wenn Ihr nur für die bevorzugten Klassen unseres Vaterlandes Freiheit wollt, so werdet Ihr's den wiener Herren äußerst leicht machen, Ungarn auch noch seine letzten Rechte zu nehmen. Nur wenn wir das Volk an der Freiheit Theil nehmen lassen, sind wir im Stande, Ungarn frei zu erhalten. Für die Steuerfreiheit und sonstige Vorrechte ihrer Patronatsherren werden sich unsere Bauern heut zu Tage nicht mehr todtschlagen lassen, bei Gott, dazu sind sie denn doch schon zu klug geworden."

„Aber, was streitet Ihr Euch denn," fiel ein junger Mann mit etwas stutzerhaftem Aeußeren hier ein, „Kaiser Joseph hat ja doch alle Verordnungen, die uns drückten, wieder zurückgenommen."

„Aber dennoch bestehen sie noch heute," entgegnete mit ruhigem, fast ironischem Ernst Zaghvagy, „und der Landtag, der allein uns Garantie für unsere alten Rechte verschaffen könnte, ist auch noch nicht wieder einberufen. Erst 1791, also nach einem ganzen Jahre, sollen wir ihn bekommen. Bis dahin kann viel Wasser die Donau hinab laufen und unterdeß ist ja unsere Lage um nichts gebessert."

„Darin," meinte Korláthköy, „hat Zaghvagy allerdings

recht. Auch ist uns von Wien aus schon öfters so vielerlei versprochen worden —"

„Das will ich meinen! Nein, lieben Freunde und Brüder, in der Politik kommt der nie sonderlich weit, der sich auf Andere verläßt. Selbst wenn diese Anderen wollen, so können sie oft nicht das halten, was sie versprochen haben; sie können ja plötzlich sterben. — Nein, sorgen wir für uns selbst. Wenn die Insurrektion aufsitzt, wenn Ungarn über alle seine streitbaren Söhne verfügt, dann, bei Gott, stehen wir anders da, als wenn wir ruhig warten, ob der gute Wille, der in den uns gemachten Versprechungen liegt, nicht etwa durch unvorhergesehene und unabwendbare Ereignisse durchkreuzt wird."

Aber," — warf wieder einer der Gäste ein, „wäre ein solcher äußerster Schritt jetzt schon nicht sehr gefährlich? Noch sind wir nicht einig. Die in Ungarn herrschende Gährung, so allgemein sie auch ist, ist doch der uns entgegenstehenden ungeheueren materiellen Macht gegenüber nur unbedeutend zu nennen. Der Adel allein, nicht das Volk in seiner großen Mehrzahl, ist mit den josefinischen Einrichtungen unzufrieden, und deshalb unruhig, und selbst unter dem Adel herrscht, wie wir das gleich in unserer Gesellschaft hier sehen können, keine rechte Einigkeit. Der eine Theil, zu dem Ihr Zaghvagh und allerdings einige der reichsten Magnaten gehören, beabsichtigt, die alte Verfassung des Vaterlandes ganz umzustürzen und auf den Ruinen derselben eine konstitutionelle Monarchie zu errichten, die vielleicht auch die übrigen österreichischen Provinzen umfassen soll. Der andere Theil wieder will von solch einer Revolution nichts wissen, weil er sich vor den großen Opfern fürchtet, die sie ihm auferlegen würde, und verlangt daher nur die Wiederherstellung der alten Rechte

und Freiheiten, wie sie unter den früheren Königen von Ungarn bestanden haben. Ein dritter Theil, der am meisten gemäßigte, möchte wiederum nicht alle Verordnungen Kaiser Josefs abgeschafft haben. Diese drei verschiedenen Parteien bekämpfen sich jetzt nur privatim, sie werden sich aber in den Komitatsverhandlungen und auf dem Reichstage, so bald er wirklich zusammentritt, mit Leidenschaftlichkeit offen befehden und einander vielleicht mehr hassen, als die wiener Gegner.

Aber selbst, wenn der Adel einig wäre, dürfte es nicht schwer sein, mit uns fertig zu werden, ohne daß man auch nur einer großen Armee dazu bedürfte.

Sind es etwa Freiheiten, Vorrechte und Privilegien des dritten Standes, welche Josef angegriffen hat?

Es sind das alles nur Prärogativen des Adels, der den Bürger- und Bauernstand wahrhaftig bisher nicht zu sehr an Freiheit gewöhnt hat.

Bedarf es da nicht vielleicht bloß eines Winkes von Wien, der Verheißung, die Bauern frei und besitzend zu machen und hunderttausende von Horja's nnd Klotschka's stehen gegen uns auf, zünden unsere Schlösser an und mit Ungarns Recht ist es mehr denn je zu Ende?"

„Halt," rief Zagyvagy, „so sehr Ihr in einigen Dingen, denen ich selbst vollkommen beistimme, recht habt, so sehr falsch schließt Ihr doch daraus, daß wir uns der möglichen Gefahr wegen still fügen sollten, bis, der Himmel weiß, was aus uns wird. Wer die Geschichte Ungarns kennt, wer da weiß, was sich beständig in ihr wiederholt, dürfte kaum so reden wie Ihr. Ich sage: Vindicta dulcior vita est.

„Ein stolzer Spruch!" rief der vorhergehende Redner.

„Ein Wahrspruch, der meiner Ansicht nach allein unsere

Zukunft wahrt. Einen wir uns in dem einen Programm! „Wir sind Ungarn und wollen Ungarn bleiben." Das ist die Hauptsache, dann werden wir uns schon über Alles Uebrige verständigen. Ist hier nur einer unter uns, der diesen Spruch nicht zu seiner Devise nehmen würde?"

„Keiner, kein Einziger, denn das müßte kein Ungar sein!" lautete die allgemeine Antwort.

„Also," fuhr Zagyvagy fort, „die Basis einer Einigung wäre gefunden. Jetzt bedarf es aber noch eines stärkeren Kittes dazu, den muß die Geschichte unseres Landes liefern, die sich wohl am grellsten in dem berühmten Manifeste Rakoczys abspiegelt. Ich möchte sagen, noch heute passen die Worte dieses Mannes auf Ungarn. Erlaubt Ihr, daß ich sie Euch in's Gedächtniß zurückrufe, daß ich sie Euch vorlese?"

„Ja, lies!" rief Korláthköy.

„Lies, lies!" riefen die Anderen.

Zagyvagy schlug einen der vor ihm liegenden Folianten auf und begann das bekannte Manifest Rakoczys zu lesen.

Tiefe Stille trat ein als er die denkwürdigen Worte des Anfangs dieser seltsamen Proklamation sprach:

„Ja, sie brechen wieder auf, aufs neue bluten sie, die schweren Wunden des altberühmten ungarischen Volkes!"

Mit gehobener Stimme las der Graf den ganzen, langen Aufruf an alle Könige und Republiken der christlichen Welt bis zu Ende.

Als er geendet, sprach er noch einige feurige Worte über den Verlust der alten ungarischen Adelsrechte.

Das zündete.

„Wenn Ihr freilich solche Belege beibringt, nahm die Karfunkelnase wieder das Wort, so läßt sich mit Euch reden.

Nur von dem französischen Freiheitsschwindel mag ich nichts hören. Ich bin auch der Freund der Freiheit, aber nur der sich gebührenden Freiheit, d. h. der des Adels."

„Und eben wegen solcher Freunde jubeln unsere Widersacher. Vor solchen Freiheitsschwärmern haben sie sich nie gefürchtet. Und danken wir denn etwa dem Adel die Wenigkeit, die uns von unseren Rechten noch geblieben ist? Nein, wahrhaftig nicht, wir danken sie unserem für seine Nationalität fanatisirten Volke, das sich aber künftig schwerlich noch für ein nationales Joch begeistern wird, wir danken sie zuletzt auch noch dem Hochsinn zweier Frauen."

„Welche Frauen meint Ihr da?" riefen Mehrere.

„Das wißt Ihr nicht!"

„Nein, wahrhaftig, — laß also hören!"

„Also hört. Auch unter Karl VI. dachten die Herren Minister einmal wieder in unliebsamer Weise der ungarischen Verfassung. Damals, nach dem Passarowitzer Frieden, erhielt Elenore von Bathianyi in Wien von ihrem Freunde, dem Prinzen Eugen folgendes Briefchen aus Ungarn, das ich Euch hier wieder aus meiner Familienchronik vorlesen will:

„Wie gerne, theuere Freundin, hätte ich meine Gelübde gelöst, den Karneval freudig in Wien zugebracht und mit dem Lorbeer der Schlachten und wenn Du willst, auch mit dem vom Papste geschickten, geweihten Barett Deine Scheitel bekränzt! — Leider wird für diesmal nichts daraus. Geheime Befehle heißen mich hier bei der Armee bleiben, man will Ungarn wieder einmal auf böhmischen Fuß setzen."

Die Gräfin erschrak tödtlich.

Sie gedachte der Greuel des früheren Bürgerkriegs und eilte sofort zu ihrer Freundin, der eben so edlen als einfluß=

reichen Gräfin Althann, für gewöhnlich nur die spanische Althann geheißen, um ihr diese entsetzliche Neuigkeit mitzutheilen.

Nach langem Schweigen umarmte die Althann ihre Freundin und bat sie, den andern Tag abends um neun Uhr in der tiefsten Trauer bei ihr zu erscheinen, mit dem Reisewagen, so daß sie, wenn es gälte, augenblicklich in Eugens Hauptquartier abreisen könne. — Die Althann erwartete um jene Stunde den Kaiser, mit welchem sie und ihr Gemahl, kraft ihrer hohen Stellung am Hofe, unter einem Dache, in der Favorite, (der jetzigen theresianischen Ritterakademie) wohnten.

Als der Monarch ankam, empfingen ihn beide Damen an der Treppe. Auf seine Frage, was ihre tiefe Trauer bedeute, antworteten sie nur durch Ströme von Thränen. Zu seinen Füßen erklärten die beiden trefflichen Frauen endlich ihres Schmerzes Anlaß und wiesen mit feuriger Beredtsamkeit auf die alten Schrecknisse hin, deren Erneuerung dem Kaiser, der als ein Engel des Friedens den Thron bestiegen, den untilgbaren Haß der Ungarn zuziehen würde. — Karls Mühen und Streben, einem sofortigen Entschluß zu entkommen, war vergeblich. Endlich versprach er von dem verhängnißvollen Unternehmen abzustehen und besonders erst noch Eugen darüber zu hören, was bisher von anderer Seite hintertrieben worden war. Die muthige Bathianyi, von der Althann redlich unterstützt, warf sich dem Kaiser nochmals zu Füßen, indem sie ihm händeringend um schnellen Entschluß flehte. — „Sie selbst wollte der Kourier sein, der Eugen einberufe, ihr Reisewagen halte in der Nähe. Für Kaiser und Vaterland spotte sie der Stürme der eisigen Winternacht.“

Karl gab ihr nun wirklich mit staunendem Lächeln die

ersehnten Zeilen und schon am dritten Morgen war sie im Heerlager Eugens, der dann sogleich hocherfreut mit ihr nach Wien zurückfuhr."

Zagyvagy hielt hier eine kleine Weile inne, dann aber fuhr er, da ihn Niemand unterbrach, wieder fort:

„Seht, so haben zwei edle Frauen die ungarische Verfassung zuletzt noch gerettet, aber wer steht uns dafür, daß immer solche Genien über uns wachen werden?"

„Wahrhaftig Niemand!" rief der junge Stutzer.

„Das meine ich auch," fügte Korláthköy hinzu.

„Und ich ebenfalls," rief ein Anderer.

„Wir Alle!" ließen sich die Uebrigen, die dieser Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren, vernehmen.

„Und eben deshalb", hob Zagyvagy wieder an, „rufe ich mit Rakoczy: Es ist kein anderes Mittel mehr als das Eisen!"

„Es ist wahr!" riefen Mehrere.

„Und der Moment ist jetzt günstig, so günstig wie fast nie. Wieder steht eine türkische Armee an unserer Gränze, im ganzen Kaiserstaat herrscht Unzufriedenheit, in den Niederlanden hat man sich bereits gegen die Autorität der österreichischen Regierung erhoben, in Frankreich schreitet die Bewegung stündlich weiter vor und unsere Freunde versprechen uns Geld, Waffen und tüchtige Officiere. Endlich liegt aber auch gerade der Preuße auf der Lauer, um einen Schlag gegen den Kaiserstaat zu führen, er hat bereits eine Armee in Schlesien zusammengezogen; ihn dürfen wir gleichfalls als Bundesgenossen betrachten. Theilen wir ihm unsere Pläne mit, so wird er uns sicher ebenso, aus eigenem schnöden Interesse, auf's beste unterstützen.

Dazu kommt, daß jetzt im ganzen Ungarlande eine tiefgehende Unzufriedenheit und Aufregung herrscht. Es fehlt nicht an Lava, es fehlt nur an denen, die den furchtbaren Strom zur rechten Zeit und in richtiger Weise zu lenken wissen. Laßt uns diesem Mangel abhelfen! Laßt uns eine Konföderation entschlossener Patrioten bilden, die diese Aufgabe übernehmen.

Ich habe Verbindungen bereits über ganz Ungarn angeknüpft, ebenso habe ich, wie Ihr wißt, gute Verbindungen in Paris. So wie wir uns geeinigt, schicken wir auch nach Berlin einen Abgeordneten, dann rüsten wir, ziehen das Interesse der Massen mit in die Bewegung, entflammen die nationale Leidenschaft und schlagen im richtigen Momente los. Wollt Ihr das?"

Die von Wein und solchen Reden entflammten Edelleute erhoben sich bei dieser Aufforderung wie Ein Mann. Alle Zweifel schienen beseitigt, der Geist Tököly's und Rakoczy's schien über sie gekommen zu sein.

Unter begeistertem Zuruf erklärten die Anwesenden ihre Bereitwilligkeit.

„Laßt uns," rief einer der Enthusiasmirten, „gleich die Konföderation beschwören!"

„Ja," riefen wieder Mehrere, „beschwören wir die Konföderation!"

„Beschwören wir sie!" stimmten alle Uebrigen mit wüstem Rufe ein.

„Halt," entgegnete Zaghvaghy, „erst laßt uns die genauen Bestimmungen derselben aufsetzen."

„Ja, die Bestimmungen!" hieß es wieder.

„Setze Du sie selbst auf, Zagyvagy," meinte der jetzt auch mit Allem einverstandene Korláthköy.

„Ich habe sie," erwiderte der so Aufgeforderte, „bereits versuchsweise aufgesetzt, wenn Ihr, lieben Brüder und Freunde, wollt, so lese ich sie Euch vor. Ihr könnt dann immer noch daran ändern, soviel als Ihr wollt."

„Eljen, lies sie vor!" riefen fast Alle.

Zagyvagy zog einen großen Bogen Papier aus einem der vor ihm liegenden Folianten hervor, breitete ihn sorgfältig auseinander und begann zu lesen:

§. I. Die Konföderirten verpflichten sich sofort die Einberufung des Landtags zu erwirken.

§. II. Die deutschen Beamten werden sogleich aus Ungarn vertrieben.

§. III. Der König wird durch die Konföderation gebeten, die alte Verfassung Ungarns in ihrer Ganzheit wieder herzustellen, insoweit dieselbe nicht den Principien der Freiheit selbst entgegensteht . . . . . .

In diesem Augenblicke ward unten ein Geräusch laut. Ein Pferd sprengte im furchtbarsten Galopp daher und hielt erst dicht vor dem Schloßthore an.

„Wer mag das sein?" riefen Einige.

„Und zu so später Stunde?" fügte ein anderer hinzu.

Graf Korláthköy war an's Fenster geeilt, um zu sehen, was unten vorgehe.

„Es ist ein Reiter angekommen," sagte er, „aber schon ist er abgestiegen und in's Schloß eingetreten."

Kaum hatte er diese Bemerkung ausgesprochen, als auch schon die Saalthür aufging und jener Mann eintrat, den wir schon über die Pußta reiten und dann in der Haideschenke,

in der die Raizen sich am Spiel der Zigeuner und an blutigen Erinnerungen ergötzten, Wein trinken sahen.

„Ah, Martinovič!“ rief Zaghvaghy freudig.

„Wo kommt Ihr her?“ fragte den neuen Ankömmling Korláthköy.

„Von Wien,“ erwiderte kurz Martinovič.

„Und was bringt Ihr von dort Neues?“

„Kaiser Josef II. ist gestorben!“

2. Kapitel.

In der Schmiede.

„Frostig Berechnen, glühend Lieben,
Wo wär' es je vereint geblieben?"

Die Schwalben, Bienen, Blüthen
Und gar ein Elfenkind,
Wer mag sie Alle hüten,
Die heimlich glücklich sind.

Willst Du ein Mann sein? — Steh zum Vaterlande!
Und willst Du groß sein in der kleinen Zeit,
Lös Deiner blöden Zunge feige Bande
Und kämpfe für die Wahrheit Heldenstreit!
Wagst Du zu brechen Deine eignen Ketten,
So kannst Du mehr . . . . . .

Julius Mosen.

In der S . . . . . - Straße in Wien lebte im Jahre 1790 in einem kleinen Hause ein alter Waffenschmied, ein ganzer Mann, der seine Kunst verstand wie nicht leicht ein Anderer. Er wußte ausgezeichnete damascirte Klingen zu fertigen, die in hohem Werthe standen und den echten Damascenerklingen fast völlig gleichgehalten wurden. Aber so viel spitzer Waffen er auch in seinem langen Leben angefertigt haben mochte, so viel Männerherzen waren damit doch kaum verwundet worden, als mit den süßen, Liebespfeile blitzenden Augen seines einzigen Töchterchens, der in der ganzen Nachbarschaft bekannten und ob ihrer seltenen Schönheit vielbeneideten holden Elsi.

An einem lauen Aprilabend jenes Jahres stand der biedere Schmied Troský, denn das war sein Name, der seine böhmische Abstammung hinreichend verrieth, in seiner kleinen Hausflur und hämmerte da eifrig auf einen Ambos los, auf dem eine glühende Eisenstange lag. Hell knisterten und stoben die Funken vor ihm auseinander und so wie diese Funken flogen tausend Gedanken durch die Seele des alten Mannes, der in seinem Leben die halbe Welt gesehen und sogar schon in seiner Jugend den Orient besucht hatte, wo er den saracenischen Schmieden manches Geheimniß abgelauscht haben mochte. Dazwischen pfiff er eine alte böhmische Melodie, in der sich ganz die tiefe Schwermuth aussprach, welche so viele slavische Volkslieder athmen. Peter Troský war bei Leibe nicht ein gewöhnlicher Schmied. Er verstand sich nicht blos auf das Anfertigen prächtiger Säbel und Dolche, er verstand auch manches Landes Sprache, manches Volkes Art und war sogar jetzt in Wien Mitglied einer Illuminatenloge, in der er unter dem Namen Bruder Argenteus figurirte und wegen seiner reichen Lebenserfahrungen, wie seines geweckten nnd weit über seinen Stand gebildeten Geistes wegen, eine sehr geachtete Rolle spielte.

Seine Gedanken flogen denn auch jetzt hauptsächlich um die geheimen Ziele dieser heimlichen Verbrüderung herum, der er mit Leib und Seele angehörte. Sollte doch heute Abend wieder große Loge sein.

Lassen wir ihn indeß in seinen Meditationen und kehren wir lieber einstweilen in seine Wohnstube ein, wo die schöne Elsi haust.

Diese Wohnstube war ebenerdig und man trat in sie gleich durch die Schmiede ein.

Es war ein geräumiges, höchst einfach mit ziemlich altväterischen Meubles ausgestattetes Zimmer, in dem jedoch überall die höchste Sauberkeit herrschte, was auf den ersten Blick das stille Walten eines weiblichen Genius verrieth.

An dem Fenster standen Blumen und in der breiten Fensternische hing ein zierlicher Käfig, in dem ein Kanarienvogel von Zeit zu Zeit eine schrille Weise schmetterte. Ihm gerade gegenüber an demselben Fenster saß an ihrem Spinnrade eifrig beschäftigt die schöne Elsi.

Ihr blondes, lockiges Haar rahmte das ovale Gesichtchen wie ein goldiger Heiligenschein ein. Ihre Augen waren von jener schönen blauen Farbe, die man damals nach den Augen des jüngst verstorbenen Kaisers Josef II. kaiserblau nannte. Uiber ihr ganzes, eine gewisse neckische Heiterkeit athmendes Gesichtchen schien Elfenhand die zarten duftigen Rosen der Unschuld und Jugend gewoben zu haben. Ihre Gestalt, das konnte man selbst, wenn sie saß, wahrnehmen, war schlank und fein, von ungemein harmonischem Verhältniß, und der ganze Eindruck, den ihre bloße Erscheinung schon auf den Beschauer hervorbrachte, war ein durchaus lieblicher.

Was aber jetzt den Ausdruck ihrer Züge noch mehr hob und ihrem Wesen einen gewissen Hauch fast muthwilliger Glückseligkeit verlieh, war, daß ihr kleines Herz, wir dürfen es ja wohl unseren schönen Leserinnen gleich jetzt schon verrathen, liebte und zwar glücklich liebte.

Der Glückliche, dessen Bild sich lächelnd in ihre Seele eingeschlichen hatte, war ein junger Officier, ein Böhme, mit Namen Hebenstreit.

Da derselbe ein Freund ihres Vaters war, der ihn in der geheimen Loge der Illuminaten kennen gelernt, wo er

trotz seiner Jugend schon Meister vom Stuhle war, so hatte sich der in den Herzen Beider zur selben Zeit aufkeimenden Liebe bisher kein Hinderniß in den Weg gestellt. Im Gegentheil sah es der Alte gern, daß sein junger kenntnißreicher Landsmann Gefallen an seinem einzigen Kinde gefunden und ihm selbst kund gethan, daß er ernste Absichten auf Herz und Hand desselben hege. Er hätte sie keinem lieber gegönnt, als ihm, der mit seinem höheren Streben, seinem reichen Wissen und seinem Feuergeist in so vielen Dingen seine lebhaften Sympathien erweckte.

Wie er den Vater gewonnen, so war es Hebenstreit fast noch schneller mit der Tochter gegangen.

Abgesehen von seinem männlich schönen körperlichen Aeußern, hatte sein ernstes, entschlossenes und dabei doch herzlich mildes Wesen, das mitunter sogar die Blüthe seltenen Humors zu entfalten wußte, schnell einen bewältigenden Eindruck auf sie hervorgebracht.

Ehe sie es sich versah, war die Liebe in ihr Herz eingezogen wie ein singender Vogel in den frühlingsgrünen Wald.

Sein Bild war das erste Bild eines Mannes, das in ihrer jungfräulichen Seele Raum gefunden hatte.

„Wo mag er heute nur bleiben?“ dachte Elsi. „Es ist fast schon dämmerig und er ist noch nicht da. Es ist wirklich gar nicht hübsch von ihm, daß er oft unpünktlich wird, wenn ihm französische Zeitungen oder sonst Nachrichten aus diesem unruhigen Frankreich zukommen, das jetzt allen Männern mehr oder weniger die Köpfe verdreht. Der Vater ist auch so. Früher war es seine Schwärmerei, nur fortwährend des Abends von den blutigen Hussitenkriegen zu erzählen, und

jetzt erzählt er mir immer mit Wohlgefallen von all den turbulenten Streichen, welche die Franzosen begehen und sagt, sie hätten das Zeug dazu, die Hussiten unseres Jahrhunderts zu werden. Mein Gott, früher hätte ich mich für das Alles nicht viel interessirt; aber seit mir Hebenstreit auch von nichts Anderem, als von Freiheit, Gleichheit und Völkerglück erzählt, fange auch ich an, mich um alle diese Dinge zu bekümmern und es höchst sonderbar zu finden, daß die Baroneß von Wimpfenstein, die uns gegenüber wohnt, sich mehr dünkt als ich. Früher hätte ich wirklich nichts darin gefunden, daß man mich nur schlechthin Jungfer Elsi nennt, während meine Nachbarin gnädiges Fräulein heißt. Aber seitdem mir Hebenstreit bewiesen hat, daß alle Menschen Brüder sind, bin ich auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß alle jungen Mädchen Schwestern sein müssen. Und da könnte ich mich denn mitunter fast darüber ärgern, daß man nicht auch zu meiner Nachbarin blos einfach: „Jungfer Baroneß“ statt „gnädiges Fräulein“ sagt. Und wie die Jungfer Baroneß mitunter so vornehm höhnisch auf mich arme Schmieds-Elsi herabschaut, wenn sie an mir vorüber fährt! Soll sie doch neulich erst zu ihrer Kammerjungfer gesagt haben, sie begreife nicht, wie es nur komme, daß das Bürgerpack mitunter auch hübsche Gesichter habe, es sei das doch eigentlich nur ein Vorrecht der höheren Stände. Ja, uns möchten diese hohen Herrschaften am liebsten nichts gönnen. Sie glauben die ganze Welt für sich ausschließlich gepachtet zu haben. Aber der Tag der Strafe für ihren Uebermuth wird schon kommen, wie mein Herzensfreund mir so oft sagt, ja, er wird ganz gewiß kommen, und wenn er erst einmal da ist, so werde ich meiner hohen Nachbarin über die herzlose Bemerkung, die sie zu ihrer Kammerjungfer

gesagt hat, selbst eine rechte Strafpredigt halten. Moquirt sie sich doch auch darüber, daß ich einen Officier zum Bräutigam habe. „Ein Officier," soll sie neulich gesagt haben, „der des Kaisers Rock trage und damit geadelt sei, solle sich schämen, sich um eine alberne Trine aus dem Bürgerstande zu bekümmern, die sei höchstens zu zeitweiligem Divertissement gut." Heilige Jungfrau, wie giftig! Was mag das nur für ein böses Wort sein: „Divertissement." Ich habe mir es von der Kammerzofe drüben ganz deutlich vorbuchstabiren lassen, weil ich es Hebenstreit sagen und ihn fragen will, was es bedeutet. Was Gutes wird es natürlich nicht sein! Aber diese neidische Dame möchte ihn natürlich selbst wahrscheinlich gern zum Anbeter haben, ihr ist es noch nicht genug, daß ihr der lahme General G. und der dicke Hofrath X. den Hof machen. Nein, sie möchte mir auch noch meinen Hebenstreit entreißen! O diese Aristokraten sind doch wirklich zu schlimm!

Aber wo bleibt er heute nur?

Ich habe ihm zu Liebe einen großen Veilchenstrauß in's Fenster gesetzt, weil er den Duft dieser kleinen Frühlingsblumen so sehr liebt; ich habe ihm eine Flasche schomlauer Wein zurechtgestellt, die er aus einem geschliffenen böhmischen Glase trinken soll, — und nun kommt er nicht!

Ach, diese Männer! Auch die Besten von ihnen sagen uns doch immer mehr, als eigentlich wahr ist. Da betheuert er immer, daß er mich über Alles liebt, daß ich das Kleinod seines Herzens bin und heute, an seinem Namenstage, hat er sich noch keine Minute bei mir sehen lassen."

Dies Selbstgespräch ward durch ein Geräusch unterbrochen, welches eine alte graue Katze hervorbrachte, die bis-

her auf einer Bank am Ofen gelegen, von dieser aber jetzt herabsprang und auf Elsi zueilte.

„Was hast Du, Mietze?" fragte das junge Mädchen den vierfüßigen Liebling.

Die Katze schnurrte und machte einen mächtigen Buckel, lauter Zeichen allerhöchsten Wohlwollens.

„Ah, Du möchtest mir antworten. Witterst Du etwa, daß wir Besuch bekommen? Ihr Katzen sollt es ja immer vorher ahnen und Euch dann jedesmal putzen?"

Wirklich, ganz als ob Mietzchen diese Frage verstanden hätte, setzte es sich zu ihrer Gebieterin und begann sich unter lebhaftem Schnurren mit den kleinen Sammetpfötchen zu putzen.

Und als ob der alte Volksglaube von dem Ahnungsvermögen der Katzen recht pünktlich in Erfüllung gehen sollte, bemerkte Elsi gerade jetzt ihren Geliebten auf der Straße, wie er hastigen Schrittes ihrer Wohnung zueilte. Gleich darauf hörte sie ihn draußen in der Schmiede einige freundliche Worte mit ihrem Vater wechseln, dann klopfte es an die Thür, sie rief ein silberstimmiges „herein" und da trat der lang Ersehnte ein.

Hebenstreit war eine recht militärische, schlank gewachsene Figur, welche die Uniform sehr gut kleidete. Sein Gesicht war der Spiegel seiner Seele. Auf seiner hohen Stirn schienen große Gedanken zu lagern, in seinen grauen, aber glänzenden Augen blitzte es wie das geistige Feuer einer unerreichbaren Sehnsucht, seine etwas adlerartig gebogene Nase schien Unternehmungslust und Kühnheit anzudeuten, seine von einem kleinen Schnurrbart wenig bedeckten fest über einander liegenden Lippen deuteten auf Entschlossenheit. Die übrigen Züge sei-

nes etwas bleichen Gesichtes wiesen auf einen reichen Fond echter, tiefgemüthlicher Gutmüthigkeit hin.

Elsi sprang, sobald er eingetreten war, von ihrem Sitze auf und eilte ihm entgegen.

Nachdem aber der übliche Empfangskuß gewechselt war, zog sie sich schnell wieder schmollend zurück, indem sie rief:

„Du Ungetreuer, ich hätte Dir eigentlich keinen Kuß geben sollen!"

„Und warum nicht, mein Engel?"

„Wie, Du kannst auch noch fragen?"

„Vielleicht, weil ich heute nicht früher gekommen? Aber ich konnte nicht, ich hatte wichtige Abhaltungen."

„Das ist immer die alte Ausrede."

„Zürne mir nicht, Du weißt ja doch, wie sehr ich Dich liebe!"

„Indeß die Nachrichten aus Frankreich liebst Du noch mehr!"

„Nein, aber die Freiheit."

„Aber Du sollst Niemand lieben als mich!"

„Bist Du auch auf die Freiheit eifersüchtig?"

„Wie sollte ich nicht!"

„Und auch, wenn ich sie mir in Dir verkörpert denke?"

„Laß das, Du Schmeichler!"

„Und laß Du Deine Eifersucht. Du weißt ja, welches Lebensziel ich mir gesteckt habe. Du weißt, daß ich nicht aus Hang zu Neuerungen, nicht weil das pariser Fieber jetzt Mode ist, sondern weil ich es schon als Kind meinem Vaterlande gelobt, für sein Heil zu ringen und ich jetzt dies Heil immer besser erkannt habe, wirke. Wäre ich in Frankreich

geboren, dort brauchte ich nicht im Dunkel einer geheimen Gesellschaft zu arbeiten, dort dürfte ich frei und offen hintreten und mit ganzer Seele für mein Volk wirken. Aber hier, wo die Aristokratie und der Absolutismus noch unbedingt sich die Hände reichen und jetzt nach dem Tode des großen Kaiser Josef II. die Hoffnung der ewigen Finsterlinge wieder täglich siegreicher emporwächst! Was bleibt mir hier anders zu thun übrig, als unter der Zwingburg der Volksbeschränktheit Minen zu graben, an die man vielleicht einst, in einer günstigen Stunde Feuer anlegen kann, damit sie den Bau einer alten in sich abgestorbenen Welt in die Luft sprengen und Raum machen für das hohe aus Licht und Freiheit emporsteigende Werk der Zukunft!"

„Wie Du begeistert bist. Ja, ich kann mir nicht denken, daß die Dinge, denen Du so eifrig nachjagst, böse seien. Dein Auge strahlt so schön, wenn Du davon sprichst. Aber wird es Dir gelingen, Deine Ziele zu erreichen?"

„Gelingen? Fragt der Werkmeister, der einen gewaltigen Dom aufbauen will, wenn er den Grundstein dazu legt, ob es ihm vergönnt sein wird, das Werk, dessen Krönung vielleicht erst seine Urenkel erleben, selbst noch vollendet zu schauen? Fragt der Gärtner, der den Kern zu einem gewaltigen Palmenbaume dem Schooße der Erde anvertraut, ob er von ihm einst noch die süße Dattelfrucht genießen wird? Nichts was groß ist, wird auf dieser Welt plötzlich erreicht, aber wohl kann es durch den Opfersinn Weniger oft beschleunigt, früher gezeitigt werden. Wo aber einmal die Idee zu einem großen Werke vorhanden ist, da bricht sie sich auch früher oder später Bahn. Bis sich der blaue Himmelsdom der Freiheit über die

ganze Welt wölbt, werden ihr noch viele, viele Märtyrer zum blutigen Opfer fallen, aber endlich wird er sich doch über sie wölben. Wohl denen, die dazu berufen sind, diesen höchsten Triumphbau der Menschheit mit ihrem Blute zu kitten."

„Aber wozu bedarf es des Blutes? Ich höre Dich nicht gern von Blut sprechen. Mir ist es dann immer, als ob Du einst noch für Deine Ziele verbluten müßtest und ein tiefer Schauder ergreift mich."

„Und dennoch bedarf es des Blutes, ja noch unendlich viel Blutes. Denn aus dem für eine Sache vergossenen Blute steigt immer erst der geflügelte Genius des Eifers und der Rache auf, der ihr zum Siege verhilft. Bevor die Menschen sich erst als Brüder kennen lernen und ihren schnöden Egoismus über dem Wohle der Gesammtheit vergessen, bevor sie das Thier ausziehen und sich im Geiste wahrer Liebe läutern, müssen erst noch viele Vorkämpfer für diese heiligen Ideen in die finstere Gruft niedersteigen und sich auf Schlachtfeldern oder gar unter dem Galgen verscharren lassen. Aber einst wird der Gedanke, den zuerst Christus lehrte, doch siegen; einst wird er die Bollwerke jeder Tyrannei wie die Mauern von Jericho mit seinem bloßen Hauche niederwerfen; einst wird er die Erde zum Himmel machen."

„Aber wie Wenige denken so wie Du!"

„Glaube das nicht. Kennst Du nicht die alte Sage vom Hirten und der schönen Fee?"

„Nein."

„Soll ich sie Dir erzählen?"

„Ja, setze Dich hier zu mir an's Fenster, wo der Veilchenstrauß steht, ich werde Dir aber erst ein Glas Schomlauer einschenken, es ist ja heute Dein Namenstag. So, — jetzt

Geliebter, erzähle mir die Sage, ich höre Dich so gern Geschichten erzählen."

Hebenstreit setzte sich zu Elsi und begann zu erzählen:

„Es war einst ein armer Schafhirt, der mußte einem mächtigen, reichen Herrn als leibeigener Knecht dienen. Der schalt ihn oft derb aus, stieß ihn auch wohl mitunter mit dem Fuße oder schlug ihm in's Angesicht, daß ihm helle Thränen herabflossen. Der gute Knecht ließ sich aber Alles gern gefallen, denn er glaubte, es müsse eben so sein und es sei Niemand ein rechter Herr, der nicht seinen Knecht weidlich turbire und Niemand ein rechter Knecht, der sich nicht möglichst oft tüchtig treten und prügeln lasse. Aber einmal, als er auch seine Schafe auf einem Berge weidete, sah er plötzlich einen schönen, glänzenden Stein, der schimmerte schier wie ein echter Diamant. Der Hirt freute sich an dem hübschen Kiesel, denn dafür hielt er den Stein, steckte ihn in die Tasche und nahm ihn am Abend mit sich nach Hause. Hier legte er ihn auf ein Tischchen neben sein hartes Lager. Als es aber völlig Nacht geworden war, verwunderte er sich nicht wenig, daß das ganze kleine Gemach auf einmal mit magischer Helle beleuchtet war. Er forschte nach der Ursache dieser wunderbaren Erscheinung und entdeckte, daß der seltsame Lichtschein von dem Steine ausging, den er am Tage vorher gefunden und neben sein Lager gelegt hatte. Er ergriff nun den Stein, der ein wahres Strahlennetz auswarf, tastete mehrmals prüfend an ihm herum und begann dann an ihm zu reiben. Aber wie wurde ihm da auf einmal! Jählings befand er sich in einem herrlichen Schloß mit schlanken Säulenreihen von Marmor, Alabaster und Jaspis, von den Wänden wehten schimmernde Fahnen herab, die ihm zuzuwinken schienen

und hell klang von fernher stattliches Glockengetön, das eine große, allgemeine Feier und Freude einläuten mochte. Und wie war er selbst verwandelt? Seidene Gewänder umrauschten ihn, in den Haaren trug er einen grünen Lorbeerkranz und an seiner linken Seite ein prächtiges Schwert.

Da tönte plötzlich aus dem Schloßgarten zu ihm herauf eine liebliche Musik, die ihn mit schmelzenden, verführerisch süßen Akkorden zu rufen schien.

Er eilte die Marmortreppe hinab und gelangte in einen großen, prächtigen Garten, den holden Klängen nach. Da kam er plötzlich an eine unter großen über und über mit Blüthen bedeckten Rosenbäumen rauschende Fontaine, hinter welcher auf einer frischen Rasenbank, die grünem Sammet glich, eine wunderholde Maid saß, welche die Cither spielte. Ihr Elfenantlitz war von goldenem Haar umweht, ihr blaues Auge lächelte und leuchtete wie der Frühlingshimmel, wie Rubin strahlte ihr süßer Mund, wie Schnee schimmerten ihre weißen Arme.

Da sank er entzückt und von seliger Liebesgluth befangen vor ihr nieder, sie aber hob ihn zu sich empor und küßte und herzte ihn — bis es Morgen wurde und er zu neuem Knechtsdienst erwachte.

Seit dieser Nacht rieb er alle Abende an dem Wunderstein und war dann in der Nacht selig.

Aber einmal kam, als er sich schon schlafen legen wollte, sein Herr zu ihm und trieb ihn mit der Hetzpeitsche in die Ställe, die er die ganze Nacht hindurch säubern und fegen mußte.

Erst am Abend des darauf folgenden Tages war es ihm wieder vergönnt, sich durch den Zauberstein in die andere Welt zu versetzen, wo er frei, geliebt und glücklich sein durfte.

Als er aber wieder in den herrlichen Garten zu dem schönen Mädchen trat, frug ihn dieses: „Sage mir offen, wo warst Du gestern, warum kamst Du nicht zu mir?"

„Ach," entgegnete der Arme, „gestern war es schlimm um mich bestellt, mein böser Herr zwang mich, die ganze Nacht hindurch seine Ställe zu fegen."

Da lächelte die Huldin wehmüthig, küßte und herzte ihren Liebling wieder und sang ihm die ganze Nacht ein Lied vor, dessen Refrain immer mit den Worten endete:

„Muth und Eisen macht Dich frei."

Als der Hirt am andern Morgen wieder erwachte, hatte er diesen Rath nicht vergessen, wohl trieb er seine Schafe wieder hinaus in Wald und Feld, aber im Walde rüstete er sich eine furchtbare Keule zu und als sein Herr wie gewöhnlich kam, um nach ihm zu sehen und ihn wie gewöhnlich zum Willkomm mit einigen Peitschenschlägen traktirte, da stürzte er sich plötzlich muthig über ihn her und erschlug ihn mit einem einzigen Streiche.

Nun war er frei.

Er ließ seine Schafe Schafe sein, holte sogleich den Stein aus der Tasche, rieb an ihm und befand sich bei seiner Geliebten, die ihn seitdem, als einen ihrer würdigen Freien und Freier nicht wieder von sich ließ.

Auf der Oberwelt aber ward der Hirt seitdem nicht mehr gesehen."

Hebenstreit war zu Ende und that wieder einen Zug aus dem böhmischen Krystallglas.

„Eine seltsame Erzählung," meinte Elsi.

„Sieh," hob ihr Freund wieder an, „so träumt und dichtet sich in Lied und Sage das Volk die Freiheit. Man

soll daher nicht glauben, daß man vereinzelt steht, wenn man für sie ringt und kämpft, es kommt einmal die Stunde, wo sich das Volk der Sirenenstimme erinnert."

Während Hebenstreit noch einige Bemerkungen an dies Lieblingsthema knüpfen wollte, trat schon der Vater Elsis ein und rief ihm zu:

„Es ist Zeit, in die Loge zu gehen."

„Schon jetzt!" seufzte Elsi. „Ach laß uns doch noch etwas plaudern."

„Das geht nicht, Elsi, Dein Freund muß sogar heute eine Rede halten. Beurlaube ihn also nur."

Wenige Augenblicke später verließen Trosky und Hebenstreit das Haus.

3. Kapitel.

In der Loge.

„Wie wenn tief in der Erde Nacht
Verderbenbrütend den düsteren Schacht
Bis unter des Hauptwalls Felsengrund
Der kundige Minirer lenket;
Wenn in den unheilschwangeren Schlund
Des Pulvers Höllenkraft er senket
Und, schnell entrinnend, den leitenden Faden
Entzündet — noch ist es todtenstill —
Ein jäher Blitz — mit Donnergebrüll
Hat sich vernichtend die Mine entladen,
So raset heimliche Verschwörung."

Gaudy.

Es war schon ganz dunkel geworden, als sich die beiden Illuminaten von der Schmiede aus auf den Weg nach ihrer Loge begaben.

„Also die Todesfeier Kaiser Josef II. ist heute auf der Tagesordnung?" fragte Troský seinen jüngeren Begleiter, „und Du wirst als Meister vom Stuhle darüber eine Rede halten?"

„Ich sagte es Dir ja bereits."

„Ich frage mit Absicht zum Zweitenmal, weil ich Dich da auf etwas ganz besonders aufmerksam machen wollte."

„Und auf was?"

„Nimm Dich bei Deiner Rede in Acht!"

„Wir sind ja ganz unter uns, Alle haben dasselbe Gelübde abgelegt.“

„Wenn auch. Kaiser Josef lebt nicht mehr.“

„Das weiß ich.“

„Und in Toscana war die geheime Polizei so wunderbar gut organisirt wie noch in keinem anderen Lande.“

„Ah Du meinst, daß diese Einrichtung jetzt von dort nach hieher gepflanzt werden wird? Ich kann mir übrigens auch nicht denken, daß es dort so sehr gefährlich gewesen ist. Die Fama übertreibt immer Alles.“

„Ich glaube in diesem Falle nicht. Die geheime Polizei in Toskana war so vortrefflich, daß sie dem Großherzoge alle Familiengeheimnisse, ja so zu sagen, die verborgensten Gedanken seiner Unterthanen verrieth. Hier nur ein einziges, verbürgtes Beispiel. Der Marchese C* hatte sich nach vollendeten Studien auf Reisen begeben und hatte während der vier Jahre, die er dazu verwendete, einen großen Theil Europa's durchwandert. Er kehrte endlich nach seinem Vaterlande zurück und schrieb von Triest einem seiner Verwandten, der zugleich sein Schulfreund war, daß er ihm doch eine Strecke Weges entgegen kommen möge. Beide Freunde trafen sich in dem Gasthofe eines Grenzortes im Florentinischen und brachten dort einen Tag zu, theils um von der Reise auszuruhen, theils, um Muse zu gewinnen, sich Alles ungestört erzählen zu können, was sich während ihrer Trennung zugetragen hatte. Um sich ganz genießen und vertraulichen Gesprächen überlassen zu können, speisten sie auf ihrem Zimmer und entfernten, sobald aufgetragen war, die Bedienten, um sich lästiger Zeugen zu entledigen. Während des Mahles kamen sie endlich auch auf den Großherzog Leopold zu sprechen.

C*, den der Wein und das Wiedersehen eines alten Freundes aufgeregt haben mochte, ließ seiner Laune die Zügel schießen und erlaubte sich einige Bemerkungen über den Großherzog, die nicht ganz ehrerbietiger Art waren. Sein Freund bat ihn, zu schweigen, da die geheime Polizei fast jedes Wort erfahre und berichte. C* lachte über diese Aengstlichkeit, die ihm sehr übertrieben schien, da es ja, wie er meinte, unmöglich war, daß von ihrem Gespräche auch nur eine Sylbe bekannt würde, wenn nicht Einer den Andern verrathe. Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise nach Florenz fort. Kaum war C* in der Stadt und bei seinem Hause angelangt, und wollte eben den Wagen abpacken lassen, als er den Befehl erhielt, sogleich, ohne den mindesten Aufenthalt, Florenz zu verlassen, und sich auf seine Güter zu begeben. C* erstaunte nicht wenig über einen so unerwarteten Befehl — umsomehr, als er sich durchaus keine Ursache denken konnte, welche denselben veranlaßt haben mochte. Gleichwohl mußte er gehorchen und die Stadt sofort verlassen. Nach vierzehn Tagen jedoch erhielt er die Erlaubniß, am Hofe zu erscheinen. Leopold empfing ihn sehr freundlich, fragte ihn Verschiedenes über seine Reisen und sagte dann zu ihm: „Sind Sie nicht begierig, zu erfahren, was Ihnen die Strafe zugezogen hat, Florenz in dem Augenblicke, als sie eben ankamen, schon wieder verlassen zu müssen?" C* bejahte es, mit dem Zusatze, er wünsche es um so mehr, als er sich keiner Handlung bewußt sei, welche ihm den Unwillen Sr. kaiserlichen Hoheit habe zuziehen können. Leopold erzählte ihm hierauf fast wörtlich, was der Marchese und sein Freund in jenem Gasthofe unter vier Augen gesprochen hatten und fügte dann noch hinzu: „Nehmen sie sich künftig in Acht, ich lasse nicht gern über mich lachen und strafe härter." „Sieh,"

fuhr Troský fort, „eine solche geheime Polizei haben wir von jetzt an auch zu gewärtigen.“

„Und doch, — wenn Leopold sich nicht von bösen Räthen umgarnen läßt, wäre, denke ich, auch von ihm für die Sache der Freiheit Gutes zu hoffen.“

„Hoffen müssen wir es.“

„Er hat 25 Jahre in dem Erbe der Mediceer geherrscht und in mancher, besonders in volkswirthschaftlicher Beziehung seine Regierung zu einem Ideal erhoben. Die von ihm erlassenen bürgerlichen und peinlichen Gesetze waren höchst weise. Auch hat er, und das ist wohl das beste Anzeichen, der Uebermacht des römischen Hofes seine Ansprüche auf die berüchtigte Mathildische Schenkung und die Synode von Pistoja entgegengesetzt.“

„Aber er ist alt.“

„Was thut das, bist Du nicht auch alt?“

„Ja, aber es ist von ihm bekannt, daß er Ruhe und Ordnung über Alles liebt. Auch erzählt man sich schon allerlei.“

„Was erzählt man?“

„Daß er nur zweimal wöchentlich Audienz gibt. Kaiser Josef empfing täglich, fast stündlich möchte man sagen, Jedermann aus dem Volke, ohne daß es erst einer Anmeldung bedurft hätte.“

„Er starb jedenfalls zu früh für seine Völker, wenn er auch in manchen Fällen fehlgriff.“

„Auch erzählt man, Leopold habe eine Menge in dem Cabinete seines Bruders vorgefundene Papiere eigenhändig in den Kamin geworfen und sei damit sogar so rasch zu Werke gegangen, daß der Kamin zu brennen begonnen habe.“

„Was soll dies aber beweisen?“

„Man muthmaßt allerlei über diese Papiere.“

„Es klingt auch wirklich interessant.“

„Einige glauben, es wären Pläne zu noch einzuführenden Reformen gewesen —“

„Das wäre freilich möglich.“

„Wieder Andere halten sie für heimliche Anzeigen gegen Staatsbeamte, und noch Andere wollen wissen, daß es erledigte, oder vielleicht erst noch zu erledigende Bittschriften 2c. seien.“

„Wie dem auch sei; wir selbst dürfen unser Werk nicht ruhen lassen. Wir müssen wachen und arbeiten und ruhig abwarten wie Alles kommt, ohne uns selbst durch das Schlimmste entmuthigen zu lassen.“

Unterdeß waren die Beiden in eine Vorstadt gelangt und hielten hier plötzlich vor einem entlegenen Hause an. Bevor sie jedoch in dasselbe eintraten, bedeckten sie die Gesichter mit Masken. Alsdann pochten sie dreimal an die verschlossene Hausthüre. Dieselbe ward geöffnet. Vor ihnen stand ein robuster Mann, gleichfalls verlarvt, der die Thüre jedoch in der Hand behielt und sie nicht eher einließ, als bis sie ihm die Losung

„Resurrectio!“

zuflüsterten. Alsdann machte er ihnen Platz und führte sie in ein im Erdgeschosse gelegenes Gemach, wo sie wieder ein Maskirter empfing, dem sie diesmal ihre Ordensnamen zuraunten, worauf er sie ehrfurchtsvoll grüßte und in den Versammlungssaal führte. Die Wände dieses Saales waren über und über mit schwarzen Tüchern behangen. Ihr einziger Schmuck war Josef II. Bild, das im Hintergrunde des Saales von einem Kranze goldener Sterne umgeben hing. Sämmtliche Anwesende trugen Masken, mit Ausnahme eines Neophyten und seines Einführers, die unbedeckten Gesichtes in der

Mitte standen, während die Uebrigen alle längs der Wände auf Bänken saßen. An der vierten Bankreihe stand die Rednerbühne und ein Tisch für den Secretär der Loge. Der Saal war durch drei Kronleuchter erhellt.

Die Aufnahmsceremonie begann, sobald der Meister vom Stuhle auf der Rednerbühne Platz genommen und einem der Versammelten zugewinkt hatte, daß er die Prüfung mit dem Neuaufzunehmenden vornehme.

Der Betreffende erhob sich, maskirt wie er war, und schritt auf den Neuling zu.

Fünf Schritte von ihm entfernt blieb er stehen und schien ihn schweigend eine Weile mustern zu wollen.

Der Neophyt war ein junger, hübsch gewachsener Mann mit einem ausdrucksvollen Gesicht, aus dem jetzt helle Begeisterung hervorleuchtete, was seinen Zügen eine gewisse Verklärung verlieh.

Er warf einen Blick auf das Bild des Kaisers, dann auf die verlarvte Versammlung, der er nun auch bald angehören sollte, dann streifte sein Auge wieder einmal den Mann, der ihn eingeführt hatte. Dieser war bereits ein ältlicher Herr, dessen Physiognomie wenig Ansprechendes hatte. Seine dunklen Augen schauten unter dichten Augenbrauen etwas lauernd und verstohlen hervor, ähnlich denen einer Katze, die sich bewußt ist, daß sie der Hausfrau in der Küche soeben die Milch genascht hat. Seine Nase war auffallend spitz und nur wenig gebogen, erinnerte aber doch an den Schnabel eines Raubvogels, besonders, wenn sie mitunter sich, wie Etwas witternd, vorbeugte. Auch der Mund mit den vielen häßlichen Zahnlücken und den breiten aufgeworfenen Lippen war nicht geeignet, den Beschauer sympathisch für ihn

zu stimmen, ebensowenig als die gebückte Haltung, die wieder sehr gut zu seinen verdächtigen Augen paßte. Er war Geheimsekretär des Fürsten L. . . ., eines böhmischen Standesherrn, der sich jetzt seit langer Zeit in Wien aufhielt.

Die stummen Ceremonien, die in gegenseitigen Verbeugungen und Händedrücken bestanden, waren zwischen dem Examinator der Loge und dem von ihm geprüften jungen Mann bald gewechselt, jetzt erfolgte die mündliche Befragung:

„Du willst," hub der Maskirte an, „in die Loge der Illuminaten eintreten?"

„Ja, — ja!" entgegnete der Gefragte.

„Und Du kennst ihre Satzungen?"

„Ich kenne sie."

„Wie heißt ihr Losungswort?"

„Resurrectio!"

„Was ist ihr Ziel?"

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Völker und Menschen."

„Wodurch arbeitet sie diesem Ziele zu?"

„Durch Erleuchtung."

„Wie viel Lichter zündet sie an?"

„Fünf."

„Welches sind diese fünf Lichter?"

„Freies Denken, freies Forschen, freies Reden, freies Schreiben und freies Handeln."

„Welches ist ihr Glaube?"

„Gott, der ewige Geist, der die Menschheit im Lichte des Geistes und frei von der Hülle knechtischer Thierheit sehen will."

„Welches sind ihre Waffen?"

„Liebe, Muth, Geduld, Selbstverleugnung, Verschwiegenheit.“

„Wo ist ihre Werkstatt?“

„Im Herzen der Menschen, im Sitze der Gedanken, in Volk, in Staat und Haus!“

„Wo geht ihre Sonne auf?“

„Im Westen.“

„Wohin läuft ihr Strom?“

„Nach Nord, nach Ost und Süd.“

„Welche Sprache spricht sie?“

„Die des Denkens und die des Handelns.“

„Wozu verpflichtet sich derjenige, der ihr angehört?“

„Zu treuem Dienst ohne Frage warum, weshalb und wie.“

„Was trifft den Verräther?“

„Der Tod.“

Nun erfolgte der Schwur, alsdann wurde dem Neuaufgenommenen eine Maske gereicht und er, wie der ihn eingeführt, mischten sich verlarvt unter die Uebrigen.

Nach einer kleinen Pause erhob sich auf seiner Rednerbühne der Vorsitzende und begann mit lauter, wohltönender Stimme folgendermaßen zu reden:

„Wissende Brüder und Brüder der ersten Prüfung. Als Söhne eines gemeinsamen weiten Reiches, als Brüder, die ein heiliger Schwur verbindet, sind wir heute an dieser Stelle zusammen gekommeu, um eines großen Mannes zu gedenken, der erst vor wenigen Monden durch den unerbittlichen Tod von seinen Völkern, von uns, die er beherrschte, geschieden ist. Seit das oströmische Reich durch die Slaven in nicht viel geringere Bedrängniß gerieth, als das römische Westreich durch die Germanen, schien die Vorsehung der Bildung einer

europäischen, zum größten Theil aus Slaven bestehenden Mittelmacht öfter zuzulächeln.

Ein Zweig der polnischen Jagellonen suchte Ungarn und Böhmen zu vereinigen; — es hatte keinen Bestand, denn er ging mit dem unreifen Ludwig bei Mohács unter. Böhmen bildete immer den Hauptpol all dieser Bestrebungen. Es war in der That einst ein großes und herrliches Reich. Von den Thoren seiner zweiten Hauptstadt Nürnberg, bis tief in Brandenburg, in Pommern, in Großpolen, bis nach Oesterreich hinab, hatte Carl der Vierte die Westslaven größtentheils vereinigt. Selbst die Wenden am adriatischen Meere erkannten unter ihm die Macht und das Recht der böhmischen Krone an. Jenes Böhmen war ein gewaltiges Reich, glänzend durch Wissen und stark durch die Waffen. Unter den Letzten des einheimischen Königshauses der Přemysliden schien eine Vereinigung Ungarns mit Böhmen und Polen mehrmals ganz nahe. Die für Ungarn so glückliche ihm zum adriatischen und schwarzen Meere, auch noch die Ost- und Nordsee eröffnende Vereinigung mit Polen, bestand leider all zu kurz unter Ludwig dem Großen von Anjou, der in der Provence und in Neapel, wie in Krakau herrschte. Auffallende Anziehungskraft zwischen Ungarn und Polen leuchtet durch die ganze Periode der Jagellonen hervor. Ein Heldenjüngling mit der polnisch-ungarischen Doppelkrone, Wladislav, erlag bei Varna. Gegen den verhaßten Luxemburger Siegmund rief die gemäßigte Partei der Kelchner, wie der Katholiken Böhmens, einen Jagellonen herbei.

Nach den vielfach gescheiterten Versuchen der Jagellonen nahm ein anderes den Slaven wie den Ungarn weit entfernteres Haus, das der Grafen von Habsburg, welches 1700 in der spanischen und vierzig Jahre darauf in der deutschen

und kaiserlichen Linie völlig erlosch, die Idee eines europäischen Mittelreiches auf. Seit Albert I., seit dem Zerreißen der Freiheitsbriefe Wiens, seit dem Bruch der steirischen Handfeste, seit dem allzukühnen Versuch der schweizerischen Landvögte, ging durch dies Geschlecht ein einziger, bewunderungswerth konsequenter Zug, die Begründung der Machtvollkommenheit der Dynastie, die sich auf den Ruin früherer Verfassungen gründete.

Die Ungarn und Böhmen verloren über diesem Zug nicht blos viele ihrer früheren Rechte, sie büßten vielleicht in Folge davon auch ihre schönsten Außenwerke ein, die Ungarn: Serbien, Albanien, Bosnien, die Moldau und Wallachei (an die Türken), die Böhmen (an die Preußen): Schlesien, Glatz und die Lausitzen.

Erst mit dem ersten Habsburg-Lothringer, mit Josef II. sollte das bisherige System eines den Völkern, auf die es angewandt wurde, ganz entgegenstehenden, unhistorischen Despotismus, einen Stoß erhalten. Josef II. bekämpfte in seinem Leben drei Ungethüme, drei Erzfeinde des Menschenglücks: „die Unwissenheit, die feudale Knechtschaft und die Armuth."

Ihm gebührt das hohe Lob, daß er das geistige Scharfrichterthum, den Druck, welcher bisher auf der Büchercensur geherrscht hatte, aus eigenem hohen Antriebe aufhob und daß er die den Tartüffen so gewaltig unangenehme Norm erließ: „Kritiken, wenn es anders keine Schmähschriften sind, nicht zu verbieten, sie mögen den Landesherrn selbst, oder den letzten Unterthan treffen." Er untersagte, um seine Völker von Rom unabhängig zu machen, alle Verbindung einheimischer Klöster mit auswärtigen Ordensgesellschaften, erneuerte das Verbot, keine päpstliche Bulle, ohne das landesherrliche Placetum anzu-

nehmen, verbot es den jungen Theologen seiner Länder im Collegium Germanicum in Rom oder im kroatischen Kolleg zu Bologna zu studiren. Ebenso gestattete er nicht mehr die Sendung von Geldern nach Rom und befahl, daß auch die Dispensionen nur unentgeltlich aufgenommen werden dürften. Und in demselben Geiste erließ er das Toleranzedikt.

Die feudale Knechtschaft bekämpfte er durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und durch die Abschaffung der früher vielfach üblich gewesenen geheimen Bestrafung der Adeligen. Der Aristokratie gegenüber schuf er, in der freundlichen Absicht, dem Volke berechtigte und wachsame Tribunen zu geben, einen großen Beamtenstand, der vielleicht ein Segen gewesen sein würde, wenn er die strengen Vorschriften des Kaisers nie vergessen hätte, daß: „Freimüthigkeit und eigenes Streben nach Abstellung der Mißbräuche und alles unnöthigen Umtriebes eines Jeden Pflicht, daß das Gute nur Eins sei und daher Nation, Religion, Stand &c. keinen Unterschied machen dürfe, daß es nicht genug, wenn der Landesfürst kein Despot und seine ersten Diener keine Plusmacher seien &c. &c.“

Die Armuth bekämpfte er, indem er Handel, Verkehr und Gewerbe hob, Freihäfen kreirte und die Zwangsvorschriften bei den Zünften und Handwerken für erloschen erklärte, indem er den früher berechtigten Müssigang gewisser Stände störte und die Arbeit durch eigenes erhabenes Beispiel adelte.

Josef der Zweite hat den Aberglauben, den finstere, blutige Mächte wie dicke undurchdringliche Wolken über seine Länder gelegt hatten, die sich zwischen Monarch und Volk stellten, entwurzelt, dem Volke den Genuß seiner Arbeit, den Schutz des Gesetzes gegen die Willkür verliehen.

Deshalb trauern wir um ihn.

Aber wir trauern um ihn auch noch aus einem anderen Grunde, der große Mann war nicht frei von großen Irrthümern. Er wollte eine neue Geschichte schaffen, ohne auf die historischen Vorbedingungen seiner Völker Rücksicht zu nehmen. Er wollte eigenmächtig einen gewaltigen Bau aufführen, ohne ihm jedoch jene Stützen zu geben, die ihn allein sicher befestigt und für alle Zeiten unerschütterlich gemacht haben würden. Seinen Völkern, die keineswegs ursprünglich an Despotismus gewöhnt gewesen waren; die früher alle ihre besonderen Verfassungen gehabt hatten, hat er es leider versäumt, wieder eine weise, auf innere Unabhängigkeit gegründete Verfassung zu geben. Der Liebe, ja der blinden Anhänglichkeit der Massen gewiß, konnte er seine Völker durch einen einzigen Wink wieder in ihre ursprünglichen Rechte einsetzen, welche von seinen Nachfolgern unverändert beobachtet werden mußten.

Das hat Josef II. nicht gethan, das hat er versäumt und deshalb hat er noch bei Lebzeiten den halben Verfall seines in aufgeklärtem Despotismus emporgeführten Bau's mit ansehen müssen.

Dennoch hat er Großes gewirkt, er hat Bahn gebrochen. Wenn auch ein irriges System ihn leitete, sein Wollen war zu lichtvoll, um ohne Lichtspur wieder in der Nacht der Zeiten zu verschwinden. Er hat einen Samen ausgestreut, der ein Mal doch ganz aufgehen, Blüthen und Früchte treiben wird. An uns aber sei es, das Erdreich zu lockern und es mit unserem Blute zu begießen, wenn es Noth thut. Wir haben es geschworen — wir werden unseren Schwur nie vergessen!"

Nach dem Meister vom Stuhle sprachen noch mehrere Redner über dasselbe Thema.

Zuletzt erhob sich auch der Geheimsekretär des Fürsten L . . ., der speciell an den Schluß der Rede Hebenstreits anknüpfend, darauf aufmerksam machte, daß man jetzt eine ganz besondere Thätigkeit entfalten müsse.

Zu diesem Ende brachte er auch in Vorschlag *), die Loge der Wiener Illuminaten möge der Nationalversammlung in Paris dafür, daß sie die Mönchgelübde abgeschafft habe, ihren Dank votiren und einen Abgesandten ernennen, der sich dorthin begeben und mit den Männern der Revolution in Verbindung setzen solle.

Da Niemand sich gegen diesen verfänglichen Antrag erhob, so wurde er als allgemein angenommen betrachtet, und der Sekretär der Loge forderte in Folge dessen den Meister vom Stuhle auf, die Wahl des Abgesandten vorzunehmen.

Hebenstreit erklärte, daß er am liebsten selbst nicht anstehen würde, diese ebenso schwierige und gefahrdrohende als ehrenvolle Mission zu übernehmen, wenn ihn nicht der Schwur, den er bei Annahme seiner Würde abgelegt, daran verhindere. Er schlug dafür aber den Bruder Gallus als den Geeignetesten vor, diese interessante Fahrt zu unternehmen und forderte denselben gleichzeitig auf, alle Einwendungen, die er etwa gegen diesen Auftrag vorzubringen habe, sogleich zu machen.

Nun erhob sich Bruder Gallus und erklärte, daß er sich durch das ihm zu Theil gewordene Vertrauen sehr glücklich fühle, daß er für seine Person gegen den ihm ertheilten Auftrag nichts geltend zu machen wisse und er vielmehr sofort,

*) Genau historisch.

nachdem ihm die Loge noch genauere Instruktionen ertheilt haben würde, seine Reise nach Paris antreten wolle.

Es wurden hierauf mehrfach Instruktionen in Vorschlag gebracht, endlich aber eine allgemeine Einigung über die folgenden *) erzielt.

1. „Bruder Gallus wird sich bei den freiheitliebenden Mitgliedern der Nationalversammlung, bei Redaktoren von Journalen und Schriftstellern überhaupt Zutritt verschaffen.“

2. „Er wird sie von den Absichten der Logenbrüder unterrichten und sich mit ihnen über die Mittel verständigen, welche angewendet werden müssen, um das Reich der Freiheit auch in unserem Vaterlande herbeizuführen.“

3. „Er wird die in Paris anwesenden Deutschen beobachten und ihr Thun ausforschen.“

4. „Er wird auf dem ihm bekannten Wege über Alles genau Bericht abstatten.“

Nachdem diese Berathung vorüber und die oben angeführten Instruktionen, sobald sie zum Beschluß erhoben, vom Sekretär auf einem mit dem Zeichen der Loge versehenen Bogen Papier niedergeschrieben, dann kouvertirt und versiegelt dem Bruder Gallus übergeben worden waren, trat eine Pause ein, in der sich die Logenbrüder in kleine Gruppen theilten oder in die anstoßenden Zimmer begaben.

Unterdeß setzte sich Hebenstreit an den Tisch des Sekretärs und überflog da einige für ihn zurecht gelegte Papiere. Während dieser Beschäftigung pflegte er die Berichte einzelner Brüder entgegenzunehmen.

*) Dieselben sind wörtlich einem Memoirenwerk über die damalige Zeit entlehnt.

Einer der Maskirten näherte sich ihm denn auch jetzt bald, flüsterte ihm seinen Namen zu und begann dann zu sprechen:

„Hoher Meister vom Stuhle, ich habe heute einen Brief aus Ungarn erhalten."

„Bringt er wichtige Neuigkeiten?"

„Ich denke ja."

„So theilt mir sie mit."

„Sämmtliche deutsche Beamte sind von den Magyaren verjagt worden und auf der Flucht aus Ungarn begriffen."

„Eine wichtige Neuigkeit."

„Noch mehr."

„Was ist weiter geschehen?"

„Die in den Niederlanden lodernde Empörung hat die Magnaten Ungarns lüstern gemacht, die Zeiten der Rákoczy und Tökölys zu erneuern. Sie haben zu diesem Behufe bereits mit Frankreich Verbindungen angeknüpft und auch den preußischen Hof um Unterstützung angesprochen, welche dieser ihnen auch wirklich zugesagt hat." *)

„Ist es möglich?"

„Mein Gewährsmann schöpft aus untrüglichen Quellen."

„Habt Ihr noch mehr solcher Notizen?"

„Noch eine."

„Ich bin begierig sie zu hören."

„Die ungarischen Verschworenen gedenken nächstens einen Vertrauten nach Wien zu senden, um auch mit uns womöglich in Verbindung zu treten."

*) Auch dies ist ein historisches Faktum, auf welches wir im Verlauf dieses Romans noch ein Mal zurückkommen werden, um unseren Lesern zu enthüllen, wie weit man in Berlin die schlimmsten Seiten des Macchiavellismus trieb.

„Ist schon Jemand zu dieser Sendung bestimmt und kennt Ihr vielleicht auch schon seinen Namen?"

„Ja."

„Und wie heißt er?"

„Martinovič."

„Gut. Ich werde mir diesen Namen merken."

Der maskirte Berichterstatter über die ungarischen Verhältnisse verbeugte sich und verlor sich gleich darauf in einer Gruppe Logenbrüder.

Ein anderes Mitglied des Geheimbundes trat jetzt an Hebenstreit heran.

„Hoher Meister, flüsterte dieser, ich habe Wien nach seiner Stimmung durchforscht."

„Und wie habt Ihr es gefunden?"

„Gedankenlos."

„Wie meint ihr das?"

„Das Volk freut sich, fast ohne Erinnerung an den hingeschiedenen Monarchen auf die morgen stattfindende Huldigungsfeier des neuen Kaisers."

„Wie denkt man über ihn?"

„Man hofft von ihm Alles. Der Pöbel denkt, er werde nicht mehr zu arbeiten brauchen, die Zünfte hoffen auf Wiederherstellung ihres alten Zunftunwesens, die Geistlichkeit schmeichelt sich, daß die Zeit Ferdinands II. zurückkehren werde und der Adel hofft, daß er seine Bauern wieder als Lastthiere betrachten dürfe."

„Vielleicht irren sich Alle. Morgen habt ein offenes Aug und Ohr auf die Stimmung des Volkes während der Feierlichkeiten."

„Sehr wohl."

Der Maskirte verschwand.

Hebenstreit rief jetzt mit einer Klingel alle Mitglieder in den Saal zurück, stieg dann wieder auf die Rednerbühne, um zum Schluß der heutigen Loge folgendes Gebet zu sprechen:

„Geist der Welt, der Du in der Unendlichkeit wohnst, gib, daß wir Dir ähnlich werden, frei und wissend, wie Du! Oeffne die Augen der Verblendeten, welche die Welt in Sklaverei halten, und laß sie alle Menschen als ihre Brüder erkennen und lieben.“

Hiermit war die geheime Versammlung zu Ende.

Ein Jeder verließ das Haus, auch Hebenstreit und Trosky.

4. Kapitel.

Am 4. April 1790.

Verwirrung ist in meinen Lebensgeistern,
Wie sie nach einer wohlgesprochnen Rede
Vor einen theuern Prinzen wohl im Kreis
Der murmelnden, zufried'nen Meng' erscheint,
Wo jedes Etwas in einander fließend
Zu einem Chaos wird von nichts als Freude,
Laut oder sprachlos. —
Shakespeare.

Non, l'avenir n'est à personne!
Sire! l'avenir est à Dieu!
A chaque fois que l'heure sonne
tout iu bas nous dit adieu.
L' avenir! l'avenir .... mystère!
Victor Hugo.

Wer am Nachmittag des 4. April 1790 durch die festlich geschmückten Straßen der Kaiserstadt Wien ging, mußte auf den ersten Blick wahrnehmen, daß etwas ganz Außerordentliches los sein müsse. Das Volk wogte in seinem Sonntagsschmuck durch die Straßen und über die Plätze. Alle Fenster waren mit Neugierigen, besonders mit schönen und nichtschönen Frauen und Mädchen besetzt und von Zeit zu Zeit theilten glänzende Gallaequipagen im Galopp die Menge.

Am Vormittage hatte die feierliche Huldigung des Landes Oesterreich ob und unter der Ens stattgefunden.

Jetzt am Nachmittage und am Abende fanden auf allen Plätzen öffentliche unentgeltliche Belustigungen für das gemeine Volk statt, das überall jauchzt, wo es panem et circenses erwischt.

Der Bürgerstand feierte im eigenen Hause oder draußen im Prater bei vollen Weinflaschen den neuen Herrscher.

Der hohe Adel aber und die Herren Prälaten ließen es sich jetzt in den Prunksälen der Kaiserburg an langen wohlbesetzten Tafeln überaus wohl sein.

Wenden wir uns zuerst nach dem Prater hinaus.

Obwohl dieser beliebteste Wiener Erholungsort noch nicht im Frühlingsschmuck prangte, so war er doch heute so stark besucht, als ob bereits der Sommer seinen feierlichen Einzug gehalten hätte.

In allen Vergnügungs- und Trinkbuden war es so überfüllt, daß kaum eine Stecknadel zu Boden fallen konnte. Viele Tische und Stühle waren auch ins Freie auf den schon wieder ergrünenden Rasen unter die Bäume des Praters gesetzt und ebenfalls alle bereits in Beschlag genommen. Es war äußerst schwer noch ein Plätzchen zu erhalten.

Da saßen an einem Tisch lustig tobende Studenten, an einem anderen Offiziere, wieder an einem andern alle möglichen Stände in buntem Gemisch durcheinander gewürfelt, ohne daß etwa ein kaiserlicher Rath darüber die Nase gerümpft hätte, daß sich neben ihn ein kerngesunder Fleischhauergeselle hingepflanzt hatte.

Treten wir an einen dieser Tische näher heran.

Gerade dieser ist ausschließlich von wohlhabenden, behaglichen Bürgern besetzt, denen man es an dem guten enbonpoint und den leise gerötheten Nasen ansieht, daß Schmal-

hans keineswegs bei ihnen die Stelle eines Küchenmeisters vertritt.

Das große Wort unter ihnen führte ein starkgebauter, sonst auch ziemlich dicker Mann, dessen ganzes Gesicht, das sich durch eine ganz superbe Stumpfnase, durch kleine Bacchusaugen und durch einen Mund auszeichnete, den die Natur scheinbar ursprünglich für einen anthropophagischen Karaiben bestimmt haben mochte, heute in einem gewissen Rosenschimmer gekleidet ist.

Ob an diesem Glorienschein die loyale Bürgerfreude oder das viele loyale Essen und Trinken, dem er sich heute ex officio unterzogen, mehr Ursache sei, wollen wir vorläufig unentschieden lassen.

Von seinen Tischgenossen wird er Herr von Hackl genannt.

Dieser Hackl, dessen „von" lediglich der guten Wiener Nobilitirungssitte abstammte, die jeden anständig gekleideten Menschen mit dem billigen Attribut sozialer Verehrlichkeit beschenkt, ist ein Mann, der unlängst dadurch großes Aufsehen erregt, daß er im Glückstopf plötzlich achtzigtausend Gulden gewonnen hat.

Die Vorsehung scheint mitunter dem armen Sterblichen gegenüber ein gütiges Einsehen zu haben.

Was hätte unser biederer bürgerlicher Freund Hackl mit seinem durstigen, beständig nach Heurigem und Ofener schmachtenden Gaumen, was mit seinen unverhältnißmäßig trefflich entwickelten Kauwerkzeugen und dem entsprechenden Magen anfangen sollen, wenn ihm der Himmel nicht plötzlich ohne alle eigene Mühe achtzigtausend Gulden beschert hätte?

Man hat von manchen Leuten behauptet, daß sie geborene Feldherren, geborene Grafen, Staatsmänner oder gar

Könige gewesen seien, von Herrn Hackl konnte man dagegen jedenfalls mit Recht behaupten, daß ihn die Natur schon von dem Moment zu einem Kapitalisten bestimmt habe, als seine Hebamme der erstaunten Mama zuerst zurief: „Jesus, Maria, hat das Kinderl a riesiges Maul!“

Oder war es vielleicht eine holde Fee gewesen, die das graziöse Mündchen des Neugeborenen mit ihrem Zauberstab blos deshalb in einen gelinden Rachen verwandelt hatte, damit er späterhin auch im Stande sei, das ihm bereits zugedachte Glück recht im Vollen genießen zu können?

Wie dem auch sei, Herr Hackl war jedenfalls ein loyaler Bürger und getreuer Unterthan.

Eben lüftete er wieder seinen dreieckigen Hut, unter dem ein ganz gewaltiger Zopf nach hinten zu beständig wie das Bugspriet eines Ostindienfahrers balancirte und rief, unter Erhebung seines bis zum Rande wieder frisch mit schäumendem Ungarwein gefüllten Seidelglases:

„Und unser allergnädigster Kaiser und Herr soll zum einundsiebzigsten Male leben — hoch — hoch und nochmals hoch!“

„Hoch!“ stimmten seine Tischnachbaren freudig erregt mit ein.

„Aber, lieber Herr von Hackl,“ meinte der Jüngste unter der Gesellschaft, „Ihr zählt nicht recht genau. Ihr habt Se. Majestät erst neunundvierzigmal leben lassen.“

„Sapperment,“ entgegnete Hackl, „ich meine doch, daß ich es mehrmals gethan hätte. Ich könnte mir es nie verzeihen, wenn ich es an einem solchen Tage nicht bis auf hundert Toaste brächte!“

„Vielleicht habt Ihrs einigemale in Gedanken gethan!“

„Das ist, meiner Seel', möglich, ich muß halt mehr auf mich aufpassen! Aber schau, ich werd's mir jetzt jedesmal aufnotiren."

Und damit nahm er einen Bleistift aus seiner Brusttasche und zeichnete auf die Tafel die Anzahl seiner gutgemeinten Hochrufe auf.

Unter den übrigen Tischgästen zeichnete sich nächst Hackl ein fabelhaft dicker, kleiner Mann aus, den die Uebrigen Herrn von Schnadahupfl nannten.

Dieser kleine, dicke Mann hatte ein echtes Vollmondsgesicht, das einem überreifen Kürbis durchaus nicht unähnlich sah. Seine Augen besaßen eine seltsame, sprühende Lebhaftigkeit, die auf einen echten Sanguiniker schließen ließ. Sein Kinn glich jenen gesegneten Kinnen, die man heutzutage nur noch in einigen Klöstern Süditaliens findet; es war so fett, wie der Höcker eines Dromedars und glänzte, als ob es ein seines Amtes überaus kundiger Stiefelputzer gewichst hätte. Dagegen glich wiederum seine kleine, gothisch-spitze Nase einem jener steinernen heimlichen Gemächer, die so oft die Façade alter Ritterburgen entstellen.

Er war seines Zeichens ein Handschuhmacher, hatte aber das Glück gehabt, durch eine Dame vom Hofe in Mode zu kommen, die sich in seine Augen oder in sein Kinn oder gar vielleicht in seine Nase verliebt hatte.

So viel stand fest, er konnte nicht genug Handschuhe liefern. Er ließ bereits, um der Nachfrage zu genügen und nachdem zwölf Gesellen dem Bedürfniß nicht hinreichend entsprechen konnten, Handschuhe für sein Geschäft in Prag arbeiten, wo die Arbeitskraft, damals, wie leider auch noch heute, so billig war, und noch immer nicht konnte er genug beschaffen,

um all die lieben Patschpfötchen der Marquisen, Komtessen, Baronessen und ihrer unterschiedlichen Kammmerkätzchen in Ziegenfell zu kleiden.

Sonderbar, die Ziege gilt durchaus nicht für das Symbol der Sittlichkeit und doch strebten alle komfortablen Jungfrauen Wiens, sich mit ihrer gegärbten Enveloppe ihre zarten Finger zu überkleiden.

Herr von Schnadahupfel war an diesem Tage natürlich sehr gut aufgeräumt.

„Ah, was da," rief er jetzt, „warum soll man die Toaste zählen? Ich zähl' sie nicht, ich trink' und stoß an, und stoß' an und trink', mein ganzes Herz ist heut ein einziger Hochruf."

Ihm gegenüber saß ein reicher Schneider.

Dieser Schneider hatte zwar auch eine Nase, welche die rosenfingrige Eos bestrichen zu haben schien, aber dennoch floß er nicht wie die Anderen von eitel Loyalität über.

Wer enträthselt uns das Geheimniß, warum die Friseure immer Reaktionäre, die Schneider immer verdammte Jakobiner sind?

Wer erklärt uns, welch böser Genius in den Herzbeutel dieses reichen Mannes von der Scheere das Drachengift revolutionärer Denkart gegossen hatte?

Meister Hansjupp war ein unruhiger Kopf, dafür konnte er so wenig, als der Kaiser von China dafür kann, daß eine uralte Hausregel ihm gestattet, Hühneraugen zu haben. Es liegt im Handwerk, es liegt vielleicht in der frivolen sitzenden Lebensart der Schneider, die ihre erhobenen Füße in die Löcher der Hölle stecken, daß sie so demokratische Köpfe sind.

„Wie," rief Meister Hansjupp jetzt mit recht sanskulot-

tischer Entrüstung aus, „kann man sich nur um die Toaste streiten, die man einem Manarchen ausbringt, von dem man noch nicht ein Mal weiß, wie er werden wird!"

„O," erwiderte Hackl mit lallender Zunge, „o, o, wie kann nur solch gottlose Rede von unserem Tische ausgehen, o, o!"

„Wie," rief wiederum Schnadahupfl, „kann man nur in Leopold II. den mindesten Zweifel setzen, ist er nicht als einer der weisesten Regenten Europas bekannt?"

„Er hatte," fiel ein Dritter ein, „in Toscana sogar die Todesstrafe abgeschafft!"

„Und ist er," begann Hackl wieder, „nicht etwa auch ein Sohn unserer geliebten höchstseligen Kaiserin Maria Theresia?"

„Und Maria Theresia hatte die Liebe aller ihrer Unterthanen."

„Und von seinem Vater hat er die Liebe zu den Wissenschaften geerbt."

„Und wie erklärt Ihr dann," begann der böse Schneider wieder, „sein Betragen gegen den sterbenden Bruder?"

„Wie so?" frug Hackl.

„Was faselt Ihr da, Meister Hansjupp?" schrie Schnadahupfl.

„Erzählt, wie Ihr's meint!" riefen die Uebrigen.

„Vor allen Dingen," hub Hansjupp, dem es etwas ängstlich werden mochte, wieder an, „muß ich erklären, daß ich einer der getreuesten Unterthanen Seiner Majestät des Kaisers Josef II. war. Hier aber scheint mir's fast, als ob allerhand Patrioten säßen, die dem höchstseligen Kaiser zu seinen Lebzeiten schon ein seliges Ende gewünscht hätten."

„Das ist nicht wahr!" schrie Hackl.

„Was," frug Hansjupp, „daß ich den Kaiser Josef geliebt, oder daß Ihr ihn nicht geliebt?"

„Ich habe ihn lieb gehabt, meiner Seel', ich habe ihn lieb gehabt! Er war ein Kaiser wie wir so leicht keinen wieder finden!"

„Seht's, Herr von Hackl, da habt Ihr ganz gewiß recht, so gut wie die böhmischen Bauern recht haben."

„Was ist's mit den böhmischen Bauern?"

„Nun, die böhmischen Bauern erinnern sich eben daran, daß sie durch Kaiser Josef wieder in ihre Menschenrechte eingesetzt worden sind, daß sie durch ihn Freiheit und Eigenthum wieder erhalten haben, und deshalb nehmen sie an vielen Orten, wie es heißt, die gemalten oder geschnitzten Heiligen aus den Kirchen heraus, stellen an deren Stelle Kaiser Josef's Bild und zwingen die Geistlichen vor demselben Messe zu lesen."

„Ist das möglich?"

„Ja, so ist's geschehen!"

„Aber was meintet Ihr vorhin von dem Betragen Leopolds gegen den sterbenden Bruder?"

„Nun seht, seit einigen Jahren hatten sich zwischen diesen beiden Söhnen Maria Theresias Mißverständnisse eingeschlichen."

„Mißverständnisse?"

„Jawohl."

„Und wie kam das?"

„Auf sehr einfache Weise. Kaiser Josef, der stets sein Augenmerk darauf richtete, daß die Staatsgelder nicht unnützer Weise verschwendet würden, hatte von Leopold verlangt, daß

dieser, im Falle Josef früher sterbe, die Erbfolge an seinen Sohn, den Erzherzog Franz, abtreten sollte, um die Millionen, welche die Kaiserwahl kostete, zu ersparen. Dieser Vorschlag, dem von Seite Josefs blos die Sorge für das Beste des Landes zu Grunde lag, beleidigte Leopold. Er verwarf ihn und weigerte sich auf die vielfältig wiederholten Vorstellungen seines Bruders entschieden, dem Recht der Erbfolge zu entsagen. Seit diesen Tagen begann eine Spannung zwischen den beiden hohen Brüdern, die bis zum Tode des Kaisers Josef fortdauerte.

Als sich dieser aber seinem Lebensende nahe fühlte, wünschte er sehnlich, seinen Bruder noch ein Mal zu sehen und sich mit ihm über verschiedene Staatsangelegenheiten zu besprechen. Er schrieb daher einige Male an ihn und bat ihn dringend, ihn sobald als möglich zu besuchen; aber jede Bitte des sterbenden Bruders blieb erfolglos; und als auch auf das letzte, in zärtlich rührenden Ausdrücken abgefaßte Gesuch neue Entschuldigungen erfolgten, sagte Josef mit weicher Stimme: „Nun sei es! Ich sehe, daß ich selbst des kleinsten Trostes beraubt, sterben soll!" *)

„Das kann nicht wahr sein!" rief Hackl.

„Vielleicht," meinte ein Anderer, „hat Kaiser Leopold gar nicht daran geglaubt, daß das Ende seines Bruders schon so nahe sei."

„Und doch," warf der unverbesserte Schneider dagegen wieder ein, „ist es allgemein bekannt, daß zu Florenz beinahe

*) Diese Worte werden allerdings als historisch angeführt. Der Charakter Kaiser Leopold II. beweist aber, daß es nicht Gründe der Lieblosigkeit sein mochten, welche ihn abhielten, die Reise von Toscana nach Wien zu machen.

vier Wochen vor Kaiser Josefs Tode alle Anstalten zur Abreise nach Wien getroffen waren und daß diese dann auch wenige Stunden nach der Ankunft des Kouriers erfolgte, welcher die Nachricht von der Thronerledigung überbrachte."

„Das kann schon sein," rief der Handschuhmacher wieder, „aber deshalb braucht das Erste noch nicht wahr zu sein. Ich meine das allzugefühlvolle Herz Leopolds war allein daran Ursache, daß er nicht früher abreiste. Er hat den geliebten Bruder nicht leiden sehen, dessen letzte Stunden nicht durch seinen eigenen Schmerz noch erschweren wollen."

„Nun es mag ja sein," lenkte Hansjupp wieder ein, „aber . . ."

„Was habt Ihr schon wieder zu abern?"

„Habt Ihr denn auch davon gehört, daß der Kaiser Leopold gleich am Abend seiner Ankunft befohlen hat, daß in den Zimmern der Kaiserburg, die, wie man es unter dem verstorbenen Monarchen gewohnt war, nur sparsam erleuchtet waren, mehr Lichter angezündet werden sollten?"

„Das ist ja gerade gut," entgegnete Hackl, „das ist doch das offenbarste Anzeichen seiner großen Liebe für die Aufklärung!"

„Nein," fuhr der Schneider wieder fort, „die Liebe zur Aufklärung brauchte sich wohl nicht in solcher Weise zu äußern, ich glaube vielmehr, daß es uns anzeigt, daß von nun an die Einfachheit, die unter dem höchstseligen Kaiser Josef in der Burg herrschte, glänzender Kaiserpracht weichen wird."

„Aber das wäre ja erst recht gut!" rief der Handschuhmacher ganz begeistert. „Glänzende Kaiserpracht, die brauchen wir, die bringt Geld unter die Leute und wir Bürger leben ja vom Hofe."

„Lassen wir das ganze Gerede sein," unterbrach der biedere Hackl jetzt diese Unterhaltung, „es stört mich im Ausbringen meiner Toaste. Wenn ich es bis auf Hundert bringen will, dürft Ihr mir nicht in der Nähe Allotria treiben. Was nützt ein Hoch auf den Monarchen, wenn man es mit zerstreutem Sinn ausbringt, also schenkt ein! Se. Majestät der Kaiser Leopold II. soll leben zum zweiundfünfzigsten Male, hoch — hoch und noch ein Mal hoch!"

Alle stimmten in den Hochruf mit ein.

Von diesem Tisch drohte der Dynastie wohl keine Gefahr.

Wenden wir uns jetzt an einen andern Tisch, an dem gerade, nachdem er leer geworden, sich eben ein kurzer untersetzter Herr in ziemlich schäbigem Anzuge niedergelassen hat.

Dieser Mann hatte eine Physiognomie, aus der man ohne Mühe zweierlei herauslas: „Gemeinheit und Genußsucht."

Unter seinen nicht unregelmäßigen Zügen lagert der Hauptzug der Frivolität.

Aus seinen wasserblauen Augen spricht jene Falschheit, die weniger einer angeborenen Naturanlage als der Gewohnheit entstammt, alle Dinge in egoistischem Sinne abzuwägen. Sein etwas spitziges Kinn vermehrt das Unheimliche seines Gesichts.

Er hat noch bei keinem der herumlaufenden und die Gäste bedienenden Kellner etwas bestellt und starrt in Gedanken versunken eben gerade aus vor sich hin, da wird er plötzlich durch einen uniformirten Polizeikomissarius aus seinem Hinbrüten mit den Worten geweckt:

„Ei, Herr Professor Hoffman, wie kommen Sie hieher?"

„Aus Ungarn," erwiderte kurz der so Angesprochene.

„Aus Ungarn?"

„Allerdings."

„Und warum haben Sie dies schöne Land verlassen?"

„Weil die Herren Magyar ember's mich wie Alle übrigen deutschen Lehrer und Beamte fortgejagt haben."

„Das ist bös."

„Ei freilich, aber man darf nicht den Muth darüber verlieren."

„Brav, Herr Professor, Sie sind wirklich eine Art Seneca. Wie sieht es denn jetzt im Lande der Hunnen aus?"

„Ach, Herr Polizeikommissarius, dort ist's jetzt sehr traurig. Der Adel ist ganz außer dem Häuschen. Die Magnaten schicken sich an, ihre Vorrechte und Freiheiten mit Gewalt zu behaupten. In jedem Komitate versammeln sich die Banderien; die Kongregationen werden unter wildem, lärmenden Durcheinanderschreien abgehalten; man greift zum Säbel, wenn sich der Gegner durch die vorgebrachten Gründe nicht gutwillig überzeugen lassen will, alle unter Josef in Ungarn angestellten Deutschen sind aus dem Lande vertrieben, die deutsche Kleidung ist proskribirt, sogar hie und da an den Galgen genagelt worden."

„Das ist ja entsetzlich!"

„Aber noch lange nicht Alles!"

„Was ist denn noch geschehen?"

„Viele josephinische Verordnungen sind in einigen Komitaten öffentlich verbrannt worden."

„Das ist ja Hochverrath!"

„Und doch ist das noch nichts gegen manche andere Unthaten dieser Barbaren!"

„Aber so erzählen Sie doch, Herr Professor; he, Kellner,

bringt uns eine Flasche Wein! Ich bin ganz Ohr über alle die Gräuelthaten, die Sie mir mittheilen. Weiter, Freundchen, weiter!"

Der hurtige Kellner brachte Wein und der Polizeikommissär glaubte mit diesem Freundschaftstrunk am besten die Zunge des vertriebenen Professors lösen zu können.

Dieser fuhr nach einem tüchtigen Schluck in seinem Schauderbericht weiter fort:

„Nicht genug jedoch mit allen diesen Unthaten gehen einige Magnaten noch weiter. Sie behaupten, Kaiser Josef sei, weil er sich nicht krönen ließ, kein rechtmäßiger König von Ungarn gewesen, das Haus Oesterreich habe deswegen und wegen der eigenmächtigen Beschränkung ihrer Vorrechte und Freiheiten durch den verstorbenen Kaiser, das Erbfolgerecht auf dieses Königreich verloren und Kaiser Leopold könne daher nicht als Erbkönig von Ungarn angesehen werden."

„Entsetzlich, entsetzlich!"

„Ja, das ist es in der That."

„Und was denken Sie nun für Ihre Person anzufangen, Herr Professor?"

„Ich denke meine Erfahrungen zu benutzen, und damit mein Glück zu machen."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie selbst können an diesem Glück mit participiren."

„Aber so reden Sie doch deutlicher!"

„Ich denke dem Lehrfach Adieu zu sagen und mich der Politik zuzuwenden."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Der Politik oder — wenn Sie wollen, der Polizei."

„Der Polizei?"

„Warum sind Sie so erstaunt darüber, Herr Polizeikommissär? Waren Sie nicht auch früher, ehe Sie Beamter wurden, Kaffeesieder?"

„Wohl wahr, aber —"

„Lassen Sie die Abers, ich will Ihnen lieber gleich meinen ganzen Plan mittheilen. Ich habe in Ungarn viel gesehen, gehört, erfahren, mir auch dort eine Fülle interessanter Notizen gesammlt, Notizen, von denen man denken sollte, daß sie am rechten Orte volle Würdigung finden dürften. Als ich nun auf einem miserablen Leiterwagen aus Pest hinausfuhr, warf mir der Jahnhagel einige Schneeballen nach. Einer davon flog mir sehr gut in's Gesicht, so daß ich jetzt noch den empfindlichen Schmerz, den er mir verursachte, zu verspüren glaube."

„Sehen Sie, da dachte ich gleich, an diesen Schneeballen sollt ihr denken! Und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie sich mit mir alliiren, so werden die Ungarn zu unserem beiderseitigen Heil sich noch dieses letzten Adieu's erinnern."

„Schon gut; ich wäre nicht abgeneigt. Aber wie denken Sie, daß wir die Sache einfädeln?"

„Auf sehr einfache Weise. Sie ziehen morgen Ihre Gallauniform an, begehren eine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser und überreichen ihm, nach einigen einleitenden Worten in Bezug auf mich, eine schön stylisirte Denkschrift über die Lage der Dinge in Ungarn."

„Prächtig, prächtig! Aber wer soll diese Denkschrift aufsetzen? Der Styl war immer meine schwache Seite."

„Lassen Sie das meine Sorge sein."

„Sie sind ein Tausendsassa."

„Das will ich meinen."

„Kommen Sie, trinken Sie den Wein aus und lassen Sie uns gleich zusammen nach Hause gehen. Ich lasse Sie nicht los. Sie müssen den Bericht gleich aufsetzen."

„Herzlich gern."

Beide leerten ihre Gläser, erhoben sich und verließen sogleich den Prater.

Unterdeß war es schon dämmerig geworden und der Menschenstrom begann überhaupt schon den Prater mehr und mehr zu verlassen und sich der Stadt zuzuwälzen.

Gerade in der Nähe des Praterausganges treffen wir den jungen hübschen Mann wieder, den wir als Novizen in der Illuminatenloge kennen lernten. Auch er hat den heutigen Tag fidel begangen und schlendert jetzt recht guter Dinge, gemächlich nach der Stadt zurück. Ein in einen dichten Mantel gehüllter Mann, den seine Physiognomie anzuziehen schien, hat ihn wohl seit zehn Minuten scharf beobachtet und folgt ihm auch jetzt in ziemlicher Nähe nach.

„Ich weiß nicht," flüstert der Verhüllte leise vor sich hin, „dieses Gesicht flößt mir, seitdem ich nach Wien zurückgekehrt bin, bis jetzt das allergrößte Vertrauen ein. Diesen Mann könnte ich vielleicht brauchen. Auch scheint er gebildet genug zu sein. Beobachten wir ihn weiter."

Gerade in diesem Augenblicke fuhr eine Equipage im Galopp vorüber. Ein Kindermädchen, das zwei Kinder an der Hand führte, wollte rasch über den Weg laufen, ihr gelang dies auch, aber das eine ihrer Pflegebefohlenen, ein kleines Mädchen, stolperte dabei, der sichtbarsten Gefahr ausgesetzt, im nächsten Augenblick von der heranbrausenden Equipage gerädert zu werden.

Zur rechten Zeit jedoch gewahrte dies der Illuminaten-

novice, er stürzte auf den Fahrweg, schleuderte das Kind bei Seite und wurde nachdem er diese That vollendet, selbst von dem Gespann erfaßt, das ihn jedenfalls umgerissen und zermalmt hätte, wenn er es nicht mit Riesenkraft aufgehalten und dem Kutscher donnernd zugerufen hätte, künftig mehr auf den Weg Acht zu haben.

Das Ganze war das Werk weniger Sekunden.

Sobald der junge Mann wieder auf den Fußsteig zurückgekehrt war, trat der in den Mantel Gehüllte zu ihm heran, drückte ihm die Hand und flüsterte ihm zu:

„Wie heißen Sie?“

„Peter Sybel.“

„Melden Sie sich morgen Vormittag um 11 Uhr auf der Burg zur Audienz beim Kaiser.“

Nach diesen Worten verschwand er im Gedränge und ließ den jungen Mann auf's Höchste überrascht zurück.

Auf dem Graben in Wien erhob sich ein ungeheuerer Triumpfbogen mit der seitdem so berühmt gewordenen Aufschrift: „Opes regum corda populi.“

Diese Aufschrift erschien jetzt am Abend in einem leuchtenden Transparent, was die schaulustige Menge um so mehr anzog, als auch ganz in der Nähe ein Brunnen errichtet war, aus dem Wein floß und ihm zunächst auch mehrere Buden standen, in denen Brod und Fleischwaaren, darunter ganz besonders die berühmten, warmen „Wiener Würstel“ aufgethürmt lagen, die heute gratis unter das Volk vertheilt wurden.

Der Menschenandrang in dieser schönen Gegend ward mit einbrechender Nacht immer stärker und stärker. Gar mancher, der sich am Tage noch genirt hätte, sich mit Gratis-

würstchen betheilen zu lassen, verschmähte diese schöne Gottesgabe im Schutze der Dunkelheit keineswegs. Dazu kam, daß auch der Weinbrunnen eine immer größere Anziehungskraft auszuüben begann. Wer von den festlich erleuchteten Fenstern der benachbarten Häuser auf das muntere Gewühl hinabsah, konnte eine Menge ergötzlicher Scenen wahrnehmen. Wer sich aber unten gar selbst mit hineinmischte, hatte jedenfalls noch den Vorzug voraus, daß er eine Fülle urwüchsiger wiener Volkswitze, wie sie kein Vorstadttheater je so manigfach geliefert hat, gleichfalls umsonst zu hören bekam.

So lange der Pöbel sich blos in den ersten Stadien gelinder Betrunkenheit befindet, ist er meist sehr harmlos und liebenswürdig, ein Zug, durch den er sich vortheilhaft vor manchen Mitgliedern höherer Klassen auszeichnet. Es kam allerdings vor, und wie konnte dies anders sein, daß man sich hier, besonders in der Nähe des Brunnens, drängte, stieß und prügelte, allein dies that der guten Laune im Allgemeinen nicht den mindesten Eintrag. Man nahm und gab Stöße und Püffe mit gleicher Gemüthlichkeit und war sogar so artig, diejenigen, welche, nachdem sie sich zu standhaft lang an dem kastalischen Weinquell aufgehalten und in Folge zu enthusiastischen Genusses seiner Springfluth außer Gefecht gesetzt und betäubt zu Boden gesunken waren, aus dem Getümmel fortzutragen, um sie zur Abkühlung in eine Gosse der benachbarten Straßen zu legen. Solche, der Feier des Tages gewordene Opfer taufte der Volkswitz „Leichen" und jedesmal, wenn eine neue Leiche durch die Menge geschleppt wurde, erscholl ein anhaltendes Gelächter, dem wieder eine ganze Fluth von guten und schlechten Bemerkungen nachfolgte. Dazwischen verlangte auch die patriotische Gesinnung der Massen sich

geltend zu machen und von Zeit zu Zeit in stürmische Vivats auf den neuen Landesherrn auszubrechen. Die Vivats waren gewiß gutgemeint, denn sie entstammten Kehlen, deren Herren in mehr als einem Sinne begeistert waren.

In dies Getümmel waren bei ihrem abendlichen Spaziergang durch die Stadt, den sie unternommen hatten, um die glänzende Illumination anzusehen, auch der Schmied Troský und seine Tochter Elsi gerathen.

Elsi klammerte sich fest an den Arm ihres Vaters an, denn sie begann sich in dem wüsten Drängen und Treiben hier zu fürchten.

„Ach," seufzte sie, „hier thäte es recht noth, daß wir Hebenstreit zur Seite hätten, um uns Platz zu machen. Es ist wirklich häßlich von ihm, daß er nicht bei uns ist."

„Aber er war ja doch heute Vormittag bei uns," bemerkte Troský, „und die übrige Tageszeit muß er gerade heute mit seinen Kameraden zubringen, denn solche Tage pflegt das Officiercorps in Gemeinschaft zu begehen."

In diesem Augenblick erhielt Troský von rückwärts einen solchen Stoß in die Seite, daß er zu taumeln begann.

Ehe er sich nur umzusehen vermochte, wiederholte sich dieser Schlag, so daß der starke Mann davon so erschüttert wurde, daß er, indem er Elsi losließ, zusammen knickte.

Kaum hatte er aber Elsi losgelassen, als diese von mehreren Fäusten gepackt wurde.

Ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, ja bevor sie nur im Stande war, einen Schrei auszustoßen, ward ihr ein Knebel in den Mund geschoben und sie fortgeschleppt.

„Ah, auch ein Mal eine weibliche Leiche!" riefen jetzt mehrere der Umstehenden.

Diejenigen, die sie aus dem Gedränge trugen, waren herkulische Gestalten, die sich mit der Kraft ihrer Fäuste schon schnell genug Bahn zu brechen wußten. Auch folgten ihnen, auf alle Eventualitäten gefaßt, noch mehrere Spießgesellen, die ihren Rückzug brüderlich unterstützten.

Bald waren sie an die nächste Straßenecke gelangt.

Hier hielt eine Equipage, in welcher der Sekretär des Fürsten L.... saß.

„Habt Ihr sie?“ frug derselbe zum Kutschfenster hinaus.

„Hier ist sie!“ scholl die Antwort.

Damit schoben wieder mehrere Hände das ohnmächtig gewordene Mädchen in den Wagen, wo sie neben den Sekretär gesetzt wurde.

Ein Pfiff belehrte den Kutscher, daß er fortfahren solle, und alsbald peitschte dieser so gewaltig auf seine beiden Pferde los, daß sie, wie besessen, im wildesten Galopp, den Wagen davonzogen.

Als Trosky wieder zu sich gekommen war und sich wieder aufgerichtet hatte, sah er sich vergebens nach seiner Tochter um.

Vergebens fragte er nach ihr alle Umstehenden. Niemand wußte ihm zu sagen, wohin sie gerathen.

Da ergriff den alten Mann eine namenlose Angst und mit Verzweiflung im Herzen eilte er fort, um Elsi zu suchen.

Während die Straßen jetzt allmählig stiller wurden und nur noch in der Nähe der Burg viele Menschen versammelt blieben, um die ab- und zufahrenden Karossen zu sehen und der Musik zu horchen, die aus den schimmernden Sälen des Kaiserschlosses herunterscholl, ging es da oben an diesem Abend ungemein lebhaft zu. Der Herren- und Prälatenstand, dessen Vertreter der Kaiser bewirthete, war heute ganz außer sich

vor Freude. Von Zeit zu Zeit hörte man sogar lautes Jauchzen bis hinunter schallen. Er hoffte, daß die Aera der Aufklärung nunmehr abgeschlossen sei und daß mit dem neuen Regenten für die Aristokratie wieder bessere Zeiten beginnen möchten. Waren doch überdies viele Herren darunter, die bereits an einem festen Plane arbeiteten, wie sie es einrichten wollten, den Kaiser von der Bahn der Reform abzulenken und in das abgetretene Geleis des alten Despotismus wieder zurückzuführeu.

Und eben deshalb gaben sich die Herren ganz erstaunliche Mühe, es dem Monarchen heute recht grell vor die Augen zu führen, wie entsetzlich heiß sie ihn liebten und wie ihre Ergebenheit geradezu bis in's Aschgraue gehe. Alle Augenblicke klirrten die silbernen Becher zusammen, alle Augenblicke erdröhnten die Prunkhallen der Kaiserburg von stürmischen Hoch's, die auf die Gesundheit und lange Regierung Leopolds von denen ausgebracht wurden, welche wünschten, daß er nur dann lange regieren möge, wenn er ganz so regiere, wie sie es eben wollten.

Wer die glänzende Versammlung in der Burg an diesem Abend betrachtet hätte, hätte unwillkührlich auf den Glauben gerathen müssen, daß es für den Kaiserstaat gar keine Gefahren mehr gebe oder daß diese lustigen vornehmen Herren da oben den Grundsatz: „après nous le déluge“ adoptirt hätten.

Niemand schien an den Türkenkrieg, an die Wirren in Ungarn und in den Niederlanden, an die in Frankreich immer höher steigenden Wogen der Revolution, und an die so perfide Haltung Preußens zu denken, das große Lust zu verspüren schien, nachdem es Schlesien verspeist, bei guter Gelegen-

heit auch die übrigen Länder der böhmischen Krone an sich zu reißen.

Die Einen phantasirten von der Wiederkehr der Lage Maria Theresia's, die Anderen von dem Wiederbeginn ruhiger guter Zeiten für den Edelmann, in denen er, ohne von der Aufklärerei und Volksverhätschlung gestört zu werden, in aller Muse wieder seinen Kohl bauen könne. Wieder andere Herren aber, denen Wein und Champagner bereits zu sehr in den Kopf gestiegen waren, wußten sich in ihrem Freudentaumel gar nicht mehr zu helfen und ließen daher Einfälle und Aeußerungen los, auf die sie bei nüchterner Stimmung wohl niemals gekommen wären.

Unter die Letzteren gehörte der Fürst von Paar, der an diesem Abend den preußischen Gesandten, Marquis Luchesini, in einer Weise ansprach, die von der in jener Zeit selbst in den höchsten Ständen mitunter noch herrschenden urwüchsigen Naivetät ein sprechendes Zeugniß ablegt.

Fürst von Paar trat nämlich an den preußischen Marquis mit dem italienischen Namen, als er ihn gewahrte, plötzlich mit allem ihm nur zu Gebote stehenden Applomb heran, indem er ihm die sehr wenig diplomatische Mittheilung machte:

„Ha, Ihr König mag nur kommen! Unser Leopold besitzt unsere Herzen und — unsern Beutel!"

Zu gleicher Zeit unterließ der so patriotisch gestimmte Fürst nicht, unter sehr drastischer Pantomime auf die Tasche zu schlagen, als wenn er schon die Summe darin parat gelegt hätte, mit welcher er den jungen Preußenstaat auskaufen werde.

Der schlaue Luchesini soll aber dem Fürsten diese Radomontade gar nicht so sehr übel genommen haben, da er, wie die ganze wiener Aristokratie, wissen mochte, daß der Fürst

weit lieber auf die Tasche schlug, als in sie hineingriff, indem er ein gar haushälterischer Herr war. Führte doch die böse Welt sogar von ihm die Anekdote an, daß er einst an der Kasse des Leopoldstädter Theaters sich von zwei Zwanzigern die sechs Kreuzer, welche mehr als das gewöhnliche Eintrittsgeld betrugen, habe zurückgeben lassen.

Als Zeichen der herrschenden Stimmung hatte dagegen die Aeußerung des Fürsten immerhin einigen Werth.

Einem sehr scharfen Beobachter wäre freilich mitten in dem allgemeinen Freudenrausch auch ein sich von Zeit zu Zeit geltend machendes seltsames Treiben wohl kaum entgangen. Einige Herren, die sich eine ganz auffallende Nüchternheit bewahrt zu haben schienen, schlichen nämlich durch die lustigen Reihen der hohen Gäste, indem sie bald diesem bald jenem ein Wörtchen zuflüsterten, bald wohl auch auf eine längere Unterredung eingingen. Es schien ihnen, ihrem ganzen Wesen und Aeußeren nach, sich um etwas äußerst Wichtiges zu handeln.

Bei einigen der Herren, die sie ansprachen, mochte ihre Rede auf einen sehr guten Boden fallen, denn sie schienen ihrem freundlichen Kopfnicken nach, sofort in etwas einzustimmen, was ihnen von den Geheimnißvollen wohl vorgeschlagen worden war.

Bei Anderen freilich ging die Sache allem Anschein nach nicht so leicht ab. Da hätte denn Jemand, der näher herangetreten wäre, leicht folgende, sich öfter wiederholende Worte der „Geheimnißvollen" vernehmen können:

„Aber so eine gute Gelegenheit kommt nicht wieder."

„Es sind gerade heute alle geeigneten Persönlichkeiten vorhanden, um solch eine Besprechung einzuleiten."

„Um Mitternacht also."

Durch solche und ähnliche Reden schienen die Betreffenden nach und nach übrigens bei allen denen, an die sie sich gewandt hatten, und es war dies immerhin eine verhältnißmässig doch nur kleine Zahl, ihren Zweck erreicht zu haben.

Wenigstens verschwanden sie selbst und alle diejenigen, mit denen sie gesprochen hatten, noch kurz vor Mitternacht aus der Burg.

Auch Hebenstreit hatte den 1. April mitgefeiert und sich lange mit seinen Kameraden vom Offizierskorps zusammen erlustigt. Als es aber Abend geworden war, hatte ihm ein Diener plötzlich ein Billet überbracht, in welchem er, sobald er es eröffnet, nur die wenigen Worte fand:

„Martinovič erwartet Euch im Gasthofe zum „lustigen Ungar.“

Unter einem leichtgefundenen Vorwande verließ Hebenstreit alsbald die Gesellschaft seiner Kameraden und machte sich auf den Weg, um den Abgesandten der ungarischen Konföderirten kennen zu lernen, dessen bevorstehende Ankunft ihm schon neulich in der Loge angezeigt worden war.

Er traf in ihm den jungen Kavalier, den wir bereits bei seinem nächtlichen Ritt durch die Pußta und dann auf Schloß Zagyva kennen gelernt haben, als er dorthin die Nachricht von dem erfolgten Ableben des Kaisers Josef II. brachte.

Beide Männer machten sich bald mit einander bekannt und blieben gleich unten in der Wirthsstube, in der heute ein sehr reges Leben und Treiben herrschte, sitzen, weil sie gerade in diesem Treiben sich am wenigsten belauscht, unterhalten zu können glaubten.

„Würde wohl,“ fragte Martinovič, „Ungarn, wenn es

sich erhöbe, unter Umständen auf die Unterstützung einer Erhebung in Wien und in Böhmen rechnen dürfen?"

„Das käme eben sehr auf die Umstände an," erwiderte Hebenstreit. „Das Volk in Wien ist nicht dazu aufgelegt, Aufstände zu machen. Der Pöbel ließe sich schon mit hinreißen, wenn man nur über hinreichende Geldmittel verfügte. Vor allen Dingen aber würde es sich um zweierlei handeln: erstens müßte Kaiser Leopold sich im Volke unbeliebt machen und zweitens müßte der Aufstand in Ungarn stark genug sein, um die Heeresmacht des Kaiserstaates zu theilen und zu zersplittern."

„Was das Erste anbelangt," entgegnete Martinovič ohne langes Nachsinnen, „so wird die Umgebung des Monarchen schon alles Mögliche thun, um das zu Wege zu bringen, was so sehr in unserem Vortheil liegt. In Betreff der Mittel und Kräfte Ungarns dürft Ihr Euch aber ganz beruhigen, denn sie sind wirklich groß."

„Täuscht Ihr Euch aber darin nicht?"

„Nein. Abgesehen von unserer eigenen Kraft, werden wir von Frankreich, der Türkei und Preußen mit Geld, Offizieren und Waffen unterstützt werden."

„Das ist allerdings viel."

„Es würde sich uns aber sehr darum handeln, eine gleichzeitige Bewegung in Wien und in Böhmen hervorzurufen."

„In Wien ist mit Geld und unter außerordentlicher Kühnheit einiger Führer vielleicht schon etwas zu machen, wenn auch nicht gleich."

„Gut, gleich braucht es auch nicht zu sein, und was das ...d anbelangt, so werden wir dafür sorgen. Ein wiener

Aufstand würde sich für uns sehr gut verzinsen. Wie aber steht es wohl mit Böhmen?"

„Ich selbst bin ein Böhme und liebe mein Vaterland über Alles, allein in Bezug auf eine dort hervorzurufende Insurrektion kann ich Euch gar keine Hoffnung machen. Dieselbe wäre erst dann vielleicht möglich, wenn ein französisches Heer dort einrückte, aber selbst dann würde eine Erhebung der Massen nur in gut kaiserlichem Sinne stattfinden.

„Und wo ist der Geist der alten Hussiten?"

„Er ist längst im Blute erstickt."

„Und die Erinnerung an die Schlacht am weißen Berge, sowie an Euere auf dem altstädter Ring gefeierte Schlachtbank von Eperies?"

„Diese Erinnerung haben die Jesuiten aus der Seele des Volkes verwischt, indem sie die Werke unserer Literatur verbrannten, die gesammte Nation durch Dragonaden katholisch machten und in den Schulen lehrten, daß der Geist unserer Väter, wenn sie ja von ihm reden, ein vom Teufel verblendeter gewesen sei. Wohl gibt es noch Männer in Böhmen, die sich des früheren Glanzes ihres Vaterlandes erinnern, aber ihrer sind wenige, sehr wenige. Das Volk versteht sie nicht!"

„Aber Euer Volk ist doch verarmt?"

„Ja, aber Kaiser Josef II. hat es wenigstens aus den schlimmsten Banden wieder frei gemacht. Das Volk vergißt über eine Gutthat der Gegenwart auch die grauenvollste Vergangenheit. Kaiser Josef II. hat in Böhmen den Kaisernamen heilig gemacht."

„Also in Böhmen wären keine Aussichten?"

„Keine!"

Mit diesem Bescheid schien Martinovič sehr wenig zufrieden zu sein.

„Gerade jetzt," begann er wieder, „wäre eine Gelegenheit für Böhmen gewesen, sich wieder unabhängig zu machen."

„Wenn sein Volk geistig noch lebte, vielleicht ja. Aber, wie die Dinge wirklich stehen, nein. Auch ein Aufstand, der mit einem Siege endete, würde Böhmen nicht frei, nicht unabhängig machen, es würde es nur an Sachsen oder an Preußen ausliefern. Das Schicksal Böhmens ist mehr als das irgend eines andern Landes an das Kaiserhaus geknüpft. Ich selbst, so sehr ich die Freiheit liebe, und bereit bin, für sie zu kämpfen und zu sterben, würde nie für eine Zerstückelung des Kaiserstaates, sondern nur für seinen moralischen Wiederaufbau auf den Säulen der Freiheit und des Völkerglücks wirken."

Martinovič schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Ich sehe," sagte er, „alle unsere Bestrebungen werden wieder durch ihre Getheiltheit und durch die verschiedenen Interessen, die uns dabei leiten, zu Grunde gehen."

Die beiden jungen Männer trennten sich bald darauf, ohne etwas fest mit einander ausgemacht zu haben.

Hebenstreit ging, bevor er sich nach Hause begab, erst noch einmal durch die S.....straße an dem Hause seines Liebchens vorüber.

Drinnen war alles dunkel, auch nicht der leiseste Schimmer eines Lichtes dämmerte durch die Fenstergardinen.

„Sie schläft," murmelte der Offizier vor sich hin, „sie schläft und träumt vielleicht von mir."

„Gute Nacht, gute Nacht, mein süßes Liebchen!"

5. Kapitel.

Die schwarzen Jakobiner.

Als Mann Aristokrat.
Im Herzen Republik!

Alle die Herren, die sich kurz vor Mitternacht von dem Banquet in der Burg fortgestohlen hatten, finden wir bald nach Mitternacht in einem Palast am Graben wieder. Dort haben sie, nahe an Dreißig der Zahl nach, um eine lange Tafel in einem mit allerhand Jagdemblemen ausgeschmückten, übrigens nur matt erleuchteten Saale Platz genommen.

Es sind meistens interessante Physiognomien, in denen Stand, Leben und selbstbewußte Leidenschaft Spuren eingegraben haben, die sie auf den ersten Blick von Menschen gewöhnlichen Schlages unterscheiden würden.

Es sind Aristokraten, aber keine von der gewöhnlichen krautjunkerlichen Art, sondern Männer, deren Vorfahren unter den Mauern Jerusalems gefochten, im Mittelalter als Reichsunmittelbare geherrscht, eigene Fehden durchgeführt und auch noch auf ihre Enkel ein tiefes Gefühl der Unabhängigkeit und des Stolzes einer anererbten Freiheit verpflanzt haben.

Es sind nur wenige Würdenträger unter ihnen, die Meisten sind Kavaliere, denen selbst der Staatsdienst als eine

Fessel erscheint, die sich der wahre Aristokrat nicht umlegen dürfe.

Nachdem Alle an der bereitstehenden Tafel auf sammetübergezogenen Sesseln Platz genommen, erhob sich einer unter ihnen, den wir vorläufig nur Graf S. nennen wollen.

„Verehrte und erlauchte Freunde," begann der Graf, „der heutige Tag, an dem wir dem Kaiser Leopold II. gehuldigt haben, erinnert uns um so lebhafter wieder an unsere heilige Pflicht, unsere Standesrechte, die von Josef II. so sehr beschränkt wurden, wieder energischer zu wahren.

Ich bin als Mann Aristokrat, im Herzen aber trage ich die Republik. Dasselbe ist auch wohl mit den übrigen hier versammelten hohen und erlauchten Herren der Fall.

Wir wollen die Herrschaft des Adels, aber wenn wir sie jetzt auch nur unter dem Deckmantel der Monarchie anstreben, müssen wir uns doch dessen klar bewußt sein, daß unser Ziel eigentlich doch nur die aristokratische Republik ist. Wir akceptiren die Monarchie immer nur in so weit, als sie unserem Stande republikanische Freiheit und Mitherrschaft gewährt. Aber je mehr wir von diesem Grundsatz durchdrungen sind, um so mehr müssen wir ihn unter äußeren Formen dem Monarchen wie dem Volke gegenüber zu verdecken suchen.

Wir werden dann am freiesten sein, wenn wir uns bloß die ersten „Diener" der Krone nennen, wir werden dann am ungehindertsten herrschen, wenn wir dem Herrscher gegenüber bis zu einem gewissen Punkte die Miene allertiefster Loyalität annehmen. Um uns aber vor allen Dingen wieder die uns zukommende Stellung zu erobern, müssen wir zweierlei unternehmen, erstens den neuen Kaiser mit Mißtrauen gegen Aufklärerei und gegen die Massen des

Volkes erfüllen und zweitens auf den demnächst zusammentretenden verschiedenen Landtagen aller Reichsländer unsere beschränkten Rechte zurückfordern und neue dazu erobern. Ich habe die heutige Versammlung eben deshalb hier veranlaßt, um unter uns das festzustellen. Es sind daher hier mit Ausnahme Ungarns fast alle Länder des Reiches durch Standesherren vertreten. Gelingt es uns, auf allen Landtagen Einhelligkeit der Beschlüsse zu erzielen, so werden wir das, was wir wollen und brauchen, am ersten erreichen. Ist das die Ansicht Ihrer Aller, so würde ich mit näheren Vorschlägen, ja mit einem völligen Entwurfe unserer Forderungen sogleich hervortreten."

Der Redner ließ eine Pause eintreten.

Die anwesenden Herren flüsterten einige Augenblicke miteinander, nickten dann wohlgefällig mit den Köpfen und baten den Grafen alsdann, ihnen seinen Entwurf vorzulegen.

Das Regierungssystem des Kaisers Josef II. ist bereits jetzt schon, wenige Wochen nach seinem Tode, in allen Provinzen, in ein lockeres, unzusammenhängendes Stückwerk verwandelt. An den zehn lange Jahre hindurch zu völliger Machtlosigkeit verurtheilten Provinzialständen muß es daher jetzt sein, mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachzuholen und durch feste Begründung ihres Ansehens und ihres Einflusses dem Wiederkehren josefinischer Zeiten vorzubeugen. Vor allem müssen folgende Forderungen zur Geltung gebracht werden:

I. Das Verhältniß, welches durch das verhängnißvolle Robottpatent zwischen Grundherren und Unterthanen sich für Erstere so nachtheilig herangebildet, bedarf einer gründlichen

Veränderung. Der Bauer muß durch die Regierung belehrt werden, daß der Frohndienst für ihn Pflicht ist *) und die Geldablösung einzig und allein von der Gnade der Obrigkeiten abhängt. Die gänzliche Rückkehr zu den alten Unterthanenverhältnissen ist dringend geboten.

II. Die Räthe von der Landesregierung oder dem Gubernium sowie die Kreishauptleute sollen von nun an aus den einheimischen begüterten Adeligen genommen werden.

III. Die Stände dürfen nur a paribus curiae gerichtet werden.

IV. Die Stände verlangen Mittheilung aller Gesetzentwürfe zur Prüfung derselben, sie nehmen das Recht der Steuerbewilligung für sich in Anspruch, ihnen oder ihrem Ausschusse steht das Recht auf Einberufung des Landtags auch gegen den Willen der Regierung zu. Den Kommissären der Regierung kommt es nicht ausschließlich zu, in den Landtagen Anträge zu stellen, auch erfordert das Interesse der Stände, ihre Angelegenheiten durch einen förmlichen ständischen Gesandten in Wien vertreten zu lassen. **)

V. Die kirchenfeindlichen Schriften müssen unterdrückt, die geistliche Censur muß wieder belebt und die theologischen Institute müssen wieder an das Episkopat zurückgegeben werden.

VI. Die vom Kaiser Josef II. leider abgeschafften Andachten und Wallfahrten sind wieder einzuführen.

VII. Die aufgehobenen Klöster sind wieder herzustellen.

---

*) So lautete eine Forderung des böhmischen Landtags von 1790—91. Aehnlich sprachen sich die meisten anderen aus.

**) Diese Forderungen wurden dann wörtlich z. B. im böhmischen Landtage in der Sitzung vom 21. Juli 1790 laut.

Dies, erlauchte Herren und Freunde, dürften wohl die wesentlichsten Punkte sein, die wir geltend zu machen haben. Stimmen Sie mit mir hierin überein?"

Alle Anwesenden gaben Zeichen der Beistimmung.

Da erhob sich ein anderer, schon ziemlich älterer Herr, und meinte:

„Sollten wir denn nicht aber, um stets miteinander in Verbindung zu bleiben und so unsere Ziele am ehesten erreichen zu können, heut hier gleich aus uns Allen einen festen Verein begründen?"

Mehrere Stimmen erklärten sich für diesen Antrag.

Auch Graf S. sprach sich dafür aus.

„Stiften wir," sagte er, „einen Bund, der unsere Rechte mit allen Mitteln vertheidigt. Wenn wir vereinigt bleiben, wird es uns auch am besten gelingen, persönlich auf Se. Majestät einzuwirken. Wir müssen dem Kaiser die Dinge eben nur so darstellen, wie wir's brauchen, dazu bedarf es Einhelligkeit."

„Und wie wollen wir unseren Bund nennen?" fragte einer der Anwesenden.

„Vielleicht „schwarze Illuminaten?"

„Oder Freimaurer „von der goldenen Kelle?"

„Oder „Ritter von San Marco," da wir ja schließlich doch eine venetianische Aristokratie anstreben?"

„Ich wäre," meinte Graf S. wieder, „für den Namen „schwarze Jakobiner," weil unser Hauptstreben ja eben sein wird, die eigentlichen Jakobiner zu bekämpfen."

„Bravo, bravo!" rief die Mehrheit der Versammelten.

„Also, ist mein Vorschlag angenommen?"

„Ja!“ ertönte es einstimmig.

„Und alle Monate werden wir uns ein Mal hier vereinigen?“

„Ja!“ riefen wieder Alle.

„Und unser Schwur ist: „Als Mann Aristokrat, im Herzen Republik.“

„Wir schwören es!“

Wenige Minuten später trennte sich diese geheimnißvolle Versammlung.

6. Kapitel.

Auf dem Weg nach Schloß P....

Das war ein tiefes Schweigen,
Da drang kein traulich Wort
Zum Ohr von flüsternder Lippe,
Fort ging es, rastlos fort.
Z. P.

Ich lieb' Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt,
Und bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.
Göthe.

Als Elsi wieder zu sich kam, als ihr von Schrecken bezwungener Geist allmählig wieder zu hellem Bewußtsein erwachte, erkannte sie, daß sie sich in einem Wagen befinde, der im schärfsten Galopp davon fuhr.

Sie mußte schon eine lange Zeit gefahren sein, denn, als jetzt plötzlich der Mond hinter Wolken hervorbrach und auch hell durch die Wagenfenster schien, gewahrte sie, zu ihrem großen Schrecken, daß sie bereits nicht in Wien, sondern auf freiem Felde auf einer Heerstraße war, über welche der Wagen pfeilschnell hinsauste.

Auch eine andere, kaum weniger unangenehme Wahrnehmung trat jetzt unheimlich an sie heran.

Neben ihr saß, in die Wagenecke zurückgelehnt, ein kleiner Mann, dessen Gesicht eine schwarze Maske verdeckte.

Wie war sie hieher gekommen?

Wem gehörte der Wagen, in dem sie einem unbekannten Ziele entgegen geführt wurde?

Wer endlich war der maskirte Fremde, der neben ihr saß?

Alle diese Gedanken jagten wie zuckende Irrlichter durch ihre Seele.

Wo war ihr Vater geblieben?

Sie wußte sich nur dumpf zu erinnern, daß sie im wilden Gedränge am Graben plötzlich von seiner Seite fortgerissen worden war.

Von diesem Augenblick an hatte die Besinnung sie verlassen.

Was mochte ihrem Vater begegnet sein?

Und was stand ihr selbst bevor?

Eine namenlose Angst legte sich mehr und mehr über ihr laut pochendes Herz.

Sie rückte von ihrem Nachbar so weit wie möglich ab.

Hätte derselbe gesprochen, so würde sie sich vielleicht weniger geängstigt haben. So aber verharrte er in tiefem räthselhaften Schweigen.

Der Gedanke, daß sie entführt sein müsse, trat mit seiner ganzen Schrecklichkeit vor Elsi's Seele.

Aber auf alle Fälle wollte sie wenigstens sich Gewißheit verschaffen.

Ein Blitzen des Auges unter der Maske verrieth ihr, daß ihr unheimlicher Reisegefährte nicht schlafe.

Da beschloß sie denn, ihn zu fragen und hub mit nicht zu lauter aber doch bestimmter Stimme an:

„Wo bin ich?"

Keine Antwort ward ihr hierauf zu Theil.

Eine kleine Weile wartete Elsi vergebens, fortwährend

noch hoffend, daß der Maskirte sich zu einer Antwort bequemen würde. Als aber mehrere Minuten unter tiefem, für sie unendlich peinlichem Schweigen verflossen waren, begann sie mit noch lauterer, von lebhaftem Unwillen getragener Stimme zu fragen:

„Wie komme ich hieher? Wer hat es gewagt, mich von der Hand meines Vaters loszureißen?"

Wieder keine Antwort.

Aber doch blitzten die Augen ihres stummen Begleiters noch immer so lebhaft deutlich unter der Maske vor.

Er schlief gewiß nicht.

Die Angst und Unruhe Elsi's steigerte sich durch seine schweigende Haltung noch mehr.

Was soll das Schweigen bedeuten?

Sie wußte sich keinen Rath mehr.

Wie, wenn sie es mit äußerster Kühnheit versuchte? Dies schien ihr das einzige, letzte Mittel, um sich über ihre traurige Lage wenigstens Klarheit zu verschaffen.

„Herr," hob sie wieder mit dem Tone finsterer Entschlossenheit an, „wer Ihr auch seid, so vermuthe ich, daß Ihr Euch in verbrecherischer Weise in meine Nähe gedrängt und in unlauterer Absicht mich hieher versetzt habt. Wisset indeß, daß ich nicht gesonnen bin, mich als ein willenloses Opfer Euch zu ergeben. Ich werde, wenn Ihr mir nicht sofort Rede und Antwort steht, um Hilfe schreien."

Die Maske antwortete auch hierauf keine Sylbe.

Da rief Elsi mehrere Male wirklich, weit zum Wagenschlag herausgebogen um Hilfe.

Aber Ihr Ruf verhallte, ohne auch nur ein Echo zu wecken in der Nacht.

Kein lebendes Wesen schien sich weithin aufzuhalten, das ihn vernommen hätte.

Da sank sie erschöpft auf ihren Sitz zurück.

Aber ein neuer Schreck harrte ihrer.

Der bisher regungslos dasitzende Maskirte, begann sich auf ein Mal zu bewegen.

Er richtete sich mit Geräusch empor.

Seine Augen aber hefteten sich starr wie die einer Klapperschlange, die einen Vogel, den sie sich zum Opfer auserkoren, mit ihrem Blick bezaubern und bannen will, auf das unglückliche Mädchen.

Elsi's Angst steigerte sich zu namenlosem Entsetzen.

Ein Gedanke fuhr ihr blitzschnell durch die Seele.

Wie, wenn sie die Wagenthür öffnete und hinaus spränge?

Eben fuhren sie durch einen Wald.

Das schien ein Umstand, der einem solchen Unternehmen sehr günstig sein konnte.

Ein Mal im Freien, hoffte sie mit Aufbietung aller ihrer Kraft, ihren Verfolgern schon zu entkommen.

Sie suchte in der That jetzt die Wagenthüre zu öffnen.

Aber, o Schreck, sie mußte von außen verschlossen sein, denn sie öffnete sich trotz aller ihrer Bemühungen nicht.

Der Maskirte sah auch ihrem Versuche zu entfliehen, höchst gleichgültig zu, er rührte sich nicht im mindesten, um sie daran zu verhindern.

Bald gelangte sie zu der traurigen Ueberzeugung, daß ihr auch dieser Weg der Rettung abgeschnitten war.

O wenn Hebenstreit sie am gestrigen Abend begleitet hätte, dann wäre dies Alles nicht möglich gewesen.

Wo mochte er jetzt sein?

Ob ihm vielleicht ein Traum die Todesangst seiner Geliebten ahnen ließ?

Ach, wenn er ihr Mißgeschick wüßte! Wie würde er eilen, sie auf dem schnellsten Rosse einzuholen, um sie wieder zu befreien!

Aber von wem?

Dies beständige Schweigen ihres Begleiters hatte etwas Grauenhaftes, war er ein lebendes Wesen, ein Gespenst oder ein Traum?

Ha, wäre es ein Traum!

Wie oft, wenn man sich jählings in eine gefährliche Lage geworfen sieht, wähnt man, um seine Angst für einen Augenblick zu übertäuben und sich mit selbstgeschaffener Täuschung über die nächsten häßlichen Minuten hinweg zu helfen, daß man träume.

Klopfte doch einst selbst ein zum Tode Verurtheilter noch auf dem Schaffot seinem Scharfrichter auf die Schulter, indem er sagte: „Na, Meister, es ist wohl ein ängstlicher Traum, den ich diesmal träume, aber ich hoffe, er wird wenigstens mit Eurer Hilfe rasch vorübergehen. Neugierig aber bin ich doch, wie es mir morgen, wenn ich wieder aufwache, zu Muthe sein wird!"

Dieser arme Teufel hatte in seiner Art gewiß recht, es war ein ängstlicher aber nur ein kurzer Traum, den er noch zu träumen hatte.

Anders mit Elsi.

Sie träumte nicht, es war nur zu grauenvolle Wirklichkeit, die sie umgab.

Bleierne Mattigkeit sank jetzt auf sie nieder.

Aber ihrem schaurigen Gesellschafter gegenüber getraute sie sich nicht einzuschlafen.

Oft, wenn fast der Schlummer über ihre Lebensgeister Herr geworden war, weckte sie gleichsam ein Trompetenstoß ihrer Angst auf's Neue wieder.

Lieber Leser, kennst Du diesen abscheulichen Zustand, wenn man sich zwischen Schaf und Wachen befindet und noch fortwährend mit Aufbietung aller moralischen Kraft den Schlummer von sich abwehrt?

Es ist das ein entsetzliches Ringen zwischen Geist und Körper, in dem bald der eine, bald der andere das Uebergewicht behält.

Auch bei Elsi schien endlich die Natur ihr Recht mit unerbittlicher Strenge fordern zu wollen.

Ihre müden Augenlider senkten sich.

Ihr Kopf sank gegen das Wagenkissen zurück, — noch ein Augenblick und das Bewußtsein würde sie wieder verlassen haben.

Aber auf's Neue zuckte sie zusammen, indem sie ausrief: „Was war das?“

Der Maskirte hatte sich geräuschlos genähert und sie plötzlich umschlungen.

Durch ihr rasches Emporzucken wahrscheinlich erschreckt, hatte er sie aber dann gleich wieder los gelassen.

Dieser Vorfall gab indeß Elsi ihre ganze Munterkeit wieder.

„Frevler!“ rief sie, „erfreche Dich noch ein Mal mir zu nahen, und der Muth der Verzweiflung wird mir Kraft geben, Dich zu erwürgen.“

Auch hierauf erfolgte keine Antwort.

Wohl aber streckte sich plötzlich die eine Hand des Fremden aus, erfaßte ihre Linke und preßte sie so heftig, daß sie laut schreien mußte. Alsdann ergriff der Maskirte auch, ohne daß sie im Stande gewesen wäre dies zu verhindern, ihre rechte Hand . . .

Es war ein entsetzlicher Moment.

„Laßt mich los!" bat sie.

Statt einer Antwort fühlte sie plötzlich die Maske an ihren Lippen.

Sie wollte wieder schreien, aber schon versagte ihr die Stimme.

Aber jetzt erscholl hinter dem Wagen her ein lebhaftes Geräusch. Ein Reiter schien sich im Galopp zu nähern.

Elsi rief alle Heiligen im Herzen um Rettung an, laut vermochte sie es schon nicht mehr, so betäubt waren bereits ihre Sinne.

Jetzt krachte in der Nähe des Wagens ein Pistolenschuß.

Der Maskirte ließ seine Beute los.

„Hilfe, Hilfe!" schrie Elsi, die durch dieses Anzeichen ihrer Rettung, ihre Stimme wieder bekam.

Gleich darauf erfolgte die Detonation eines zweiten Schusses.

„Halt, halt!" rief es gleichzeitig.

Der Maskirte schien unruhig zu werden.

Der Wagen fuhr langsamer.

Offenbar war der Kutscher erschreckt.

Jetzt hielt er ganz an.

Da öffnete auf einmal auf der Seite, wo er saß, der unheimliche Reisegefährte Elsis die Wagenthür und sprang hinaus.

Wieder krachte ein Schuß.

„Verräther, Schurke, Räuber!“ tönte es draußen.

Jetzt ließ sich auch das Klirren zweier Säbel gegen einander vernehmen.

Man schien zu fechten.

Elsi überlegte, ob sie nicht diesen Augenblick zur Flucht benutzen solle.

Aber ehe sie noch sich fest entschlossen hatte, trat plötzlich ein Kavalier mit gezogenem Degen an den Kutschenschlag und rief ihr zu:

„Mein Fräulein, Sie sind gerettet.“

Dieser Kavalier war Fürst L.

„Der schändliche Räuber,“ fuhr er fort, „der es wagte, Sie zu entführen, ist getödtet. Vertrauen Sie sich jetzt mir, ich werde Sie in Sicherheit bringen.“

Damit schloß er den Wagen wieder, schwang sich auf sein Pferd und ritt neben ihm her.

Elsi war jetzt innerhalb des Gefährtes allein, sie war zu müde, um über das neue Abenteuer lange nachzugrübeln. Eben als der Morgen zu dämmern begann, versank sie in einen langen festen Schlummer.

7. Kapitel.

Kaiser Leopold II.

— Abend dämmert um uns her,
Und über'm Moor wallt Nebel grau und schwer —
Komm, laß in's Thal gemach uns niedersteigen! —
Friedrich Halm.

Wohl lastet über weiten Räumen
Unsich'rer Dämmerung trüber Flor,
Doch wächst in Bildern dort und Träumen
Die Sehnsucht nach dem Licht empor.
Emanuel Geibel.

Wie bleiern ist die Zeit und schwer,
Als ging vor uns die bleiche
Gestalt des vierten Heinrichs her
Und Karls des Fünften Leiche.
J. G. Fischer.

Im Audienzgemach der Burg geht der Kaiser Leopold II. heftig erregt auf und ab.

Es hat vielleicht niemals einen Monarchen gegeben, der mit so vielem guten Willen freisinnig und gerecht regieren zu wollen, auf so große Schwierigkeiten gestoßen wäre, sein Programm durchzuführen, das sich durchaus nicht sehr von dem Josefs II. unterschied und eher noch strikter freisinnig war, obwohl oberflächliche Historiker, welche das bis jetzt leider erst ganz miserabel kultivirte Feld österreichischer Geschichte nach

ihrem Sinne auszubeuten suchen, oft das Gegentheil behauptet haben.

Leopold II. sah sich bei seinem Thronantritt von dem Schicksal bedroht, entweder durch große Nachgiebigkeit der Würde des Thrones zu vergeben, oder erst wieder durch Gewalt Ungarn für die Monarchie zurück zu erobern. Die Gefahr stieg noch, als die Ungarn auf eigene Faust die Verwaltung nach ihrem Geschmack einzurichten begannen. Wurden doch bereits öffentlich im Magyarenlande die königlichen Kommissäre vom Volke mit den zehn Plagen Egyptens verglichen, die Konskriptionsakten unter Trompeten- und Paukenklang verbrannt, die deutsche Geschäftssprache abgeschafft, alle Einrichtungen auf den alten Fuß zurück versetzt.

Der Umstand, daß die Ungarn sich ohne die Wiener Regierung behelfen lernten, ihre eigene Kraft zu schätzen und thatsächlich ihre Unabhängigkeit zu beweisen anfingen, war jedenfalls bedenklich genug. Wie leicht konnte diese magyarische Kraftübung zur Gewohnheit werden, und dann? —

In den österreichischen Niederlanden mußte bereits ein offener, direkt auf Abfall gerichteter Aufstand bekämpft werden.

Aber auch in den österreichischen Erbprovinzen sah es eigenthümlich aus.

Aus ihnen allen gingen dem Kaiser Beschwerden über Beschwerden zu, — freilich nur von dem Adel und von der Geistlichkeit, — in denen bittere Klage darüber erhoben wurde, daß Josef II. Eingriffe in die Rechte der Nationen gethan habe. Man forderte, wenn auch bescheidener als die Ungarn, doch dringend genug von Leopold, daß er den Ständen jeder Provinz ihre früheren Privilegien wieder zurückgebe, ganz be-

sonders aber, daß er die Aufhebung der von Josef eingeführten Steuerregulirung verordne.

Es bestand damals eine Verschwörung, die weit gefährlicher und bedenklicher, als die sich mehr oder weniger in Idealen verlierende der Illuminaten war, diese Verschwörung war die der privilegirten Stände, die sich in den Bestrebungen der „schwarzen Jakobiner" kulminirte. Es stehen uns über diese ganz eigenthümliche Dokumente zu Gebote, die wir leider Anstand nehmen müssen, ausreichend auszubeuten. Der Leser wird aber, wenn er dem Gange unserer Erzählung mit Aufmerksamkeit folgt, Manches durch die vorsichtige poetische Verschleierung hindurchschimmern sehen, was bis jetzt noch in keiner Geschichte des österreichischen Staates an's Licht gezogen worden ist, obwohl bereits einzelne ausgezeichnete Monographien darüber existiren, die allerdings in Deutschland leichter zu haben sind, als im Kaiserstaat.

Für jetzt nur einen Wink.

So lange die Steuerregulirung bestand, war in fast allen österreichischen Provinzen keine Spur von Unruhen wahrzunehmen, aber gleich nach Beseitigung derselben brachen in manchen derselben Empörungsversuche aus. Dies allein dürfte zur Genüge beweisen, daß die Behauptungen des Adels und der Geistlichkeit, wenn man sich mit Glaçehandschuhen ausdrücken will, doch gewiß wenigstens „irrig" waren. Warum empfahlen die guten Herren das dem Monarchen als einziges Mittel die Ruhe zu erhalten, was die nächste und einzige Veranlassung zu Unruhen wurde?

Ganz ähnlich verhielt es sich mit den Klagen über die Eingriffe Josef II. in die ständischen Freiheiten.

Waren diese Freiheiten und Vorrechte der ganzen Nation

oder nur einigen Kasten eigen? Die sogenannten Stände waren ja eigentlich doch nur aus den geistlichen und weltlichen Herren zusammengesetzt und die Bürger und Bauern kamen nur dann in Anschlag, wenn sie ihre Söhne für das Heer, ihr Geld an die Staatskassen abliefern sollten.

Eine solche eigenthümliche Art von ständischen Vorrechten und Freiheiten (sit venia verbo!) dürfte wahrhaftig weder für den Bürger noch für den Bauer den verführerischen Glanz der Hesperidenäpfel gehabt haben, für welche er sein Leben eingesetzt hätte, um sie dem Monarchen wieder abzutrotzen.

Sowie der Adel aufhört der Schützer der Volksfreiheit im Allgemeinen zu sein und nur für seine auf die Knechtschaft der andern Stände gebaute höchsteigene Unabhängigkeit eifersüchtig wirkt, tritt immer und überall dasselbe Schauspiel ein, daß sich das Volk mit dem Monarchen gegen seine privilegirte Freiheit vereinigt.

Die Freiheit kann immer nur ein Gesammtgut, nie ein Privileg Einzelner sein.

In Wahrheit waren die sogenannten Eingriffe Josefs II. z. B. in die Rechte der böhmischen Nation, deren Stände die bekannte Petition der „Originalböhmen" bei Seite legten *), nur eine Schmälerung der angemaßten Rechte des kleinsten Theils derselben, während sie dem größten Theile vortheilhaft waren, indem ja gerade seit Josef II. die eigentliche Wieder-

---

*) In der Sitzung vom 16. December 1793 ward dem damaligen böhm. Landtage eine von dreiunddreißig „Originalböhmen," unter welchem seltsamen Namen Böhmen slavischen Ursprungs zu verstehen sind, eine Beschwerde über die gewaltsame Germanisirung der Cechen eingereicht, in welcher mit beredten Worten geschildert war, wie Böhmen nur in jener Zeit groß und mächtig war, als König und Stände böhmisch sprachen. Die lieben Stände legten diese Petition bei Seite.

erweckung des durch ihn aus der traurigsten Knechtschaft erhobenen böhmischen Volkes datirt. *)

Gedanken über das Wohl und Wehe seines weiten Reiches erfüllten gerade an diesem Morgen den Kaiser Leopold, als die Audienzstunde begann.

Der erste, der heut angemeldet wurde, war Graf S..., den wir bei den schwarzen Jakobinern bereits kennen gelernt haben.

Graf S..., ein hochgewachsener Mann, dessen Gesichtszüge wüstes Leben, Schlauheit und Unternehmungssinn verriethen, verbeugte sich tief vor dem Monarchen.

Das kluge Auge des Kaisers haftete einen Augenblick, wie es schien wenig befriedigt, auf dem Aristokraten.

„Was bringen Sie mir, lieber Graf?"

„Euer Majestät," erwiderte der so Angeredete, „ich bringe zunächst mein treues Herz, das mich zwingt, den geliebten Monarchen über die Stimmung eines Landes zu unterrichten, das mit Recht die erste Perle seiner Krone genannt wird."

„Ah, Sie meinen Böhmen!"

„Euer Majestät allerunterthänigst zu dienen."

„Nun, und was gibt es dort?"

„Gestatten mir Euer Majestät, freimüthig alles das zum Ausdruck zu bringen, was ich darüber im Stande bin zu sagen?"

„Sprechen Sie."

---

*) Kaiser Josef wollte bekanntlich auch die böhmische Sprache zur allgemeinen Reichssprache machen und ward von diesem Vorhaben nur durch die Ueberredungskraft eines böhmischen Ephialtes abgebracht!

„Auch wenn es nicht durchaus erfreulich ist?"

„Reden Sie immerhin, der Monarch, der seinen einzigen Reichthum im Glücke seiner Völker findet, muß ebensowohl freudige wie leidige Nachrichten entgegen zu nehmen im Stande sein. Die leidigen pflegen ja zumeist immer die wahrsten zu sein."

„Majestät, die Folgen des bisher von Ihrem allerhöchsten Vorgänger eingeführten Systems lassen sich auch bereits in Böhmen spüren."

„Und in welcher Weise?"

„Das Volk fühlt sich nicht glücklich."

„Worüber beklagt es sich?"

„Es vermißt mit Betrübniß die seinen Ständen entrissenen Privilegien, und dann . . . ."

„Was noch?"

„Die von Sr. Majestät dem Kaiser Josef II. eingeführte Steuerregulirung drückt es zu sehr."

„So, so. Und wie äußert sich die Unzufriedenheit des Volkes?"

„Majestät mögen Ihrem allerunterthänigsten Diener den häßlichen aber leider nur zu wahren Ausdruck verzeihen: es murrt."

„Es murrt?"

„Die französische Revolution, die Unruhen in den Niederlanden, die Gährung Ungarns . . . ."

„Was haben die damit zu thun?"

„Das alles wirkt doch mehr oder weniger ansteckend."

„Sollte das wirklich der Fall sein?"

„Euer Majestät dürfen Ihrem getreuesten Diener glau-

ben. Ach, es ist ja nur allzubekannt, daß böses Beispiel gute Sitten verdirbt."

„Aber noch sind mir von Seite der Bürger und Bauern von dort keine solche Nachrichten darüber zugekommen."

„Leider nur ein Zeichen bösen Sinnes, ja der Verstocktheit dieser Klassen."

„Und doch dächte ich, hätte mein höchstseliger Bruder die Lasten des Volkes vermindert und seine sittliche Veredlung befördert."

„Ach, Majestät, das Volk ist immer undankbar."

„Wohl wahr, doch noch undankbarer sind diejenigen, die das Volk vorzuschieben pflegen, die Aristokratie z. B., die dem seligen Kaiser Josef II. so sehr entgegen war."

„Majestät, die Aristokratie ist die erste Stütze des Throns."

„Lieber Graf S . . ., das kenne ich. Die Liebe seiner Völker ist die einzige sichere Stütze des Throns."

„Aber eben diese Völker . . . ."

„Nein, eben der Adel dieser Völker ist es, der jetzt murrt. Ich fürchte seinen Haß nicht, da mein Schwert die Gerechtigkeit ist."

„Majestät . . . ."

„Ich weiß, was sie sagen wollen. O, es ist wahr, wir leben jetzt in einer schlimmen Zeit, in einer Zeit, wo die Enkel die Sünden ihrer Vorfahren büßen müssen, wo die Völker statt den heiligen Kelch, der die Freiheit enthält, zu verehren, ihn frech an ihre Lippen setzen und bis zur Hefe leeren, ja, bis zur Hefe. Gerade dies allgemeine Unglück ist das Glück der österreichischer Aristokratie, denn bei Gott,

das, womit der Kaiser Josef II. sie schrecken durfte, wäre jetzt eine zweischneidige Waffe. — Indeß erinnern Sie sich, daß das Haus Lothringen keine Sünden zu büßen hat, gar keine. Nicht ein Tropfen Unrecht klebt an seinem reinen Wappenschild. Gott hat es berufen, dieses große, aus so vielen Völkern bestehende, europäische Mittelreich glücklich zu machen, und es wird diese hohe Mission erfüllen. Und dann, bedenken Sie noch Eines, lieber Graf S . . ., wir leben in einer Zeit, wo es der Krone Noth thut, sehr genau unterrichtet zu sein, und ich darf versichern, die Krone ist wirklich sehr genau unterrichtet. Merken Sie ferner einen guten, ja heilsamen Rath: „So wenig der Adel in Frankreich im Stande war, sich allein der Revolution entgegen zu stemmen, eben so wenig kann der österreichische Adel eine Revolution veranlassen."

„Majestät, man hat den Adel verläumdet!"

„Ereifern Sie sich nicht, ich kenne meine Pappenheimer. Aber merken Sie noch Eines, der französische Adel emigrirte feig, um sich der Rache des Volkes zu entziehen, ohne an seinen König zu denken; der Adel, der sich im Kaiserstaate gelüsten ließe, eine katilinarische Rolle zu spielen, müßte emigriren, um — dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen. Uebrigens werde ich schleunig alle Landtage meines Reiches berufen."

Der Kaiser winkte, der Graf verbeugte sich und verließ den Saal.

Nach dem Grafen S. wurde der Erzbischof von Wien gemeldet.

Der Herr Kardinal-Erzbischof war gewiß ein sehr from-

mer Mann, der es äußerst schmerzlich empfunden hatte, daß der Papst einst unter Josef II. am Ziele seiner apostolischen Wanderung um den Preis derselben gebracht worden war.

Kaum hatte der Kaiser diesen Boten des Friedens wahrgenommen, als er ihm freudig zurief:

„Ah, Herr Erzbischof, Sie bringen mir gewiß etwas Erfreuliches."

„Der Diener des Herrn," erwiderte der Kardinal-Erzbischof, „kann immer nur den Frieden bringen."

„Recht so, das höre ich gern."

„Aber freilich wird der Friede oft durch Kampf erst erreicht, — oder wenigstens durch Veränderung."

„Und welche Veränderung streben Sie an?"

„Ew. Majestät mögen es mir erlassen, im Einzelnen zu schildern, welche Wunden im Laufe der letzten zehn Jahre in den kaiserlichen Landen der katholischen Religion geschlagen worden sind. Ew. Majestät werden gewiß mir verzeihen, wenn ich hier nicht aufzähle, wie viele der Ausübung frommer Werke geweihte Stätten verödet worden sind."

„Auch in andern Ländern sind der Klöster jetzt weniger geworden. Die Menschheit ringt nach Fortschritt, und diejenigen, die an ihrer Spitze stehen, dürfen am allerwenigsten dem Hange nach Bewegung, oder sagen wir es einfacher, nach ehrlicher Arbeit, ein Ziel setzen."

„Wohl gesprochen, Ew. Majestät! allein mit den heiligen Orten und den heiligen Uebungen schwindet auch der Glaube und mit ihm der Gehorsam gegen weltliche wie gegen geistliche Obrigkeit."

„Zum Glauben kann man Niemand zwingen, wohl aber zum Gehorsam."

„Ew. Majestät mögen die religiöse Gleichgültigkeit nicht so leicht ansehen. Was ist sie? Die langsame Erschütterung alles Bestehenden. Der Mann, der vor dem Kreuz nicht mehr Respekt hat, verliert bald auch die Ehrfurcht vor der Krone.“

„Dann müßten die Juden alle sehr schlechte Unterthanen sein.“

„Lassen wir das unerörtert. Auch die Juden haben ihren orthodoxen Glauben, an den Niemand rühren darf. Aber wie wird das schöne Wort Toleranz oft so irrig aufgefaßt? Die Philosophie und Aufklärung machen aus diesem einzigen Worte leider nur zu oft ein Schild für alle Gottlosigkeit.“

„Sie sehen sehr schwarz.“

„Nicht schwarz genug.“

„Und was wünschen Sie demnach eigentlich?“

„Majestät, der verewigte Monarch hatte ohne Zweifel in erhabener Absicht die Schleußen heilsamer Vorsichtsmaßregeln und Verbote geöffnet und die sogenannte Preßfreiheit von jenen Fesseln befreit, welche ihr die Weisheit geistlicher und weltlicher Regenten anlegte. Ihr aber gerade verdanken wir die Fluth der mit Atheismus und Sittenlosigkeit geschwängerten Broschüren, die seitdem über dies Land hereingebrochen ist.“

„Herr Kardinal, in diesem Punkte wollen wir nicht streiten. Es ist wahr, daß unter der Langmuth meines erhabenen Bruders wirklich von unberufenen Leuten viel geschrieben worden ist, was zur Lockerung aller sittlichen Bande führen könnte, da die Bevölkerung noch nicht zu jenem gesun-

den geistigen Instinkt erwacht ist, in dem man das Gift von der Arznei zu unterscheiden weiß."

„Majestät haben sehr recht, Majestät werden gewiß diesem Unfug steuern."

„Allerdings."

„O tausend Dank!"

„Aber deshalb werden wir doch mit dem Bade noch das Kind nicht ausschütten. Eine heilsame Beschränkung, die hauptsächlich dem sich spreizenden Unsinn entgegen wirken soll, ist kein Verbot gegen jede geistige Regung überhaupt."

„Ah, ich verstehe."

„Verstehen Sie mich ganz recht, ich will keinen Zwang, keine Unterdrückung, nur Mäßigung, aber dasselbe verlange ich auch von Ihnen, Herr Kardinal."

„Von mir?"

„Allerdings."

„Der Herr, welcher unsere Herzen und Nieren kennt, weiß, daß die Geistlichkeit dieses Landes bei all ihrem Thun und Lassen stets nur seine Ehre zu befördern bestrebt war."

„Das soll nicht bestritten werden, aber das hinwiederum möchte ich nicht gern hören, daß man so viel davon spricht, seit meinem Regierungsantritt predige man in den Kirchen ganz anders, als zur Lebenszeit meines höchstseligen Bruders. Gerade das erweckt Mißtrauen."

„Majestät, nur diejenigen, die vielleicht selbst nicht ganz frei von dem Hauch der Irrlehren geblieben sind, die in den letzten Jahren sich bei uns einnisteten, können solche Anklagen gegen die Diener der Kirche geschleudert haben."

„Sehr gut, Herr Kardinal. Die zügellose Broschüren-

literatur, die so manches Unkraut gezeitigt hat, soll beschränkt werden, — aber Maaß für Maaß."

Der Kaiser winkte, der Kardinal verabschiedete sich mit tiefen Verbeugungen.

Es ist geradezu wunderbar, sagt an einer Stelle der große Historiker, Freih. v. Hormayr, daß die Theokratie der sicheren Gewißheit schien, ihr Gewehr ebensowohl beim Kolben als aus dem Laufe losbrennen, daß sie wähnte, ebensogut die erste Dienerin des Absolutismus und Obskurantismus sein zu können, als sie früherhin die Beschützerin der Freiheit war und das Monopol der Intelligenz in Händen hatte, daß sie es so ganz vergaß: imperium iis solummodo artibus retinetur quibus initio partum est.

Nach dem Kardinal ward der preußische Gesandte vorgelassen.

Dieser überreichte nach einer kleinen diplomatischen Eingangsrede dem Monarchen ein versiegeltes Schreiben seines Cabinets.

Preußen hatte sich gleich nach dem Regierungsantritte Leopolds, nur aus Eifersucht gegen Oesterreich, mit der Türkei gegen dasselbe verbündet und mit dieser im Verein die Unzufriedenen in Ungarn noch mehr aufgestachelt, ja, ihnen goldene Berge versprochen.

Leopold, der die Gefahr eines Krieges mit Preußen unter solchen Umständen sehr gut erkannte, suchte dies zunächst durch Nachgiebigkeit von der Türkei loszutrennen, um dann auch mit dieser Frieden schließen zu können (was auch später in der That erfolgte), um so in der ohnehin so schweren Zeit, die schwierigen Verhältnisse im Innern nicht noch durch äußere Kämpfe und Verwickelungen zu erhöhen.

Gerade diese Friedfertigkeit ist dem Kaiser von seinen Widersachern schwer verdacht worden und doch gibt sie ein sprechendes Zeugniß von seiner wahren Regentenklugheit, die sich vor nichts mehr als vor Windmühlenkämpfen und politischen Donquixotiaden scheute.

Kaiser Leopold, der nicht nur ruhiger, sondern auch kenntnißreicher als Josef II. war, *) wollte den von diesem betretenen Pfad der Reformen **) keineswegs verlassen, er wollte ihn nur solider ausbauen, hierzu bedurfte er eben vor Allem Ruhe. Er hatte sofort geeignete Unterhandlungen mit Preußen, das bereits in Schlesien eine Armee gegen ihn zu-

---

*) Leopold besaß sehr viel Kenntnisse, besonders war er ganz vorzüglicher Rechtsgelehrter, auch Chemie war eine seiner Lieblingswissenschaften. Auch stand er mit allen bedeutenden Gelehrten seiner Zeit in fast beständiger Verbindung, schon als er noch Großherzog von Toskana war.

**) Wohl nimmt man in Oesterreich mit dem Beginn Leopold's II. Regierung eine Epoche der Rückschritte an, allein streng genommen, mit Unrecht. Warum starb er so früh? In dieser Frage liegt mehr als man näher aussprechen darf. Uebrigens führte er selbst in der kurzen Dauer seiner Herrschaft manche sehr wesentliche Reformen ein. So hob er die äußerst grausame, die Qualen langsamen Todes übertreffende und doch ganz zwecklose Strafe des Schiffziehens auf, welche Josef II. häufig hatte in Anwendung bringen lassen. Ebenso verordnete er eine menschlichere Behandlung der zu langwierigem, harten Kerker verurtheilten Verbrecher und befahl, denselben wöchentlich dreimal Fleisch und Gemüse zu reichen, während vordem Wasser und Brod ihre einzige Nahrung gewesen war. Auch schaffte er das ekelhafte, ensittlichende Schauspiel ab, welches in Wien auf dem hohen Markte durch die öffentliche Bestrafung mit Stockstreichen gegeben wurde und bestimmte, daß dergleichen Strafen im Zuchthause zu appliciren seien. Endlich gehörten auch unter seine Neuerungen die in den Vorstädten von Wien eingeführten wöchentlichen Gerichtstage, eine Art „Friedensgerichte,“ durch welche die gerichtlichen Streitigkeiten in der Hauptstadt so sehr vermindert wurden, daß ein damaliger Magistratsrath nach seinem eigenen Ausspruche bloß in einem Jahre viertausend und einige zwanzig Klagen zu schlichten bekam, von denen nur 2 in einen förmlichen Proceß übergingen, 10 durch richterlichen Spruch entschieden, die übrigen aber in aller Güte verglichen wurden.

sammenzog, anknüpfen lassen und diese Unterhandlungen mit solchem Geschick geleitet, daß das Berliner Cabinet, das sich eben auch etwas vor der französischen Revolution zu fürchten begann, sich bald sehr friedfertig finden ließ.

In dem, dem Kaiser soeben überreichten Schreiben befanden sich denn auch viele freundliche Versicherungen, und um dieselben noch glaublicher zu machen und quasi eine recht ehrliche Garantie des guten preuß. Willens zu geben, (man höre und staune!) auch ein Verzeichniß all der ungarischen Edelleute, mit denen man vordem von Berlin aus wegen einer demnächstigen Insurgirung Ungarns in Verbindung war. Dies Faktum ist leider keine Erdichtung, sondern einfache, unverblümte Wahrheit, die einen schönen Beweis dafür liefert, wie biedermännlich und gradsinnig die preußische Politik zu allen Zeiten war.

Kann diese Perfidie wohl weiter getrieben werden? Erst geht man Verbindungen mit den Unzufriedenen eines Nachbarstaats ein und dann, wenn der Wind von anders herweht, verräth man diese Unzufriedenen ihrer eigenen Regierung!

Wäre Leopold II. eine reaktionäre Natur gewesen, als welche man sich so oft bemüht hat, ihn darzustellen, so würde es jetzt in Ungarn an ein lustiges Hängen, Köpfen und Rädern gegangen sein, und die klugen Berliner Diplomaten würden dann lächelnd über diesen blutigen Beigeschmack, der für sie so günstigen Reichenbacher Konvention sich die „unschuldigen" Hände gerieben haben. Zum Glück erhielt die bald darauf folgende, für Oesterreich aber nicht zu glänzende Reichenbacher Konvention diesen blutigen Beischmack nicht und Leopold

würde dieselbe sogar den Preußen sehr bald heimgezahlt haben, wenn er nicht allzufrüh gestorben wäre. *)

Leopold überlas den Brief, legte ihn dann auf einen vor ihm liegenden Tisch und bemerkte zum preußischen Gesandten bloß:

„Ihre Regierung gibt mir allerdings in diesem Schreiben sehr aufrichtige Beweise ihrer aufrichtigen Freundschaft. Ich lasse ihr bestens danken und werde nächstens in einem eigenhändigen Schreiben antworten."

Der Gesandte empfahl sich.

Sobald der Kaiser wieder allein war, brach er in den Ausruf aus:

„Wer ist nun schlimmer, dies preußische Cabinet, oder die ungarischen Malkontenten? Nun, die Preußen sollen wenigstens lernen, wie ein Monarch aus dem Hause Lothringen sich ihre Denunciationen zu Nutze macht; — sie werden sich wundern."

„Soll ich das ganze Geschreibsel zerreißen?"

„Nein, nein, das Aktenstück wird mir noch kostbare Dienste thun, es wird die Verirrten wieder zu ihrem Monarchen zurückführen, nicht durch den Scharfrichter, sondern durch Liebe!"

Nach dem preußischen Gesandten ward der Polizeikom-

---

*) Als kurz vor dem Tode Leopold's II. im Publikum in Wien das Gerücht ging, Oesterreich werde im Verein mit Preußen Krieg gegen Frankreich führen, wurde man in der Kaiserstadt über diese Neuigkeit unruhig, weil man die verderblichen Folgen eines solchen äußerst kostspieligen Krieges fürchtete. Ein Vertrauter des Kaisers, der ihm diese Besorgnisse mittheilte, soll damals die Antwort erhalten haben: „Die Wiener fürchten sich umsonst. Krieg wird mit Frankreich sein; aber ich werde keinen Theil daran nehmen. Wenn der Teufel losgebrochen ist, lass' ich Preußen allein und bezahle ihm die Reichenbacher Konvention!" Schade, daß Leopold starb, bevor der Teufel, der Oesterreich seine Staatsschuld verschaffte, losbrach.

missär vorgelassen, den wir im Prater gleichzeitig mit dem aus Ungarn vertriebenen Professor Hoffmann kennen gelernt haben.

Er überreichte dem Monarchen das von jenem geschriebene Mémoire über die Verhältnisse in Ungarn, an dessen Ende sich auch die tröstliche Versicherung befand, daß übrigens auch in den übrigen Provinzen des Reiches zahlreiche Jakobiner existiren, die er sich wohl getraue auszukundschaften, da er früher selbst Illuminat gewesen sei.

Besonders diese Schlußbemerkung ging nicht ganz spurlos an dem Kaiser vorüber.

Es war eine nicht zu leugnende Schwäche von ihm, daß er sich für das Polizeiwesen und ganz besonders für die geheime Polizei äußerst lebhaft interessirte und sehr große Stücke auf dieselbe, ja, sie für ganz unvermeidlich und unentbehrlich in einem wohlgeordneten Staatshaushalte hielt.

Er belobte daher den Kommissär und forderte ihn auf, sich andern Tags um dieselbe Stunde und zwar mit dem Professor Hoffmann in der Burg wieder einzufinden.

Nach diesem Manne der öffentlichen Sicherheit erhielt ein Schriftsteller, Namens Stiebert, Audienz.

Dieser erlaubte sich, dem Kaiser den Plan zu einem neuen Blatte, das „Der politische Sieb" heißen sollte, mitzutheilen und um Censurfreiheit dafür zu bitten.

„Die," erwiderte der Herrscher, „kann ich Ihnen nicht bewilligen. Aber sagen Sie nicht, daß sie hauptsächlich darin verrottetes Herkommen und sittlich unberechtigte Vorrechte bekämpfen und auch sonst für Aufklärung wirken wollen?"

„Euer Majestät geruhten es auszusprechen."

„Gut, so will ich eine andere Garantie geben."

Und damit ging der Kaiser an ein Schreibepult, langte aus demselben ein eigenhändiges Manuskript hervor und reichte es dem erstaunten und entzückten Literaten mit freundlichen Worten hin:

„Da, sieben Sie das, ich werde Ihnen auch in Zukunft Manches zum Sieben mittheilen.“ *)

Der durch das gnädige Benehmen des Kaisers muthiger gemachte Redakteur bat jetzt auch, damit sein Blatt wohlfeiler, folglich also auch gemeinnütziger gemacht werde, um Stempelfreiheit.

„Sie sollen stempelfrei sein,“ erwiderte der Regent, „aber merken Sie sich Eins, die kaiserlichen Verordnungen müssen Sie unangetastet lassen, im Uebrigen sieben Sie die Nachlässigkeit der Beamten und die Thorheiten des Adels und zwar tüchtig. Wann wird das erste Blatt erscheinen?“

„Schwerlich vor 14 Tagen.“

„Ich kann es kaum erwarten, all das, was ich durch meine Beamten und selbst durch die Polizei nicht so leicht erfahre, öffentlich gesiebt zu sehen.“

Der Kaiser schob nach diesen Worten einige von ihm selbst aus ziemlich erhitzenden Ingredienzien verfertigte Diabolini in den Mund und nickte dann dem Zeitungsschreiber sein übliches, herzliches „Servus!“ zu.

Nach dem Literaten kam ein Hofrath an die Reihe, der den Kaiser um Gnade für einen Richter Namens Martinolli **) bat, der jetzt deshalb seines Amtes entsetzt worden war, weil

---

*) Gilt für historisch.

**) Dieser Martinolli spielte später eine Rolle im Processe gegen die Wiener Jakobiner.

er einen des Diebstahls verdächtigen Inquisiten anderthalb Jahre ohne jedes Verhör aus bloßer Nachlässigkeit hatte im Kerker sitzen lassen.

Der Kaiser hörte das Gesuch ruhig an, antwortete aber dann mit Festigkeit:

„Diesen Martinolli kann ich nicht ungestraft lassen. Sich der Person eines angeblichen Verbrechers versichern, heischt das Wohl und die Sicherheit des Staates; aber man muß so schnell als möglich zur Ueberzeugung gelangen, damit er, wenn er schuldlos, nicht zu lange unschuldig gestraft wird; denn es ist schon eine Strafe in Verwahrung zu sitzen.

Ich hatte Martinolli übrigens aufgetragen, seine Vertheidigung aufzusetzen. Da hören Sie einmal selbst, was mir dieser Mensch zugeschickt hat.

Erstens, schreibt er, sei es erst anderthalb Jahre, daß Inquisit sitze!

Zweitens habe er (Martinolli) gedacht, daß an demselben nicht so viel gelegen sei, weil er ein Dieb ist.

Drittens würde ihm ja dadurch, je länger er sitze, die Gelegenheit benommen, früher wieder stehlen zu können.

Das ist zu arg! Gesunden Verstand sollte doch jeder Christenmensch haben; aber das ist so unvernünftig, wie man es nur von einem Narren erwarten kann. So ein schlechter Judex verdient keine Gnade. *)“

Mit diesem Bescheid mußte sich der Hofrath zufrieden geben.

Nach ihm ward Peter Sybel angemeldet, den wir als

---

*) Gilt für historisch.

Illuminaten und dann im Prater als heldenmüthigen Retter eines Kindes kennen gelernt haben.

Sobald derselbe eintrat, ging ihm der Kaiser entgegen und fragte ihn:

„Wollen Sie mir dienen?"

„Majestät geruhen über mich zu befehlen."

„Ich will hier nichts von Befehlen hören, ich will wissen, ob Sie wohl im Stande wären, aus Liebe zu ihrem Monarchen, demselben einen treuen Dienst zu leisten."

„Mein Leben gehört Eurer Majestät."

„Sie haben Muth und Entschlossenheit. Getreue Berichterstatter sagen mir auch, daß Sie ein feingebildeter Mann sind und Ihr Auge sagt mir, daß ein treues Herz in Ihrem Busen schlägt. Nun muß ich jetzt einen zuverlässigen Mann zu den ungarischen Malkontenten schicken, um sie zu beruhigen, um sie von meiner Absicht, ihre Rechte nicht anzutasten zu überzeugen. Wollen Sie dieser Mann sein?"

„Euer Majestät überschütten mich unverdienter Weise mit Gnade, aber werde ich dieser hohen Mission gewachsen sein?"

„Sie werden es. Lesen Sie vor allem diesen Brief aus dem preußischen Cabinet an mich. — — Sie werden bleich? Fürchten Sie nichts. Ich will nichts von seinem Inhalt wissen. Aber nehmen Sie ihn mit, als Waffe, als Bekehrungsmittel, er wird Wunder wirken. Gehen Sie zuerst zum Grafen Zag yvagy. Ist er überzeugt, so werden sich auch die Uebrigen überzeugen lassen. Und hier sind w eitere Instruktionen für Sie. Ihre Mission ist gefahrvoll."

„Majestät, ich fürchte nichts."

„Und sie ist höchst wichtig."

„Ich werde versuchen, mich der unverdienten hohen Gnade meines Monarchen werth zu machen.“

„Alles übrige Nöthige empfangen Sie nach Ueberreichung dieses Billets in der böhmischen Hofkanzlei. Gehen Sie mit Gott.“

Trunken vor Thatenlust, wankte Sybel fort.

Die Audienz dieses Tages war geschlossen.

8. Kapitel.

Auf Berencz.

Liebe liebt verschwiegnen Brauch;
Liebe lebt ein zarter Hauch! —
Lern im Glück verschweigen, lerne:
Nacht und Sterne schweigen auch.
H. Kletke.

Denn Ilka ist so feurig wie der Wein,
Der auf den Bergen Hegyalla's wächst,
So ungestüm wie's freie Roß der Pusta,
Ihr schwarzes Auge spricht von Lieb und Lust!

In der Reihe der ungarischen Grenzburgen gegen Oesterreich und Mähren ist Berencz der nördliche Schlußstein. Im westlichen Theile der neutraer Gespanschaft, in der Nachbarschaft des Marktortes Szobotitz, am Rande jenes Gebirges liegend, welches von Skalitz quer über gegen die Waag, Ungarns Grenze bildet und in vielfachen Ausläufern sich in's Festland hinabsenkt, in dessen fruchtbaren Thälern und Abhängen zahlreiche einzelne Höfe, Kopanitzen genannt, zerstreut liegen, von den Seiten zwischen Bergen versteckt, und nur gegen Süden hin, trotzend in die Ebene hinabschauend, mag es einst bald ein Zufluchtsort gegen Einfälle räuberischer Nachbarn, bald ein Waffenplatz und Stützpunkt offensiver Bewegungen gegen dieselben gewesen sein.

Diese alte Burg, ursprünglich Privateigenthum der ungarischen Könige, dann des berühmten Stibor Wayda, später der Korláthköys und Nyarys, war einst in der ganzen Umgegend ein vorzüglicher Hort des Protestantismus und hat dann im Jahre 1674 dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt, daß sie neun Monate hindurch zum Gefängniß der durch die Preßburger sogenannte königliche Kommission zur Deportation verurtheilten lutherischen und reformirten Lehrer diente, welche trotz des ungarischen Religionsfriedens und der pacta conventa nach Neapel auf die Galeeren geschickt wurden, von denen sie später der große holländische Admiral Ruyter befreite.

Sie liegt auf dem Gipfel eines isolirt hervortretenden ziemlich hohen, doch nicht sehr steil abfallenden Berges, um welchen sich in Schlangenwindungen das Dorf Podbraucs herumzieht. Die ganze, ein ziemlich großes Oval bildende Plattung des Gipfels, ist mit einer Ringmauer umgeben, an welcher noch immer Ueberreste von Thürmen erkennbar sind. Im Innern ist ringsherum ein freier Raum, dann ein das Hauptgebäude umschließender Rundgraben. Dieses, das eigentliche Schloß, bildete einst ein längliches Viereck, mit der Hauptfaçade nach Westen gekehrt, wo man noch zwischen den Resten zweier Eckthürme die großen Fenster des Saales wahrnimmt, die nun wie die unheimlich leeren Augenhöhlungen eines Todtenschädels aus der Ruine hervorgrinzen. Am entgegengesetzten Ende, dem Eingange gegenüber, ist ein kleiner viereckiger und dann wieder ein kolossaler runder Thurm sichtbar, sonst aber Alles ein in sich vollkommen zusammengestürzter Schutthaufen.

An einem hellen, sonnigen Mainachmittag sitzt hier, un-

weit vom verfallenen Eingangsthor, da wo man an der ersten leisen Senkung des Bergrückens die Fundamte einer zerstörten kleinen halbrunden Kapelle erkennt, auf einem mächtigen Steinblocke Martinovič.

Ringsum blüht und duftet der Frühling mit seinen zarten jungen Blumenkindern über den Ruinen.

Lerchen zwitschern, Bienen summen in der Luft, gleichsam die Herolde eines neuen Lebens, eines Lebens, das immer wiederkehrt, das kein Eisen und keine Zerstörung bannen kann.

Große, bunte Schmetterlinge gaukeln winkend um die am Gemäuer emporrankenden über und über mit Blüthen bedeckten wilden Rosenbüsche, die Bilder der Unsterblichkeit, bei den Bildern der schönsten irdischen Jugendblüthe, und doch beide nur Eintagswesen, die ein Frosthauch tödtet!

Und oben, hoch in den Lüften wiegt sich über der Burgruine ein gewaltiger Aar, majestätisch auf Beute in der fernen Ebene niederspähend.

Martinovič hat auf das Alles nicht Acht, sein von schwarzen Locken umrahmtes männlich schönes, wettergebräuntes Antlitz mit dem düsteren geistvollen Falkenauge in beiden Händen bergend, achtet er weder auf den Frühling und seine Boten, noch auf den Adler, der über ihm dahin schwebt, noch auf das unter ihm sich ausbreitende Bild einförmigen Stilllebens. Sein Blick verliert sich nicht in die in formlose Nebel zerrinnende Fernsicht im Süden, haftet nicht auf den ringsum lagernden Bergabhängen, auf den Wiesen, Feldern und Wäldern der Thäler, zwischen denen mitunter einzelne weiße Gehöfte wie große schimmernde Schneeflocken hervorlugen, er ist nach Innen gekehrt, wo ihm eine andere Erscheinung entgegenlächelt, die er bald in Wirklichkeit zu sehen hofft, der er

mit heißer Sehnsucht an dieser einsamen Stelle entgegengeharrt.

Er liebt.

Ja, er liebt und die er liebt, liebt ihn wieder, aber der ungeheuere Reichthum des Vaters der Gräfin Maria Szech..yi trennt sie beide und wirft die glänzenden Hoffnungen ihrer Herzen auf das kalte Schneefeld ferner Möglichkeiten.

Aber während er noch in Gedanken bei ihr weilt, ist sie selbst schon ihm näher, als er ahnt.

Nachdem sie den Burgberg von der andern Seite erstiegen, ist sie bereits in die Ruinen eingetreten und sucht mit ihrem schwarzen seelenvollen Auge nach dem Geliebten.

Wer sie, dies Bild üppigsten jungen Lebens, diese echte Ungarnschönheit mit dem feinen, regelmäßigen Gesichte, den glühenden Wangen und dem süßen Lächeln schmachtender Hoffnung um den kleinen, zartgeformten Mund, dazu der Gestalt einer Venus und der graziösen Behendigkeit einer Gazelle jetzt über die Trümmer hüpfen gesehen, hätte sich gestehen müssen, daß sie ein viel größerer Gegensatz zu der hier düster lagernden Zerstörung sei, als der Blumenmantel des Frühlings, als Lerchen und Bienen und farbenfunkelnde Schmetterlinge, ja selbst als der Leben spendende Sonnenstrahl, der mit ihr um die Wette über das geborstene Gemäuer kletterte.

Sie konnte mit keiner Elfe, mit keiner Fee verglichen werden, sie war keine germanische transcendentale Schönheit, aber sie war die schimmernde Jugend, das üppig pulsirende Leben, die herrliche Vollendung eines in tausend Reizen prangenden irdischen Mädchens.

Nichts glich an ihr einer nebelumsponnenen, mondscheinumflochtenen, mit dem geheimnißvollen Kranz melancholischer

Sage bediademten Nixe, wie sie sich die Phantasie des Nordländers denkt, Alles dagegen einer Leben und Liebe athmenden Menschenblume, wie sie sich einst die heiteren Griechen in ihren lieblichen Sirenen vorstellten.

Sie war kein Traum, sie war lächelnde Wirklichkeit.

Erst als sie durch das verfallene Burgthor hinaus trat, nahm sie Martinovič gewahr und eilte ihm mit offenen Armen entgegen.

Jetzt erst erwachte dieser aus seinen Träumen.

Er sprang empor und eilte der Geliebten entgegen.

Im nächsten Augenblick lagen sie einander in den Armen.

Sobald sie sich aber von ihrem Freunde wieder losgerissen hatte, rief Maria:

„Du Böser, wie lange hast Du kein Lebenszeichen von Dir gegeben, mir nicht geschrieben, mich zu keinem Stelldichein geladen. Bin ich Dir denn gar nichts mehr, hast Du mich ganz vergessen?"

„Maria," erwiderte ihr Martinovič, „wenn Du an meiner Liebe gezweifelt, so kannst Du auch am Licht der Sonne oder am Dunkel der Nacht zweifeln."

„Und doch hast Du so lange nichts von Dir hören lassen?"

„Ach, Geliebte, ich war in dieser Zeit fast beständig zu Pferde."

„Um zu jagen und Wettritte zu halten?"

„Kränke mich nicht. Wie könnte ich solcher Dinge wegen Deine Nähe versäumen! Aber wichtige, unendlich wichtige Dinge setzten mich in Bewegung."

„Wichtigere als Deine Liebe zu mir?"

„Dein Bild war in alle mit verflochten."

„So sage mir, was es war?“

„Darf ich Dir es anvertrauen? Doch ja, Du bist ja ein Kind eines echten Ungarn, wenn dieser Ungar auch ein viel zu stolzer Mann ist, als daß er Dein Glück dadurch begründe, daß er Deine Hand in die des Mannes legte, den Du liebst. Eine Ungarin darf es wissen, wenn ihr Vaterland sich zu neuen Kämpfen rüstet.“

„Und wenn ich dies schon wüßte?“

„Dann um so besser, denn dann mußt Du ja wissen, daß der, den Du mit Deiner Liebe beglücktest, nur da sein kann, wo man für Ungarn kämpft.“

„Du hast recht.“

„O ich wußte, daß Du nur so denken könntest, ich wußte es. Aber weißt Du auch, daß die Stunde der Erhebung bereits nahe ist?“

„Ich vermuthete es. Ich habe in dem Schlosse meines Vaters so Manches gehört.“

„Und wirst Du mich zum Kampfe weihen?“

„Mit tausend Küssen und tausend Gebeten.“

„Engel von einem Mädchen!“

Wieder umschlangen sich die beiden Liebenden in leidenschaftlicher Erregung.

„Und wenn wir siegen?“

„Dann folge ich Dir, wohin Du mich führst.“

„Auch gegen den Willen Deines Vaters?“

„Ja, aber dann, das weiß ich, wird er es wollen, denn Du, das weiß ich auch, wirst der größte Held dieser Erhebung sein und einem solchen wird er die Hand seiner Tochter unmöglich verweigern können.“

„Du wirst recht haben, oder ich werde sterben.“

„Sterben?“ rief jetzt Maria mit einem Tone aus, in dem sich ihre unwillkührlich bei dem Gedanken, den Geliebten ihrer Seele zu verlieren, erwachende Angst deutlich genug abspiegelte.

„Ja sterben und zwar freudig sterben. Was ist das Leben ohne ein triumphirendes Vaterland, was ohne Dich, die Du seine schönste und edelste Tochter bist? Sieh, sich langsam in namenloser Sehnsucht nach Freiheit, Ruhm und Liebesglück verzehren, das ist traurig, das ist so häßlich, wie wenn man lebendig in frischer Jugendkraft in eine schaurige Gruft hinabsteigt, um da — zu verhungern. Nein, so mag ich nicht enden. Aber, wenn dies Herz, das so lebhaft und stürmisch fühlt, unter dem Schalle der Schlachttrompete ausschlägt, wenn der ungebeugte, ungebrochene Wille, der so bestimmt sein goldenes Ziel vor Augen sah, nicht allmählich erschlafft und kränkelt, bis er zuletzt an der bangen Furcht vor sich selbst stirbt, wenn ich ihn festhalte, auch wenn ich für ihn im offenen Kampfe verblute, unter dem Rufe der Streiter, dem Donner der Geschütze, dem dröhnenden Geroll der eisernen Würfel des Schicksals, — dann falle ich unbesiegt, nicht bedauerns-, sondern beneidenswerth. Ach, und im letzten Athemzuge sehe ich vielleicht noch das Banner Ungarns zum Siege rauschen. — Und Du, Geliebte, Du darfst dann stolz sein, daß Du einen so treuen Sohn des Vaterlandes zum Liebling Deines Herzens auserkoren. Du hast die blutige Gewißheit, Dich an keinen Feigling weggeworfen zu haben, und wenn Du mein gedenkst, wird Dir die Blume der Erinnerung holder duften, als die der Wirklichkeit. Bange also nicht

davor, daß mich vielleicht bald der schwarze Fittig des Todes berührt."

Maria erstickte unter heißen Küssen die heldentodlüsternen Reden ihres Geliebten.

„Du wirst, Du mußt leben," sagte sie, „leben für Dein Vaterland!"

„Wenn es in Deinen Armen ist, ja, sonst ist mir der Tod viel lieber."

„Also in meinen Armen!" rief das herrliche Mädchen.

Unterdeß war die Sonne allmählig tiefer und tiefer gesunken, ein kühler Windhauch begann bereits auf diesen Höhen zu wehen.

„Ach," seufzte Maria wieder, „und wir werden uns jetzt bald wieder trennen müssen, man darf meine Abwesenheit vor dem Einbruche der Nacht nicht gewahren."

„Du willst Dich schon von mir trennen, und doch sind die Augenblicke kurzer, süßer Vereinigung uns leider vielleicht so sehr gezählt."

„Wir werden uns bald wieder hier oder anderswo treffen, gib mir nur fleißiger Kunde von Dir."

„Es soll geschehen, Geliebte."

„Noch bevor es in den Kampf geht?"

„Ja, noch einmal, bevor sich unser Schicksal erfüllt."

„Sprich nicht so, vielleicht sehen wir uns auch noch öfter als vordem wieder."

„Ich glaube nicht."

„Aber ich glaube es, weil ich es will."

„Süßer Wildfang!"

„Ich muß fort, ach, und Du darfst mich nicht einmal ein Stück Weges begleiten."

Die Liebenden gaben sich den Abschiedskuß.

„Lebe wohl."

„Auf Wiedersehen."

Lange sah Martinovič der Gräfin nach, dann stieg auch er den Schloßberg wieder hinab, indem er seufzte: „Ob sie wohl je mein werden wird?"

9. Kapitel.

Der Gesandte des Kaisers.

„Wagt über seinen Gott der Mensch zu denken,
So wird er's auch von seinem Fürsten wagen,
Er wird nicht blind sich ihm zu Füßen senken;
Woher Dein Recht, und gilt es? wieder fragen."
Lenau.

„Beste lélek Karaffia!"

Peter Sybel hält nach einem langen Ritt vor dem ein unregelmäßiges Viereck bildenden Schloß Zagyva. Er steigt ab und übergibt einigen beispringenden Heiducken das treue Thier, das ihn über die Pusta getragen. Dann tritt er, nachdem er sich bei ihnen vorher erkundigt, ob der Graf zu Hause, durch das Schloßthor und wird hier von dem herbeieilenden Majordomus sogleich eine breite, sehr bequeme, steinerne Treppe, die in die oberen Partien leitet, hinaufgeführt. Dann schreitet er durch mehrere helle reinliche, mit jenen Kalksteinplatten, die man in dieser Gegend in allen vornehmen Häusern findet, belegte Korridore, in ein hohes geräumiges Zimmer, das wahrhaft fürstlich und doch einfach eingerichtet ist. Während ihn der Majormus bittet, hier zu verweilen, bis er seinem Herrn angemeldet sein werde, hat er Zeit alles, was ihn umgibt, mit Muse zu beobachten.

Ueberall tritt ihm die Schöpfung eines edlen Geschmacks entgegen. Aus diesen heiter ausgeschmückten freundlichen Räumen scheint der rohe und finstere Hauch des Mittelalters längst verbannt zu sein. Der Styl der Dekoration ist jene Nachahmung des hellenischen, wie sie die Zeit der Renaissance so sehr liebte. Und gleichwohl ist dies Schloß alt, sehr alt, seine Erbauungszeit reicht in eine nebelumhüllte ferne Epoche zurück, auch ist es niemals zerstört worden und hat nur einen allmähligen Umbau erfahren. Es erinnert in dieser Beziehung an den Geist und die Art des Magyarenvolkes. Seine auf einander folgenden Besitzer haben diesen einst festen, einst mit gezinkten Mauern umwallten, durch Gräben und Zugbrücken vertheidigten, jetzt mit einem Garten umgebenen Edelsitz stets im Sinne des Geschmackes ihrer Zeit allmählig umgewandelt; so ist er das geworden, was er jetzt ist, gleichsam eine versteinerte Lehre für alle Regenten, denn, wäre man mit allen Bauten des menschlichen Geistes so vernünftig verfahren, wahrhaftig, es hätte nie Perioden gewaltsamen Umsturzes gegeben!

Ehe indeß Sybel noch lange solchen Gedanken nachhängen konnte, wurde er von dem zurückkehrenden Majordomus gebeten, ihm in das Arbeitscabinet des Grafen Zagyvagy zu folgen.

Dies Zimmer war ein mäßig großes aber hohes Gemach, in welches durch mehrere Bogenfenster ein reiches Licht fiel. An den Wänden standen rings Repositorien mit Büchern und Skripturen. Auch ein mächtiger Tisch, der sich in der Mitte des Zimmers befand, war damit bedeckt. Ein altes großes Sitzschreibepult und mehrere Lehnsessel vollendeten das ganze Ameublement.

Der Graf Zagyvagy, der bis dahin vor dem Pulte gesessen und emsig geschrieben hatte, erhob sich beim Eintritt des Fremden sogleich und ging ihm mit freundlichem Gruße entgegen. Der Majordomus entfernte sich wieder.

Sybel mußte sich neben den Grafen auf einem Sessel niederlassen und ward von diesem in einer überaus artigen Weise nach seinem Begehren gefragt.

„Herr Graf," erwiderte der junge Mann, „ich komme als ein Bote des Kaisers und Königs von Ungarn."

„Des Kaisers?"

„Hier ist das, was mir als Accreditiv dient."

Sybel überreichte dem Grafen ein offenes Schreiben aus dem kaiserlichen Cabinet.

„Und was," frug jetzt der Schloßherr von Zagyva mit noch immer artiger aber fester Stimme dabei, was verlangt Se. Majestät der Kaiser von mir, denn König von Ungarn dürfen wir ihn noch nicht nennen, da er noch nicht als solcher gekrönt worden ist."

„Se. Majestät wünschen genau zu wissen, warum man in Ungarn unzufrieden ist und was die Ungarn eigentlich wollen, da Se. Majestät entschlossen ist, ihnen alles das zu geben, was sich mit den Rechten der Krone nur irgend in Vereinbarung bringen läßt."

„Was wir wollen," erwiderte der Graf jetzt nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit im Tone seiner Stimme, „das, dächte ich, wüßte man bereits ziemlich lange in Wien. Und warum wir unzufrieden sind, das will ich Ihnen sagen. Vor wenigen Jahren hat das Volk in der ungarischen Slovakei noch Hexen verbrannt *), und ich stehe nicht dafür, daß es dies

*) S. Stefan v. Sándor's Werk Lokféle (Allerhand) 1808.

im nächsten dürren Jahre wiederholen werde, obwohl der weise Ungarkönig Koloman schon im Jahre 1100 nach Christi Geburt ein Reichsdekret erließ, worin es wörtlich heißt: „daß über Hexen keine Untersuchung stattfinden solle, weil es überhaupt gar keine Hexen gebe.“ Was muß mit einem Lande geschehen sein, wo fast siebenhundert Jahre später noch Hexen verbrannt werden?“

„Aber wie hängt dies mit der jetzigen Unzufriedenheit der Magnaten zusammen?“

„Es hängt dies ebenso eng zusammen, wie jener andere Umstand, daß, während man in Deutschland einst allen Ernstes von einem „Faustrecht“ sprach, in Ungarn dieses sogenannte Recht durch des Landes Gesetze oder Herkommen nie geduldet, noch weniger gut geheißen ward, — wie anderswo, wo es wenigstens bis zur Einläutung des Burgfriedens galt. — Wohl kamen Raubritterstückchen auch in unserem Lande vor, aber nur zur Zeit äußerer Kriege oder verderblicher Bürgerzwiste und schnell fanden sie dann gerechte Bestrafung, wie das zum Beispiel die bekannte Geschichte des Raubritters Báso lehrt. Das sollten sich alle diejenigen merken, die Ungarn nicht kennen, und daher verkennen. Es muß ein hohes Rechtsgefühl in dem Lande herrschen, wo selbst in den rohen Tagen der Gewalt das Recht mit starker Hand an seine geheiligte Stelle wieder eingesetzt und in derselben mächtig behauptet wird.“

Dieser ungarische Schriftsteller erzählt, daß er im letzten Viertel des vorigen Jahrhundertes eine seltsame Exekution mit angesehen habe. Die anhaltende Dürre eines Sommers schrieben die slovakischen Bauern des Waagthales den Hexen in ihren Dörfern zu. Da fing man alle armen alten Weiber mit Erlaubniß des Stuhlrichters, tauchte sie in die Waag und verbrannte dann diejenigen, die nicht sogleich untersanken.

„Aber, lieber Graf, alles das liegt weit hinter uns und gehört wohl nicht direkt zur Sache. Se. Majestät der Kaiser will jetzt den ungarischen Landtag wieder einberufen und allen Beschwerden des Landes gerecht werden. Solch erhabenem Entgegenkommen darf man kein Mißtrauen entgegen tragen."

„Und wollen Sie wissen, woher das Mißtrauen stammt?"

„Ja, das möchte ich wissen, denn auch mein Herr und Kaiser verlangt danach, die Ursache des Unglaubens kennen zu lernen, den die Ungarn beständig in alle jene wohlgemeinten Versicherungen setzen, die ihnen von Wien aus gemacht werden."

„Aber die Ursache dieses Mißtrauens ist auch alt, und Sie wollen ja nichts von alten Dingen hören."

„Reden Sie nur offen, Herr Graf."

„Aber es ist auch eine lange Geschichte."

„Reden Sie nur, ich werde sie gern bis zu Ende hören."

„Und sie ist blutig. Haben Sie schon von der Schlachtbank von Eperies vernommen?"

„Allerdings, jedoch nichts Bestimmtes, nur die unsichere dunkle Mähr von einem furchtbaren Blutgericht gegen Rebellen."

„Ah, Rebellen, das ist der geläufige Name, der dazu herhalten muß, so manche dunkle Stelle in der Geschichte ihrer Furchtbarkeit zu entkleiden, denn — gegen Rebellen ist natürlich Alles erlaubt. Aber hören Sie, was über jenen entsetzlichen Akt, der so viel blutiges Mißtrauen in Ungarn gesät hat, Johann Rečik und Andere genau berichtet haben."

Der Graf hielt einen Augenblick, wie um tiefen Athem zu schöpfen inne, dann begann er von Neuem:

„Im Jahre 1687 wurde im nämlichen Monat August

bei eben dem Mohacs, wo 1526 der letzte Jagellone mit 22.000 der Seinigen dem großen Suleymann fiel, das Türkenheer vom baierschen Kurfürsten und vom Herzog von Lothringen geschlagen und in Folge dieses Sieges ein großer Theil Bosniens, Serbiens und der Wallachei erorbert.*) Dieser glänzende Sieg ließ dem Wiener Ministerium den Augenbick gekommen erscheinen, das Land der Magyaren etwas straffer mit der übrigen Monarchie zu verbinden. Auf den 15. Oktober 1687 wurde ein Reichstag nach Preßburg ausgeschrieben, hier sollten die Entwürfe, Ungarn auf gleichen Fuß wie die deutsch-slavischen Provinzen zu bringen, nach Möglichkeit ausgeführt werden.**) Um aber Ungarn zuvor erst mürbe zu machen, wäre eine Verschwörung von großem Nutzen gewesen, um durch sie, sobald sie entdeckt worden, eine stärkere Pression ausüben zu können. Da fand sich zu rechter Zeit in Wien ein Mann, Namens Karaffa,***) der ohne Scheu erklärte, „Ungarns Reichsverfassung, Gerichtsordnung und Gesetz seien ihm eben so viel werth als ein faules Ei und in diesem

*) Damals, sagt Hormayr, war ohne die verkehrten Maßregeln der Wiener Minister, ohne die unkluge katholische Proselytenmacherei, der Griechen Selbstbefreiung unausbleiblich und die Vertreibung der Türken aus Europa unabwendbar.

**) Es kam indeß nur zur Feststellung einer bestimmten Erbfolge und zur Streichung des Artikels 31 der ungarischen Magna charta von 1222, welcher lautet: Quodsi vero nos, vel aliqui successorum nostrorum, aliquo unquam tempore, huic dispositioni nostrae contrariare voluerit, liberam habeant (Status et Ordines) harum auctoritate, sine nota alicujus infidelitatis, tam Episcopi, quam alii jobbagyiones ac nobiles regni, universi et singuli, praesentes et futuri, posterique, resistendi et contradicendi nobis et nostris succesoribus in perpetuum, facultatem.“

***) Schon der Vater desselben, der in den Bethlehemischen Kriegen und Unterhandlungen bekannt gewordene ältere Karaffa, sollte das berühmte Blutbad auf dem großen Sintauer Markt ausführen, wo Alles niedergemacht werden sollte, was Ungarisch spräche und über eine Elle hoch wäre. (Hormayr.)

Sinne werde er auch handeln!" Dieser charmante Mann erbot sich nun dazu, durch ein fortgesetztes System des Schreckens jeden Widerspruch niederzuschlagen. Er selbst nannte sich „den Attila, die Gottesgeißel Ungarns," und schwur: „daß, wenn sein Leib einen einzigen Blutstropfen zählte, der den Ungarn milde wäre, er sogleich in ein kaltes Bad steigen und sich die Adern öffnen würde."

Er ging nach Ungarn und ersah sich Eperies zum Schauplatz seiner entsetzlichen Wirksamkeit aus. Diese Stadt, ein Schlüssel Oberungarns und Polens, von jeher eifrig protestantisch, erst neulich erbittert durch Wegnahme der Kirchen und Schulen, lange des Tököly wichtigster Waffenplatz und dazu in der Nachbarschaft der Rakoczyschen Hauptfeste Munkács gelegen, welche die Tököline vertheidigte, schien der beste Operationspunkt zu sein.

Was konnte wahrscheinlicher sein, als ein Versuch der neuestens aufgereizten Bürger von Eperies zu einem Einverständnisse mit Munkács und hiedurch mit Tököly und mit den Türken.

Es handelte sich nur noch darum, dies Einverständniß festzustellen und dazu fand Karaffa in dem ungarischen Ephialtes Szent-Ivanyi *) seinen Mann. Dieser schmiedete falsche Korrespondenzen, die so abgefaßt waren, als wenn sie von der Tököline geschrieben wären, an die reichsten und angesehensten Bewohner von Eperies und verführte dadurch einige dieser Unglücklichen zu einer, wenn auch fast nichts sagenden Antwort.

Dies war für Karaffa genug, mehr brauchte er nicht.

---

*) Später ging dieser Elende doch noch zum Rakoczy über.

Sofort setzte er ein Gericht von dreizehn Richtern ein, die aller ungarischen Verhältnisse und Rechte unkundig waren. Der blutige Spruch erfolgte ohne anderes, als durch unerhörte Qualen erzwungenes und dann wieder widerrufenes Geständniß, ohne Zeugenbeweis, ohne ein corpus delicti, denn die Briefe konnte man als völlig nichtssagend nicht recht verwenden, darum bediente man sich der Folter. Außer dem gewöhnlichen Aufziehen mit schweren Gewichten, Verrenken aller Glieder, der Daumschrauben, der spanischen Stiefeln und Brennen mit Wachslichtern unter den Achselhöhlen, schütteten die Henker auf die freischwebenden Unglücklichen aus eigens dazu bereiteten Fakeln mit Harz und Pech einen Feuerregen ꝛc. ꝛc. Und während aller dieser Gräuel erlustigte sich Karaffa mit lockeren Weibspersonen, spielte Würfel und schacherte mit den Opfern seiner Wuth, z. B. mit Johanna Roth von Kiralyfalva um ein Lösegeld von zehntausend Gulden.

Gattinen, Kinder, Geschwister und Freunde der Unglücklichen eilten blitzschnell nach Wien, indem sie über so unerhörtes Verfahren dort ein lautes Zetergeschrei erhoben.

Sie fanden Freunde, sie erwirkten Empfehlungen, Milderungen, sogar Gegenbefehle.

Karaffa empfing diese nicht ohne Verwunderung, steckte sie aber hohnlachend in die Tasche und steigerte noch sein furchtbares Wirken.

Nur als ihm diese Wiener Fürbitten gar zu oft kamen, zog er mit teuflicher Sicherheit ein Handschreiben aus Wien hervor des Inhalts: — man könne den Unglücklichen nicht wohl den Zutritt und das Thor . . . . . . auch äußerlich völlig verschließen. Inzwischen möge Karaffa auf alle diese Empfehlungen, Gnadenbriefe und Gegenbefehle gar keine Rück-

sicht nehmen, sondern nur einzig und allein auf das ihm wohlbekannte große Ziel rastlos und ohne Schonung fortarbeiten." *)

„Das Trauerspiel wurde in drei überaus blutigen Akten am 5. März, am 22. März und am 9. Mai 1687 in Scene gesetzt.

Soll ich erzählen wie viele edle Männer Ungarns hier, nachdem sie vorher alle Foltergrade durchgemacht, durch den Nachrichter enthauptet und dann geviertheilt wurden?

Es wäre zu viel.

Aber einige charakteristische Scenen will ich Ihnen doch mittheilen.

Als Sigismund von Zimmermann, einer der reichsten Männer Ungarns, auf das Schaffot geführt wurde, begleitete ihn der Jesuit Peritzhof, der ihn im Gefängniß zum Katholicismus bekehrt und dafür das Leben versprochen hatte. Zimmermann sagte zu ihm, der Augenblick sei gekommen, die herkömmliche Bitte um Gnade zu thun. Da streichelte der Jesuit dem Unglücklichen Haupt und Schultern mit den Worten: „Empfange gelassen den Todesstreich. Es kann nicht anders sein. Es ist Gnade für Dich, aber bei Gott allein." Der entsetzlich enttäuschte Zimmermann rief nun selbst, wie es das Herkommen gestattete, dreimal um Gnade. Der Stabsoffizier zu Pferde antwortete: „Von Gott — zu hoffen."

Nun ergriffen ihn die Henker und jener von Eperies hieb nach zweimaligem Streiche die auf den Block gestrekte rechte Hand ab. — Nochmals flehte Zimmermann um Gnade, während der Kaschauer Scharfrichter ihm den Kopf abschlug,

---

*) Siehe Hormayr.

jedoch unglücklicher Weise so, daß das Haupt an einem Theile der Kehle hängen blieb. Da trat rasch der Scharfrichter des Lagers hinzu, vollendete die Hinrichtung und stieß seinen Genossen unter harter Rüge vom Gerüst herab.

Karaffa sah mit seiner Frau und einigen hohen Officieren aus dem Medvetzky'schen Hause zu.

Aber aus einem anderen benachbarten Hause schaute zu gleicher Zeit unter lautem Gebet und herzzerreißendem Jammer die unglückliche Familie Kéczer, deren ehrwürdiger Vater ebenso wie der edle Baranyai mit stoischem Muthe den Heldentod erlitten.

Nach vollendeter Hinrichtung nahmen die Scharfrichter ihr Schlächteramt des Viertheilens und Aufsteckens auch der Häupter und Hände vor.

Hunde und Schweine leckten das Blut der Edlen.

Beim zweiten Akt der Schlachtbank durften wenigstens die Hingerichteten begraben werden.

Um so grausamer ging es im Schlußakte am 9. Mai 1687 zu. Andreas Székely de Nagy, ein Edelmann des helvetischen Bekenntnisses, wurde vergeblich katholisch, umsonst gab er seine Söhne den Jesuiten. Sein Haupt fiel dennoch.

Georg Bezegh von Hajnik, früher Tökölys vieljähriger Rath, ward nach wiederholter grausamer Folter enthauptet.

Georg Redvansky, aus einer alten und berühmten Familie, verlor in der Pein Verstand und Leben. Seine beiden Seiten *) waren gebraten und geröstet.

Das war aber alles noch nicht genug, der Todte wurde

*) Die Feder schaudert so etwas zu schreiben, leider ist es nur zu historisch.

nach abgehauenem Kopf und rechter Hand auch noch geviertheilt.

Daniel Feja von Nagy Rákó, ehemals Richter in Kaschau, sollte dasselbe Schicksal erleiden.

Gott erbarmte sich seiner und ließ ihn über der Folter in Wahnsinn verfallen. Aber auch dem Wahnsinnigen mußte der Kopf abgeschlagen werden, und damit er in Gesellschaft sterbe ward ein Fleischhacker aus Kaschau, Georg Kovács, enthauptet, ohne daß er die Richter nur gesehen hätte.

Doch es ist genug dieser Gräuel, wer vermöchte den Athem behalten, sie alle nachzuerzählen.

Als ein Vierteljahr nach dem Schlusse des Blutgerichts Munkács am 14. Jänner 1688 dem Karaffa nach zweijähriger Vertheidigung seine Thore öffnete, schwur der tapfere Kommandant, über sein Einverständniß mit den in Eperies Hingerichteten befragt, nachdem er zuvor eigens den Leib des Herrn darauf empfangen, niemals habe Einer von jenen, die in Eperies so grausam gepeinigt und hingerichtet worden, einen Brief nach Munkács erlassen oder einen von daher erhalten!

Da warf der Kardinal Kollonics (früher selbst Lutheraner, darauf, wie gewöhnlich der eifrigste Gegner des Protestantismus) voll Entsetzen seine Mütze auf den Tisch und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, mit dem Ausrufe: „so sei Gott uns gnädig wegen des edlen, in der Schlachtbank von Eperies unschuldig und grausam vergossenen Ungarblutes und seine Strafe falle über die Schuldigen.“

Das war die Schlachtbank von Eperies.

Was half es Ungarn, daß Karaffa aus gewissen Gründen

später nach dem Reichstag vom Jahre 1687 in Ungnade fiel, daß er selbst halb wahnsinnig wurde und Tag und Nacht fortwährend: „Eperies, Eperies!" heulte und endlich an der entsetzlichen Krankheit des Miserere verendete?

War damit die Erinnerung an jene Bluttage verwischt?"

Der Graf hielt inne und beobachtete jetzt scharf den Eindruck, den seine Erzählung auf Sybel hervorgebracht.

Dieser saß in der That ganz erschüttert neben ihm. Sein Auge hatte sich gesenkt, die Blässe des Entsetzens hatte sich über seine sonst so jugendfrischen Wangen gelegt. Er holte tief Athem.

„Kennen Sie nun die Ursache unseres beständigen Mißtrauens?" begann der Graf nach einer längeren Pause wieder.

„Ja, Herr Graf."

„Und finden Sie dasselbe nicht hinreichend historisch gerechtfertigt?"

„Nein, Herr Graf."

„Wie, es genügt Ihnen das noch nicht? Soll ich Ihnen vielleicht noch einige Details aus dem Rakoczyschen Aufstand erzählen, soll ich Ihnen die Briefe, die damals von Wien an den edlen Vermittler Erzbischof Grafen Széchenyi und jene, die gleichfalls aber in ganz anderem Sinne zur selben Zeit an die Geißel Ungarns, den Feldmarschall Heister geschrieben wurden, produciren? Warten Sie einen Augenblick, dort in jenem Fache habe ich die betreffenden Aktenstücke. Nun, hören Sie, was am 12. Mai 1704 an den Erzbischof geschrieben wurde:

„Das allezeit zur Versöhnung und Güte geneigte Vaterherz Sr. kais. Majestät hat mit Schmerz die Excesse und die

entsetzlichen Grausamkeiten der deutschen Truppen in Ungarn vernommen. — Der Graf Franz Sigismund von Lamberg geht als außerordentlicher Kommissär ab, mit dem Befehl, diejenigen streng zu bestrafen, die sich gegen den Willen und die Gesinnung Sr. Majestät derlei empörende Ausschweifungen erlauben."

Und nun hören Sie hier von dem nämlichen Datum 12. Mai 1704, über einen allerunterthänigsten Vortrag des Hofkriegsraths:

„Se. kais. Majestät autorisiren den Feldmarschall Heister und den außerordentlichen Hofkommissär Franz Sigismund Grafen von Lamberg gegen die Mißvergnügten Niederungarns strenge Untersuchung einzuleiten, wenn man ihrer Person nicht habhaft werden kann, ihr Hab und Gut einzuziehen und gegen die Betretenen ohne weiteres mit standrechtlicher Hinrichtung fürzugehen." *)

„Finden Sie es nun gerechtfertigt?"

„Nein, Herr Graf. Alles das gehört der Vergangenheit an und kann durch die Gegenwart leicht verwischt werden. Lesen Sie einmal dieses Aktenstück!"

Sybel zog den Brief, den der preußische Gesandte dem Kaiser übergeben, hervor und überreichte ihn dem Grafen.

Dieser überflog ihn, verfärbte sich einigemale und sank dann in seinen Sessel mit dem Ausruf zurück:

„Also verrathen und verloren! O diese preußische Treue!"

„Verrathen wohl, aber nicht verloren. Behalten Sie den

---

*) Vide: Hormayr Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 5. Jahrgang 1834. XXVI. Aktenstücke zur Geschichte der ungarischen Unruhen.

Brief, zeigen Sie ihn denen, die noch darin verzeichnet stehen. Se. Majestät hat keine Abschrift zurückbehalten, er verzeiht den Verirrten."

Da erhob sich Graf Zaghvaghy und rief im Affekt leidenschaftlichster Begeisterung:

„Und ich schwöre Treue bis zum Tode dem König Leopold II. von Ungarn!"

10. Kapitel.

Ein Abenteuer in Böhmen.

Mein Todfeind ist in meine Hand gegeben,
Doch dies auch langweilt wie das ganze Leben.
Lenau.

Und leiser und leiser die Geige verhallt,
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüstern, schmeichelnde Liebesträume,
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.
Lenau.

Schon wollte es Abend werden, da näherte sich in sausendem Galopp ein einsamer Reiter dem Schloße P . . . . in Böhmen. Es war Hebenstreit.

Nicht schnell genug fliegt ihm sein Roß dahin, er spornt es blutig, ach, sein Herz wird ja auch blutig gespornt vom Dämon glühenden Racheburstes.

Vor einigen Tagen hat ihm der Sekretär des Fürsten L . . . mitgetheilt, daß sein Herr ihm die Braut entführt, daß er sie auf Schloß P . . . gebracht, um sie hier so lange gefangen zu halten und mit den Zauberkünsten der Verführung zu belagern, bis er sie sich willig machen werde.

Welch eine entsetzliche Enthüllung war dies für den über das räthselhafte Verschwinden seiner Braut ohnehin so unglücklichen jungen Officier gewesen.

Sofort hatte er Urlaub genommen und war dem Orte zugeeilt, wo er die Geliebte wußte, um, wenn irgend möglich, sie noch zu befreien, auf alle Fälle, sie zu rächen.

Jetzt erkannte er bereits die vom Abendroth vergoldeten Thürme des Schlosses P . . .

Dort also war sie, die Geliebte, der die größte Gefahr drohte. Hing nicht ihre Ehre, sein Glück vielleicht jetzt von einem flinkeren oder matteren Hufschlag seines Pferdes ab?

Also vorwärts, vorwärts mit verhängtem Zügel, ohne Rast und Ruhe vorwärts, bis das Ziel erreicht ist.

Das Schloßgebäude der Herrschaft P . . ., eines Fideikommißeigenthums der Fürsten L . . ., war im ersten Drittel des 18. Jahrhundertes auf Veranlassung des Großvaters des Fürsten von einem berühmten Architekten erbaut worden, dem Wien manche seiner schönsten Bauwerke verdankt. Früher stand in dem Parke, der es umgab, nur ein kleines Jagdschloß, das dem neuen umfangreichen Gebäude weichen mußte und, trotz mancher sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen, gänzlich beseitigt wurde, da es der Prachtliebe des Großvaters des Fürsten L . . . nicht genügte und nach dessen Ansicht auch zur Größe und dem Reichthum der Herrschaft in keinem richtigen Verhältnisse stand.

Als die Abendsonne eben nur die äußersten Spitzen der Schloßthürme vergoldete, jagte Hebenstreit durch die Lindenallee, die durch den Park zum Hauptthore des Schlosses führte.

An diesem Thore stieg er ab, warf einem in der Nähe herumlungernden Diener die Zügel seines Thieres zu und fragte ihn nach dem Fürsten.

Da erfuhr er, daß der Fürst zwar zu Hause, aber für den Augenblick nicht zu sprechen sei.

„Gut, so werde ich warten!“ sagte Hebenstreit.

Ein anderer Diener führte ihn hierauf auf sein Ersuchen in den geräumigen, mit Ahnenbildern ausgeschmückten Empfangsaal.

Minute auf Minute verging hier dem von Liebesweh, Haß und Rachedurst Gefolterten in der peinlichsten Spannung.

Endlich nach einer überaus qualvollen halben Stunde trat der uns schon hinreichend bekannte Fürst L . . . ein.

Mit großer Artigkeit, die dem Kavalier immer eigen zu sein pflegt, wenn er will, empfing er den ihm gänzlich fremden Officier, obwohl ihn sofort ein gewisses dunkles Etwas, wie eine unbestimmte Ahnung bei dessen Anblick beschlich.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Oberlieutenant,“ fragte er direkt nach den ersten Worten gastlichen Willkommens.

„Ew. Durchlaucht,“ erwiderte Hebenstreit, „ich habe eine Bitte an Sie zu richten.“

„Ei, so sprechen Sie dieselbe nur ganz ungenirt aus, wenn es irgend in meiner Macht steht, werde ich sie zu erfüllen suchen.“

„Sie werden mir also auch erlauben, eine Frage an Sie zu stellen?“

„Warum nicht?“

„Wohl, so gestatten Sie mir, Sie auf Ihr Ehrenwort zu fragen, ob hier in Ihrem Schlosse ein Mädchen, Namens Elsi Troský weilt?“

Der Fürst schien bestürzt zu werden. Einen Augenblick senkte er seine Augen zu Boden, doch eben nur einen kurzen Augenblick, dann erwiderte er kalt und gemessen:

„Mein lieber Herr Oberlieutenant, in diesem Falle thut es mir allerdings leid, Ihnen keine Auskunft geben zu können.

Ich kümmere mich zu wenig um mein männliches wie um mein weibliches Dienstpersonal, aber der Schloßkastellan wird Ihnen darüber genaue Information geben können, da ihm das Gesinde untersteht."

„Ew. Durchlaucht, das Mädchen, nach dem ich frage, ist keine Dienerin."

„Aber dann entschuldigen Sie wohl meine Verwunderung darüber, daß ich etwas von ihr wissen soll."

„Gleichwohl glaube ich, daß Ihnen dieses Mädchen nicht unbekannt ist, wenn Sie vielleicht auch ihren Stand nicht genauer kennen sollten."

„Herr Oberlieutenant!" —

„Ew. Durchlaucht dürfen mir gegenüber getrost jede Maske ablegen, da ich nicht ganz ungenau berichtet sein dürfte. Aber eine Frage bitte ich Sie mir vor allem zu beantworten. War es nicht auf Ihren Befehl, daß am Abend des 4. April in Wien ein Mädchen vom Arm ihres Vaters losgerissen und in einen Wagen geschleppt wurde, der es hieher führte?"

„Sie scheinen zu scherzen."

„Ich scherze nicht, ich beschwöre Sie, mir hierauf zu antworten."

„Und was geschieht, wenn ich Ihnen diese Antwort schuldig bleibe?"

„Dann wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als sie Ihnen mit der Waffe in der Hand abzufordern."

„Gut, damit bin ich einverstanden. Doch heute ist es schon zu spät zu dieser Motion. Sein Sie also für diese Nacht mein Gast und morgen, am frischen Morgen erst mein Feind."

Hebenstreit konnte nicht anders, er mußte diese Einladung annehmen, so sehr peinlich es ihm auch war, das Gastrecht seines Todfeindes zu genießen.

Die ganze Nacht wälzte er sich schlaflos auf dem Lager, in dem ihm angewiesenen Gemach umher.

Die entsetzlichsten Gedanken folterten ihn.

So nahe der Geliebten und ihr noch nicht helfen zu können!

Und wer weiß, ob nicht gerade seine Nähe die ihr drohende Gefahr beschleunigte?

Und ob er dann am nächsten Morgen siegen würde? Hatte doch der Fürst, als der Geforderte, den ersten Schuß!

Endlich brach die Morgendämerung an.

Hebenstreit erhob sich, kleidete sich rasch an und erwartete mit fieberhafter Spannung die Minute der Entscheidung.

Endlich kam ein Diener, der ihn einlud, sich mit ihm in den Park zu begeben.

An einer einsamen Stelle desselben fand er den Fürsten.

Es war kein Sekundant vorhanden.

Nach kurzer üblicher Begrüßung griffen beide auf ein verabredetes Zeichen zu den Pistolen.

Der Fürst schoß zuerst.

Als sich der Pulverdampf verzog, lag Hebenstreit schwer getroffen in seinem Blute.

Der Fürst ließ ihn durch einige bereit stehende Diener in's Schloß in sein Zimmer zurücktragen und einen Wundarzt holen, dann begab er sich zu Elsi.

Elsi war an diesem Morgen, da sie die Nacht unruhig geträumt, auch sehr früh aufgestanden.

In dem ihr zugewiesenen kostbar ausgeschmückten Boudoir lehnte sie in leichter Morgenkleidung jetzt an dem halbgeöffneten hohen Bogenfenster und schaute in den thauglänzenden Park hinab, den die Frühsonne schimmernd durchlächelte.

Es war ein wunderschöner Sommermorgen, tausende von Blumen, die über Nacht neu aufgeblüht, sandten ihren zarten Duft zu ihr herauf.

Ein leises schmeichlerisches Lüftchen küßte ihre Wangen.

Aus den dichten Zweigen der alten Bäume tönte ihr der klingende Gruß unzähliger befiederter Sänger entgegen.

Elsi versank in einen träumerischen Zustand.

Dachte sie an ihren Vater, dachte sie an Hebenstreit? Wohl zogen mitunter die Bilder beider am Spiegel ihrer Seele vorüber, aber sie waren bereits mit Nebel umflort.

Ach, Glanz und Schimmer üben immer einen geheimnißvollen Zauber auf das Frauenherz aus. Selten vermag es ihnen ganz zu widerstehen.

Auch Elsi erlag allmählich ihrem verblendenden Einfluß.

Zwar durfte sich der Fürst L . . . noch nicht der kleinsten von ihr genossenen Gunst rühmen, aber schon war er ihr, obwohl sie die von ihm bei ihrer Entführung gespielte Komödie längst durchschaut, nicht mehr zuwider, nicht mehr verhaßt.

Die Schlange der Verführung schlüpfte auf Rosenblättern täglich näher und immer näher an ihr Herz, bezauberte es mit der Laterna Magika des Luxus und stahl ihr, um ihr die Unschuld rauben zu können, das Bild des Geliebten.

Auf einmal krachte unten im Park ein Schuß.

Elsi schrack zusammen.

Was konnte das sein?

Ein Rudel Hirsche brach unten aus dem Dickicht hervor und jagte über eine kleine Wiese.

„Sollte, dachte Elsi, der Fürst vielleicht jagen?“

Elsi blickte achtsam auf den Park hinab, aber sie gewahrte nichts mehr, was ihr über jenen Schuß nähere Aufklärung gegeben hätte, sie sah nur den von der höher steigenden Sonne immer glänzender beschienenen weitläufigen, herrlichen Park, athmete den lieblichen Blumenduft ein und lauschte dem Gesang der Vögel.

Es war alles heut so sonnig, so leuchtend, so recht wie in ganz besonders verführerischen Zauber getaucht.

Nach einer Weile seufzte Elsi:

„Es ist doch recht schön hier.“

Gerade in diesem Moment trat der Fürst in ihr Zimmer.

„Verzeihung,“ lispelte er, „wenn ich störe.“

Elsi antwortete ihm nicht, sie sah sich blos nach ihm um und schien sich über so frühen Besuch zu verwundern.

Dem Fürsten sah man es an keiner Miene an, daß er soeben ein Duell bestanden und einen Gegner niedergestreckt.

„Verzeihung,“ wiederholte er nochmals.

„Ich hätte Sie zu so früher Stunde nicht erwartet,“ erwiderte Elsi.

„O wenn Sie wüßten,“ hub der Fürst mit leidenschaftlichem Tone seiner Stimme wieder an, „wenn Sie wüßten, wie ich mich nach dieser frühen Stunde gesehnt. Ach, die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich zählte jede Minute, die mich vom Morgen, die mich von Ihrem süßen Anblick trennte.“

„O," seufzte Elsi, „reden Sie nicht so, ich weiß ja doch, daß dies nicht ernst gemeint ist, nicht ernst gemeint sein kann. Ich bin ein armes Bürgermädchen, Sie sind ein Fürst. Führen Sie mich zu meinem Vater zurück, lassen Sie mich den Aufenthalt auf diesem Schloß als einen Traum betrachten."

„Als einen Traum und warum nicht als eine dauernde glückliche Wirklichkeit? Soll ich deshalb mein Herz versteinern, weil Sie ein Engel sind und ich bloß ein Fürst bin? O nein, nein, Elsi, das kann ich nicht, es wäre das mein Tod. Ich will ja nur der einzig Geliebten zu Füssen liegen, ihr sagen dürfen, daß ich sie unendlich liebe, nichts weiter als dies und ich werde glücklich, namenlos glücklich sein."

Der Fürst senkte sein Knie vor der schönen Tochter Troskýs, in seinen Augen schienen Thränen zu schimmern.

Elsi war aufs Tiefste bewegt.

„O habe Gnade mit mir, Du süßes Wesen des Lichtes, gebiete Du fortwährend als Fee in dieser Einsamkeit, ich will nur Dein Diener, Dein Sklave sein."

Der Fürst umfaßte die Knie der leise bebenden herrlichen Mädchengestalt.

„O nur ein Blick des Mitleids mit meinem Liebesweh, ein Blick, ein einziger Blick."

Elsi überlief es heiß und kalt, ihr wurde, sie wußte selbst nicht wie, das Wort: „Du sollst die Fee dieser Einsamkeit sein," malte ihr ein Bild leuchtenden Glanzes vor, und der Fürst bat so lieb, so schmeichelnd, und draußen dufteten die Blumen so süß, sangen die Vögel so lieblich — da sah sie den Fürsten zum erstenmale freundlich an.

Der Würfel war gefallen.

Der Fürst erhob sich, umarmte sie, küßte und führte sie, die ihrer selbst nicht mehr bewußt, auf eine Ottomane.

Da umschlang er sie noch heißer, küßte er sie noch glühender, sie wollte es wehren, aber schon vermochte sie es nicht mehr, ihre Besinnung schwand, das letzte Wort des Fürsten, das sie deutlich vernahm, war:

„Du bist mein süßer, guter, einziger Liebling.“

11. Kapitel.

Schmerzen über Schmerzen.

> O Gott, o Gott! wie sie mich recken!
> Ihr glaubt wohl, daß ihr Eisen dehnt! —
> Hierher und dorthin! — Flammen lecken,
> Und unter mir gespenstisch gähnt
> Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn ich?
> Sie lassen los, sie stürzen jach
> Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
> — — — — — — — — —
>
> Freiligrath.

Der an das Schmerzensbett Hebenstreits gerufene Arzt hatte dessen Wunde für gefährlich und eine Transportation geradezu für unmöglich erklärt. Um ihn wieder herzustellen, hatte er die sorgsamste Pflege und größte Ruhe anempfohlen. Da der Fürst glaubte, der Officier werde durch den ihm zu Theil gewordenen starken Aderlaß hinreichend abgekühlt worden sein und ihn nicht weiter mit Nachfragen um verschwundene Mädchen behelligen, so hatte er kein Interesse daran, den Schwergetroffenen etwa an seiner Wunde sterben zu lassen. Er ließ ihn daher durch einen vertrauten Diener auf's Beste pflegen und erkundigte sich sogar täglich nach seinem Befinden.

Da der Verwundete in einem abgelegenen Seitenflügel des Schlosses und noch dazu in einem Zimmer lag, nach dem nur ein einziger Gang hinführte, der fast nie betreten wurde,

so wußte selbst die Dienerschaft mit wenigen durchaus zuverläßigen Ausnahmen nichts von dem hier untergebrachten Kranken.

Hebenstreit lag aber volle sechs Wochen darnieder.

Was er in dieser Zeit körperlich und geistig litt, ist schwer zu beschreiben.

Eine tiefe Hoffnungslosigkeit hatte sich seiner bemächtigt.

Er sah ein, daß die Geliebte seiner Seele durch diesen Ausgang in's Verderben gestürzt worden war, denn wie sollte er sich ihr nun, wenn er auch wieder genesen, nähern und wenn dies auch möglich wäre, würde es jetzt nicht zu spät sein?

Er erkannte, daß er zwar den geradesten, nicht aber den geeignetsten Weg zu ihrer Rettung erwählt.

Hätte er sich dem Schlosse P. heimlich genähert, vielleicht unten im Dorfe oder in einem anderen Nachbarort Quartier genommen, dann das Terrain genau sondirt, vielleicht den einen oder anderen Diener des Schlosses bestochen, so wäre wahrscheinlich ein Zusammentreffen mit Elsi und ihre glückliche Rückentführung weit eher möglich gewesen.

Zu spät versuchte er jetzt noch die Ueberredung und Bestechung des ihm zur Pflege beigegebenen alten Dieners.

Von ihm erfuhr er auch keine Sylbe über die Anwesenheit Elsi's im Schlosse.

Trotz seiner Seelenunruhe genaß er nach und nach wieder. Seine Jugend rettete ihn.

Er war bereits wieder so hergestellt, daß er, den verwundeten Arm in der Binde tragend, in seinem Zimmer auf- und abgehen durfte. Der andere Tag war sogar zu seiner Abreise bestimmt, und der Wundarzt hatte dieselbe unter der

Bedingung zugegeben, daß sie langsam und mit Vermeidung aller Erregungen stattfinde.

Das einzige Fenster seines Zimmers öffnete sich nach einer wenig beleuchteten Stelle des Parkes, wo sich dem Blicke weiter nichts als dichte, schattige Bosquets boten.

Dieses Fenster hatte er jetzt erst geöffnet, um frische Luft zu schöpfen.

Draußen aber herrschte tiefe Gewitterschwüle.

Kein Blatt der Bäume regte sich, sie hingen schlaff und matt, wie vor Durst nach Thau und Regen verlechzend, an den Zweigen.

Der Himmel hatte sich mit finsterem Gewölk umzogen und blickte grau und düster auf die schmachtende Natur herab.

Hebenstreit bog sich weit zum Fenster hinaus, um den lang entbehrten Walduft, der durch die Schwüle der Temperatur noch berauschender geworden war, in vollen Zügen einzuathmen.

Da er sich wieder wohler und kräftiger fühlte, hätte eine fröhlichere Stimmung gewiß in ihm Platz gegriffen, wenn er nur im Stande gewesen wäre, zu vergessen, warum er hier war.

Aber eben dies Warum legte sich immer und immer wieder, wie ein schwarzer Vorhang vor all sein Fühlen und Denken, ein schwarzer Vorhang, hinter dem die Leiche seiner süßesten irdischen Hoffnung lag.

Und doch peinigte ihn dabei die entsetzliche Ungewißheit, ob es nicht vielleicht immer noch möglich sei, Elsi zu retten.

Sollte dies reine Wesen sich wirklich haben verführen lassen?

Mußten nicht am unüberwindlichen Schild ihrer Unschuld, am Panzer ihrer ersten Liebe zu ihm all die tausend giftigen

Pfeile der Verführungskunst des alten Wüstlings spurlos abprallen?

Und, wenn dem nun so war, gebot es ihm dann nicht seine heilige Pflicht, noch jetzt Alles aufzubieten, sie zu retten?

Während diese Gedanken ihn durchzuckten, berührte ihn auf einmal der ungestüme Hauch eines plötzlich heftig losgebrochenen Wirbelwindes, der sich durch den Park drehte, um ein beginnendes Ungewitter einzuleiten.

Unwillkürlich war die Kette seiner Gedanken und wachen Träume durchbrochen. Er blickte hinab und siehe da, der Wind trieb ihm gerade ein kleines rothseidenes Kravatentüchelchen zu. Dasselbe kam näher und näher geflogen.

Von einem unwillkürlichen Interesse dafür ergriffen, faßte Hebenstreit darnach, und fing es auf.

Es war Elsi T. gezeichnet.

Diese Entdeckung war für ihn von höchster Wichtigkeit.

Elsi war also ganz sicher hier und da das kleine Seidentuch noch ganz unbeschädigt und frisch war, so konnte es auch noch gar nicht lange seiner Besitzerin entrissen sein, vielleicht hatte es ihr eben erst der vor wenig Minuten losgebrochene Wind entführt.

Wie, wenn sie unten im Garten, wenn sie in nächster Nähe wäre?

Hebenstreit bog sich wieder so weit als möglich zum Fenster hinaus, er horchte scharf hinab, und blickte mit seinem Falkenauge in alle Winkel des Gebüsches, aber er vernahm nichts weiter, als den immer heftiger tobenden Sturmwind und sah nichts anderes, als die sich unter seinem Fenster dicht in einander verschlingenden Zweige des Parkdickichts.

Noch einen Versuch wollte er machen.

Er rief mehrmals, so laut er es nur vermochte:

„Elsi, Elsi, arme Elsi!“

Laute Windstöße gaben ihm die einzige Antwort darauf. — Nochmals rief er:

„Elsi, Elsi, Elsi bist Du hier?

Da war es ihm, als ob er eine weibliche Stimme vernehme, die in einiger Entfernung seinen Namen riefe.

Jetzt vordoppelte er seine Stimme.

Aber es erfolgte keine Antwort mehr.

Statt dessen sah er nach einigen Minuten Elsi unten aus dem Gebüsch hervortreten.

Ja, es war kein Traum.

Da unten an einem wilden Rosenstock, dessen viele Blüthen eben der Sturmwind zerpflückte, stand sie, die einzig Geliebte, um derentwillen er dem Tode getrotzt und so namenlose Qualen ausgestanden.

Er redete sie an.

Sie antworte ihm.

Er bat sie, zu ihm hinauf zu kommen, sie versprach es. Obwohl es schwer war, sich in dem entfernten Theil des Schlosses, wo Hebenstreit weilte, zurecht zu finden, so glückte es Elsi doch bis zu ihm, in seine Stube zu gelangen.

Beide stürzten einander in die Arme.

Nachdem der erste Rausch des Wiedersehens vorüber, theilte ihr Hebenstreit schnell alles mit, was ihr zu wissen nöthig war, er erzählte ihr seine Ankunft auf dem Schlosse, das Duell am frühen Morgen . . . .

„An welchem Tage war das?“ frug Elsi.

Hebenstreit gab ihr das Datum an.

Da bedeckte sich die Tochter Trosky's das Gesicht und begann laut zu schluchzen.

„Weine nicht," rief ihr der Geliebte zu, „weine nicht. Die Zeit der Thränen soll nun für Dich vorüber sein. Noch heute fliehst Du mit mir, ich führe Dich in die Arme Deines Vaters und an den Traualtar."

Ein furchtbarer Donnerschlag unterbrach diese Worte Hebenstreits, das Gewitter war mit ganzer Macht losgebrochen.

Elsi schrie laut auf.

„Was hast Du, mein Engel? Dieser Donner darf Dich nicht schrecken, der Kampf der Elemente wird unsere Flucht begünstigen."

„Ich werde," seufzte weinend das schöne Mädchen, „nicht entfliehen."

„Wie, Du reines Lamm, wolltest in der Höhle des Wolfes bleiben?"

„O nein, nein, nur zu gern entflöhe ich mit Dir."

„Und doch willst Du es nicht?"

„Ich kann nicht."

„Welches Räthsel! O sprich, Geliebte, was ängstigt, was verwirrt Dich?"

„Ach, ich bin kein reines Lamm mehr!"

„Ha!"

„Ich bin verführt."

„Verführt?"

„An demselben Tage, wo Du, um meine Ehre zu retten, Dein Blut vergossen hast, habe ich Ehre und Unschuld für immer verloren."

„Nicht möglich. O, ich träume, nein, ich fiebere!"

„Du wachst und hörst die entsetzliche Wahrheit. Fliehe

von mir, fliehe für immer vor der Verlorenen. Ich bin Deiner nicht mehr werth."

„Das ist nicht wahr!"

„Ich schwöre es."

Hebenstreit bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Der Mann, der einer ganzen Welt voll Irrthum und brutaler Macht trotzen wollte, begann zu weinen wie ein Kind.

Elsi warf sich ihm zu Füßen und bat flehentlich:

„Ach, verfluche mich nicht!"

„Ich Dich verfluchen, Dich?" rief Hebenstreit wieder mit einem entsetzlichen Ausdruck. „Dich nie! Du wardst nur durch die teuflischsten Künste der Hölle betrogen, aber den, der Dich betrogen hat, ja, den verfluche ich."

Wieder trat zwischen den Beiden eine entsetzliche Pause ein, die nur durch den laut rollenden Donner und den heftig gegen die Fenster schlagenden Regen unterbrochen wurde.

Nach einer kleinen Weile schien der unglückliche Freund des verführten Mädchens den furchtbar in ihm tobenden Kampf zum Theil wenigstens bemeistert zu haben. Er begann wieder:

„Elsi, ich verzeihe Dir Alles, Alles. Aber jetzt verlasse diesen Ort des Fluchs mit mir. Vergiß so wie ich, was hier geschehen. Ich werde Deine Ehre wieder mit meinem reinen Namen herstellen."

Elsi zuckte zusammen. Himmel und Hölle stritten sich in ihr.

„Ich kann nicht!" rief sie schmerzzerrissen aus.

„Du kannst nicht?"

„Ich kann und will Dich nicht zu mir hinab ziehen."

„Denke Deines Vaters!"

„Ich, seine unwürdige Tochter bin für ihn todt.“

„Denke an unsere Liebe.“

„Sie war ein holder Kindertraum. Eine kalte Teufelsfaust hat ihn von uns hinweg gescheucht, er ist hin, für immer verloren.“

„Komm, komm, Geliebte. Laß diesen Wahn!“

„Ich bin todt, todt für das reine Leben, für das Glück — fliehe von mir, ich bin eine Verworfene, deren Gebete Gott nicht mehr erhört, sonst würde ich für Dich beten.“

Elsi stürzte hinaus.

„Elsi, Elsi,“ rief der unglückliche Hebenstreit ihr nach, dann sank er zusammen.

In derselben Nacht noch verließ er das Schloß P.

12. Kapitel.

Oncle und Neffe.

Erst wenn wir Alle einsehen und bekennen werden, daß wir alle mehr oder weniger, theils für aktive, theils für passive Sünden prügelnswerth sind, erst dann wird eine durchgreifende und bleibende Verbesserung aller Zustände möglich sein.

Deutsche Worte eines Oesterreichers.

Die Doktrinen hatte Oesterreich nie zu fürchten, eher wohl die Finanzen.

Freih. v. Hormayr.

In einer engen Straße Pests saßen sich eines Nachmittags in dem Hauptzimmer eines kleinen, nur einstöckigen Hauses zwei Männer in eifrigem Gespräche gegenüber. Es waren dies der uns schon bekannte Ferencz Martinovič und sein Oheim der Abt Martinovič, der dazu berufen war, in der Geschichte jener Zeit eine nicht ganz unbedeutende Rolle zu spielen.

Der Abt war eine hagere, tannenhaft emporgeschossene Gestalt, auf welcher ein kleiner Kopf saß, der ein höchst anziehendes Gesicht aufzuweisen hatte.

Dies Gesicht barg zwei stechend interessante Augen, die so leuchteten, daß man sich bei Nacht, im Dunkeln, gewiß versucht fühlte, sie von weitem für Glühwürmchen zu halten. Es hatte eine Nase so schneidig spitz, wie der sophistische

diplomatische Lehrsatz vom europäischen Gleichgewichte. Dieser Vergleich gewann besonders dann an Wahrscheinlichkeit, wenn sein Kopf zu nicken begann, denn dann schien die Nase förmlich die Stelle eines nach Gleichgewicht haschenden Pendels zu ersetzen. Seine Stirn war ziemlich hoch und gewölbt, sie barg Gedanken und kühne listige Anschläge. Sein Kinn aber wetteiferte an Spitzfindigkeit mit der diplomatischen Nase.

So gern wir immer idealisiren, müssen wir doch zugeben, daß der Abt Martinovič das gerade Gegentheil von jenem Prälatenideal war, das der gelehrte Abt von Formbach, Angelus Rumpler, von seinem Vorgänger, dem 30 Jahre regierenden Prälaten Lobhard Strasser (1474—1504) mit folgenden drastischen Worten entwirft: „Ein Bär an Leib und Seele, auf den ersten Blick zum Entsetzen, eine glatte Mauer von einem Schädel, ein Thurm von einer Nase, herunterhängende Schweinsohren, ein hervorstehendes, in der Mitte völlig gespaltenes Kinn, Kinnbacken wie Thürangeln, einen Wald von Augenbrauen, fuchsrothen Bart, am ganzen Leibe gleich fett und schwapplich, dabei unruhig, sich allerwärts herumtreibend, ruhmredig, plauderhaft, hart, unbillig, unversöhnlich, alles umstürzend und verachtend, was nicht von ihm ausging und zu allem dem ein unbändiger Fresser und Säufer."

Nein, unser Abt war ohne allen solchen potencirten Anflug, ein einfacher, dürrer feiner Mann, der vielleicht besser zum Schmieden von Staatsränken, als zum Predigen getaugt hätte.

„Und welchen Eindruck," fragte jetzt der junge Martinovič seinen Oheim, „hat dann die Nachricht auf Dich gemacht,

daß der Kaiser durch preußischen Verrath Alles weiß und dies Wissen doch nicht gegen uns wenden will?"

„Den ersten Augenblick," erwiderte der Abt, „war ich erstaunt, den zweiten aber schon ward ich mir bewußt, daß eine solche Handlung nie in Wien möglich gewesen, wenn nicht das Haus Lothringen dort zur Regierung gelangt wäre.*) Die frühere spanische Hauspolitik hätte sich wohl in ganz anderer Weise geäußert. Die Achse, um die sie sich drehte, war inniges Anschließen an die Türken, um zur Bezwingung Ungarns freie Hand zu haben, sobald dessen leicht erregbare Bevölkerung ihr dazu Anlaß gab."

„Und eben deshalb habe ich geglaubt, daß wir unversöhnlich sein müßten."

„Wozu unversöhnlich? Unsere größten Feinde sind in's Grab gestiegen. Bemühen wir uns vielmehr, Leopold II. zu unserem besten Freund zu gewinnen."

„Wahrscheinlich ein nutzloses Bemühen!"

„Wer sagt das? Sieh, ich will Dir den Anfang des Unglücks Ungarns erzählen, um Dir zu beweisen, daß ich hoffe, ohne zu vergessen."

„Und woher schreibst Du diesen Anfang?"

---

*) Ueber die Lothringer schreibt Friedrich der Große: „Als die Lothringer sich genöthigt sahen, ihren bisherigen Wohnsitz zu ändern, schwamm die ganze Lorraine in Thränen. Ihre Unterthanen bedauerten, die Nachkommen dieser Herzoge zu verlieren, die seit so vielen Jahrhunderten in Besitz dieses Landes und unter denen so Viele durch ihre hohe Güte ausgezeichnet gewesen waren, daß sie wohl als Beispiel für alle Könige aufgestellt zu werden verdienten.

Die ganze Aufmerksamkeit eines Fürsten sollte einzig darauf gerichtet sein, sein Volk glücklich zu machen. Ein zufriedenes Volk wird nie an's Revoltiren denken. Ein glückliches Volk fürchtet mehr seinen Fürsten, der zugleich sein Wohlthäter ist, zu verlieren, als dieser Fürst selber die Verminderung seiner Machtvollkommenheit zu besorgen hat.

„Von jener bekannten Staatsrathsitzung in Wien, die nicht lange nach der Unterwerfung Böhmens, nicht lange nach dem guten Rath jenes hergelaufenen spanischen Schneidergesellen Don Martin de Huerda: „In Böhmen Alles ohne Unterschied niederhauen zu lassen, damit von diesem ungetreuen und ketzerischen Volke auch nicht ein Bein überbleibe," unter dem Vorsitz Ferdinands stattfand. Dieser verhängnißvollen Sitzung wohnten auch der päpstliche Nuntius, die Familienbotschafter von Madrid und Florenz, der Kardinal Franz Dietrichstein, der Oberfeldherr v. Waldstein und dessen Freunde Eggenberg und Harrach bei.

Ueber die allgemeine Pacifikationsfrage, wie namentlich während der unaufhörlichen Bewegungen in Deutschland, Siebenbürgen und Ungarn beruhigt und in Abhängigkeit gebracht werden könnten, ergriff von allen Beisitzern nur Eggenberg das Wort und verfocht offen: „die Ungarn wollten gar nichts Anderes, als ihr altes Recht, ihr altes Herkommen, ihre alte Sitte. Der Quell der neueren Aufstände sei gar kein anderer gewesen, als weil man alles dies nicht berücksichtigt. Wolle man die bisher geschehenen Uebergriffe zurück nehmen, wolle man die Ungarn des altgewohnten Rechtes glaublich versichern, so werde kein Volk treuer sein, keines werde der Dynastie begeisterter dienen, als gerade diese vermeintlich widerspenstigsten Ungarn."

Hierauf fragte kalt und streng der spanische Botschafter, wie stark denn die österreichischen Heere für den Türkenkrieg gewesen.

Die ganze Konferenz entgegnete: „das gesammelte deutsche Heer sei in keinem Augenblicke stärker gewesen, als höchstens 34.000 Mann; das Uebrige ungarisch-kroatische Nationalmacht."

Der spanische Botschafter erwiderte darauf: „das sind ja nur Kinderpossen. Mein Herr und König stellt mit größter Freude auf eigene Kosten 40.000 Mann auf 40 Jahre, dazu noch die Hilfe Polens mit seinen Kosakenschwärmen, so kann dies ganze Kaiserlicher Majestät ungetreue Volk mit der Wurzel ausgerottet, und die Hauptstadt und ihre Umgebung von den Einfällen dieser Unholde auf immer befreit werden."

Dem bemerkten mehrere Beisitzer der Konferenz entgegen: „Gar so leicht, wie man es darstelle, möchte die Unterjochung dieses großen Reichs doch nicht sein. Das ungarische Volk sei überaus tapfer, — in leichten Waffen, im kleinen Kriege das trefflichste. Wie schrecklich, daß es schon mehrmals auf den Punkt gebracht worden, sich den Türken in die Arme zu werfen, um von dem Erbfeinde der Christenheit seine nationale Urstände zu erwarten! Auch hätten die Ungarn so Ungeheueres nicht verschuldet."

Der spanische Botschafter ließ sich aber durch solche Einwände noch lange nicht in die Flucht schlagen. „Die einzige Weisheit," sagte er, „ist, um jeden Preis die Türken zu kaufen*) und sie von Bethlen und den Ungarn abzuwenden. Man müsse," meinte der kluge Mann weiter, „die Ungarn fort und fort reizen, die Türken auf sie argwöhnisch machen und wo möglich einen ewigen Frieden mit Oesterreich auszuwirken trachten! Das beste Vorbild sei, wie das spanische Königthum aus so vielfacher Beschränkung zu unbeschränkter willkürlicher Herrschaft gelangte. Man solle nur diesen un-

*) Diesem weisen Rath hat es Oesterreich zu danken, daß es seine südslavischen Provinzen an die Türken verloren, statt die ganze Hämoshalbinsel und die ihm gebührende so wichtige Donaumündung sich ohne sonderliche Mühe zu erwerben.

garischen Barbaren ausländische Gubernatoren setzen, die ihnen ganz neue Gesetze bloßer Willkür geben und ihnen den Brodkorb höher hängen. Wendeten sich die Ungarn deshalb nach Wien, so müsse es heißen, Sr. Majestät sei davon nicht das Allergeringste bekannt und seien Allerhöchstdenselben derlei Vorgänge äußerst unangenehm. — So würden diese Bestien, die nicht weit über ihre Nase hinaus denken, dem Kaiser gar nichts anschuldigen und allen ihren Haß nur auf seine Statthalter wenden können."

„Diese Statthalter sollen aber, trotz aller Beschwerden und Gefahren, auch nicht ein einziges Haar von dem großen Ziele weichen. Sie sollen Alles aufbieten, die Ungarn durch allerhand Künste wie wahnsinnig zu machen und gegen die Widerstrebenden dann hart einschreiten. Dann werde die freiheitsstolze, eines solchen Joches ganz ungewohnte ungarische Nation nothwendig zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren schreiten. Dies aber werde denselben erst den erwünschten Anlaß geben, scharfe Strafen über die Hochverräther zu verhängen. So würden die zur Verzweiflung gebrachten Ungarn die Hilfe der Glaubensgenossen und der Nachbarn anrufen, und dann sei der Weizen des Hochverraths in seiner schönsten Blüthe, — dann müsse man die Häupter der Größten und Besten zuerst fallen lassen, die der unumschränkten Herrschaft bisher im Wege gestanden. Finde dieser, dem monarchischen Princip allein heilsame Entwurf Hindernisse, so werde Spanien gern noch 20.000 Mann zu den versprochenen 40.000 beifügen."

„Von daher, Ferencz, datiren die Thränen Ungarns."

„Und doch scheinst Du Lust zu haben, wieder auf Wien zu bauen?"

„Es hat sich dort viel verändert und zwar zum Guten, und dann erinnere ich mich an den Ausruf Richelieus: „So oft ich auch meine, jetzt oder jetzt den sicheren Todesstreich auf dieses Haus Oesterreich geführt zu haben, immer zieht es wieder ein breites Wunder aus der Tasche. *) Ich möchte, wenn es irgend ginge, mit diesem seltsamen Genius Oesterreichs lieber Frieden schließen, ja, ein Bündniß eingehen."

„Ein Bündniß?"

„Ich habe es bereits eingeleitet."

„Ist es möglich?"

„Ich habe in Wien gute Freunde und durch diese an guter Stelle meine Dienste anbieten lassen."

„Oheim, Du kannst ja unmöglich die Wahrheit sprechen, denke, in welchem Geiste Du mich erzogen hast."

„Und gleichwohl rede ich die Wahrheit. Mein Plan ist es, auf Leopold II. einen großen Einfluß zu gewinnen und dann Ungarns Verfassung nach französischem Muster zu modernisiren, wie dies auch der Lieblingswunsch Zaghvagy's ist."

„Ein kühner Plan!"

„Aber ausführbar."

„Ich habe bereits im Wiener Interesse durch Verbreitung eines Aufrufs an die Bauern, einen Druck auf unseren jetzt tagenden Reichsrath ausgeübt! **)

„Das warst Du?"

---

*) So sagte Ludwig XIV.: „den Kaiser Leopold fürchte ich wahrhaftig nicht, aber ich fürchte seine Mirakel."

**) Die im bewegtesten Momente des stürmischen ungar'schen Reichstags von 1790 durch den Abt Martinovič, Szwetič, Grossing und Hirngeist, aus der Druckerei Schönfelds kolportirte Aufforderung an die ungarischen Bauern, sich von ihren Grundherren zu emancipiren und wenn diese nicht daran wollten, sich ihrer mit starker Faust zu entledigen, wurde übrigens bald mit vieler Angst wieder eingezogen.

„Allerdings und ich glaube auch damit unserer guten Sache wesentlich gedient zu haben, was Du späterhin einsehen wirst.“

„So hast Du vielleicht auch verhindert, daß der Hofkammerpräsident und Minister Karl Zichy neulich, als er während einer Sitzung des Landtags unter den Händen energischer Patrioten schon zum Fenstersturz in den Lüften schwebte, nicht hinabgestürzt wurde?“

„Allerdings. Und ich denke auch, das wird mir bei Hofe eine Empfehlung sein, eben so gut wie meine bedeutenden chemischen Kentnisse, über die sich der Kaiser gewiß freuen wird.“

„Und hast Du mir nicht einst selbst erzählt, daß es unter Ferdinand VII. den Volksspruch gab: „Der König hat mit ihm eine Cigarre geraucht, den sehen wir bald am Galgen oder auf der Galeere?“

„Die Zeit der Ferdinande ist vorüber.“

„Und unser Bündniß mit Frankreich, wäre das nicht sicherer, als ein Bündniß mit dem österreichischen Genius, nachdem doch die Geschichte lehrt, daß Frankreich stets und immer wieder gerade nach der Zerstörung Oesterreichs getrachtet?“

„Aber gleichwohl sie gerade durch seine Fehlgriffe verhindert hat. Was hat denn der große Ludwig, der doch Ungarn goldene Berge versprochen hatte, für unser Vaterland gethan? Nein, die Franzosen sind unzuverlässig, Buhlerinnen und Beichtväter wählten die Feldherren Ludwigs, statt Helden schickte er die Herren des Antichambre, des Boudoirs und des Himmelbettes in's Feld, durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes vertrieb er seine gescheidtesten Unterthanen; er wünschte den Sieg nur, um die Maintenon, das betende,

alternde Freudenmädchen, seinen Franzosen schamlos als „schlottrige Königin“ zu zeigen, und rief, ein greiser, frömmelnder Faun, während er sich nach der Niederlage von Malplaquet die Haare ausriß: „Ist's möglich, daß der liebe Gott so undankbar sei, nach Allem, was ich für ihn gethan habe?“

„Aber für Frankreich scheint jetzt die Zeit der Ludwigs vorüber zu sein.“

„Wohl möglich, nicht aber die Zeit einer selbstsüchtigen Politik, die ebenso wie die preußische jeden Bundesgenossen dem eigenen Interesse opfert.“

„Also, was willst Du thun, noch einmal frage ich Dich in allem Ernste?“

„Ich will Leopold II. vertrauen.“

„Und wenn auch dies Vertrauen Ungarn kein Lächeln des Glücks verschafft?“

„Dann will ich, daß sich Ungarn selbst vertraut, wie es dies schon einige Male that.“

„Ha, ich verstehe Dich!“

„Du wirst mich gleichwohl kaum ganz verstehen, aber Du sollst es lernen. Du bist ein junger Mann und noch dazu ein Ungar, dem das Blut nur zu leicht siedet und der dann früher handelt, als es gerathen ist. Wir müssen uns aber gerade davor hüten, daß uns der Vorwurf jenes klassischen spanischen Botschafters nicht mehr trifft, wir seien Bestien, die nicht weit über ihre Nase hinaus denken? Warum sollen wir nicht so klug sein wie unsere Feinde? Die geistigen Waffen sind immer die gefährlichsten, wie die geistigen Siege die größten und dauerhaftesten sind.“

„Ich sehe es ein.“

„Und willst Du Dir das Wort des Spaniers merken?"

„Ich werde es in meine Seele schreiben, als Gegenschrift zu den Worten Rakoczy's."

„Wohl und willst Du mir folgen?"

„Unbedingt."

„Auch wenn Du nicht gleich begreifst, wohin mein Thun und Wesen zielt?"

„Ja."

„Du wirst also morgen mit mir nach Wien reisen?„

„Ja. Doch gestatte mir jetzt noch einige Wege."

„Wohin willst Du gehen?"

„Zu Maria v. Szech . . . y."

„Ah, die Liebe! Doch ja, das ist gut."

„Wie meinst Du das?"

„Sorge Dich darum nicht, denke an Dein Versprechen."

„So lebe für jetzt wohl, Oheim."

„Jó étszakát és Istenek ajánlom!" *)

Der junge Martinovič schied.

„Diese Liebe," bemerkte der Abt zu sich selbst, „kann uns vielleicht auch noch zu Statten kommen."

---

*) Gute Nacht und Gott befohlen.

13. Kapitel.

Ein Abend in Pest.

Wer Euch vernahm, der weiß im Rausche nicht,
Ob er sich Rosen oder Dornen bricht.

Mindenesem, a' mit szeretek! *)

Als der junge Martinovič seinen Oheim verließ, war es schon ganz dämmerig. Er schritt hastig durch mehrere Straßen dem Donauufer zu und hielt erst an, als er hier an der Rückseite eines alten Palastes angelangt war, der von beiden Seiten durch schmale Thürme flankirt wurde. Die Pforte des einen dieser Thürme war nur angelehnt, Martinovič öffnete sie ganz und stieg dann eine enge Wendeltreppe hinauf, die durch den Thurm in einen Seitenflügel des Gebäudes führte. Nachdem die zweite Treppenflucht zurückgelegt war, gelangte er an einen langen dunklen Gang. Hier hielt er an, lauschte einige Augenblicke und rief dann mit gedämpfter Stimme:

„Hol vagy, az én reménységem?" **)

„Jó éstvét, kintsem!" ***) scholl es ihm entgegen.

*) Mein Alles, was ich liebe.
**) Wo bist Du, meine Hoffnung?
***) Guten Abend, mein Schatz!

Einen Moment später und die in Mannestracht gekleidete Maria Szech . . . y umarmte ihn.

„So hast Du mein Briefchen erhalten?“

„Heut Nachmittag.“

„Und Du willst mir heute Abend folgen?“

„Ich will es.“

Beide stiegen hierauf mit einander die Wendeltreppe hinab, gelangten bald auf die Straße und schritten hier durch ein Gassengewirr, bis sie plötzlich in einer sehr entlegenen Gegend an eine Weinschenke kamen, aus der allerhand verworrene musikalische Töne drangen. — Beide traten hier ein.

Im Innern dieses Lokales herrschte ein äußerst reges Leben, Zigeuner spielten ihre wunderbar lustig-schmerzlichen Weisen und echte Ungarsöhne tranken an den langen Tischen echten Rebensaft von Diofzeg und Hegyalla.

Martinovič und die als Mann verkleidete Maria nahmen in einer Ecke des Zimmers Platz, um sich hier unbekannt und ungestört, unterhalten zu können.

„Der Aufstand,“ begann Martinovič, „wird nicht statt finden, unsere süßen Hoffnungen auf Vereinigung sind also auf's Neue, auf wer weiß wie lange, hinausgeschoben.“

„Wer weiß?“

„So hast Du sie noch nicht aufgegeben?

„Nein.“

„Glaubst Du vielleicht doch noch an eine nahe Erhebung?“

„Wenn nicht an eine Erhebung, so doch an sehr unruhige Zeiten.“

„Und was veranlaßt Dich zu diesem Glauben, Szivem?“ *)

---

*) Mein Herz.

„So mancherlei, was ich gerade neuerdings wieder im Hause meines Vaters vornommen habe."

„Und darf ich es wissen?"

„So weit ich es selbst weiß, gewiß; aber es ist mir selbst nur sehr wenig davon bekannt. Ich habe wohl hie und da etwas vernommen, aber es war nie etwas Bestimmtes, und ich selbst muß mir von einer Aeußerung zur andern, die ich erlauscht, die Brücke kühner Vermuthungen bauen, um zu einem Schluß zu gelangen."

„Gleichwohl erfüllst Du mich mit neuer Hoffnung,"

„Und vielleicht nicht vergebens."

„Aber, was denkst Du eigentlich erkundet zu haben?"

„Eine neue Verschwörung."

„Mein Gott, wie viele Verschwörungen gibt es denn eigentlich in Ungarn?"

„Du weißt, der Landtag hat sich im Ganzen, trotz mancher stürmischen Auftritte, ziemlich willfährig gezeigt."

„Allerdings."

„Diese Willfährigkeit entstammte jedoch nicht bloßer Loyalität, sie war zum Theil auch die Frucht einer unter das Landvolk ausgestreuten Flugschrift, die es zur Erringung seiner Unabhängigkeit vom Grundadel aufforderte. Es war nahe daran, daß ein furchtbarer Aufstand ausbräche. Mein Oheim konnte seine Bauern nur dadurch beruhigen, daß er sie alle um sich versammelte und ihnen sagte: „Ich weiß, wer Euch jetzt mit allerhand Lockungen dazu bringen will, die Stützen der Unabhängigkeit unseres Vaterlandes selbst anzugreifen. Ich hoffe aber, daß Ihr so vernünftig sein werdet, wie die egyptischen Mütter, deren Kinder von Krokodilen gefressen wurden." Als nun die Bauern fragten, wie sich denn die

Vernunft dieser Mütter zeige? antwortete mein Oheim: So oft solche unglückliche Frauen, die ihre Kinder verloren haben, am Nil spazieren gehen, ahmen die darin verborgenen Krokodile das Geschrei ihrer erwürgten Kinder nach, um auch sie in die Fluthen und in's Verderben zu locken. Die klugen Egypterinnen folgen aber solcher Lockung nie!" Dies seltsame Gleichniß brachte auf die unruhigen Bauern einen eigenthümlichen Eindruck hervor, sie gingen wieder an ihre Arbeit und schienen für den Augenblick besänftigt. Der Landtag jedoch nahm sich die Unruhe unter dem Landvolk auch zu Herzen und that, was man in Wien wollte. Seitdem sind auch die verdächtigen Aufrufe wieder verschwunden. Es ist aber doch ein Stachel zurückgeblieben."

„Ha," dachte Martinovič, „jetzt verstehe ich erst den Abt!"

„Und dieser Stachel?" fragte er seine Freundin.

„Dieser Stachel hat zu vielen geheimen Besprechungen Veranlassung gegeben."

„Und was hast Du über das Ziel derselben in Erfahrung gebracht?"

„Nur wenig und Ungewisses, wie ich schon sagte, aber gerade dies Wenige scheint mir bedeutsam genug."

„O sprich, ich vergehe vor Begierde dies zu erfahren."

„Várakozzál!*) Du sollst alles, was ich weiß, sogleich vernehmen."

In diesem Augenblick setzte sich an denselben Tisch, an welchem die beiden Liebenden Platz genommen hatten, ein junger, wohlgekleideter Mann.

„Ha," flüsterte Martinovič, seiner Geliebten zu, „täuscht

*) Geduld!

mich nicht Alles, so ist der Fremde, der soeben unser Tischnachbar geworden, der Bote des Kaisers, der Zagyvagy wieder zur Loyalität bekehrt hat. Ganz so wenigstens wie dieser junge Mann hier aussieht, hat mir Zagyvagy den geheimnißvollen Sendboten beschrieben."

In der That war der Neuangekommene der uns bekannte Sybel.

Sybel ließ sich Wein bringen, trank hastig, als ob er tief in Gedanken sei und beobachtete dann die ihn umgebende Gesellschaft.

Gerade jetzt begannen die Zigeuner wieder einen Czárdas aufzuspielen.

Lieber Leser, hast Du jemals die Musik der Zigeuner vernommen? Das sind Klänge, die halb im Paradiese und halb in der Hölle geboren zu sein scheinen, Akkorde, welche kein Sterblicher, wie sie diese braunen Söhne einer längst verlorenen Heimath hervorzubringen wissen, solchen Instrumenten zu entlocken vermöchte.

Wer sind die Zigeuner?

Sie erscheinen in Ungarn zuerst, in dem für Böhmen so verhängnißvollen Jahre 1447 unter ihrem Wajda, Herzog Michael und werden mit königlichen Privilegien begnadigt. Seitdem haben sie es zu keinem geordneten Gemeindewesen gebracht. Selsam und räthselhaft wie ihre aus unbekannten Gründen aufgegebene indische Heimath sind ihre Beschäftigungen. Nie noch ist ein Zigeuner Bürgermeister geworden, sie haben es nur zu Abdeckern, Folter- und Henkersknechten, Hufschmieden, Hexenmeistern, Propheten, Pferdeärzten, Musikanten und — Dichtern gebracht. Welche eigenthümliche Geschmacksrichtung!

Niemand vermag wie sie jene dunkel gewaltigen, wechselweise herzzerreißenden und muthvoll begeisternden Töne der Geige zu entlocken, — zu den hochtragischen Liedern und Balladen vom tausendfachen Unglücke ihres Hindustammes und vom Untergange der ungarischen Freiheit. Unter ihnen scheinen immer neue Paganini's zur Welt zu kommen, neue Paganini's und neue Spitzbuben und Henkersknechte. Welche Fülle grauenhafter Poesie ist über diesen räthselhaften Stamm ausgegossen! — Der dichterische Geigenspieler Barna-Michaly, mit Recht zubenannt Magyár-Orpheus, dann der erst 1831 verstorbene Jantschy von Galgocz und noch mehr die Zigeuner-Sappho, Czinka Panna werden den Ungarn ewig unvergessen sein. Die Musik der Zigeuner ist das Lied der Pusta, der Seufzer des Magyarország.

Auch jetzt rauschten ihre Weisen, tönende Blumen, die mit ihrem geistigen Duft jedes Herz berauschen, elektrisch und elektrisirend durch diese Schenke.

Sybel schien mit am tiefsten von ihnen ergriffen zu werden.

Ein bachantisch-schönes Zigeunermädchen führte dazu einen wildgraziösen Tanz auf.

Das Auge Sybels hing traumestrunken an ihren nicht zu sehr verdeckten klassischen Formen.

Heißer und heißer, wie um glühende Luft anzufachen, klangen die schmelzenden Töne der wunderbaren Musik.

Immer sirenenhafter lächelte das Zigeunermädchen dem Gesandten des Kaisers zu.

Plötzlich schwebte sie immer näher und näher.

War das ein Traum?

Jetzt steht sie dicht vor ihm und läßt wie zufällig eine blühende Rose ihm zu Füßen fallen.

Dann schwebt sie in bachantischen Windungen wieder fort.

Sybel hebt die Rose auf und drückt sie an seine Lippen.

Ihr Duft ist so süß, so berauschend wie der vor ihm stehende feurige Wein, wie die verlockende Musik, wie die sirenenhafte Erscheinung des tanzenden Mädchens.

Diese Rose athmet feurigern, würzigern Hauch aus, als alle anderen Rosen der Welt.

Der Berauschte drückt sie immer und immer wieder an seine Lippen und schlürft aus ihrem Kelch entzückende Träume.

Ob wohl die schöne Spenderin wußte, was diese Rose für den bedeutete, der sie aus ihrer kleinen, zarten Hand empfing?

Einer der Magyarenjünglinge faßte jetzt die holde Zigeunerin ohne viel Komplimente an und begann mit ihr einen Tanz aufzuführen, nach ihm ein Anderer, dann wieder ein Anderer. Da faßte sich auch Sybel ein Herz, er stand auf, näherte sich dem lieblichen Wesen und umschlang es zum Tanze.

Jetzt jagte die Musik wie die wilde Jagd daher, das war kein gewöhnlicher Reigen mehr, das war ein Galopp des Teufels. Die Magyaren lachten. Sybel tanzte und tanzte, obwohl er fühlte, daß ihm die Besinnung schwinde.

„Ich weiß nicht,“ sagte Martinovič zu Maria, „diese ganze Scene kommt mir unheimlich vor.“

„Auch mir,“ entgegnete leise die Gräfin.

Jetzt taumelte Sybel, von der Zigeunerin gestützt, auf seinen Platz zurück.

Wieder erscholl von mehreren Seiten ein fast unheimliches Gelächter.

Sybel stützte seinen Kopf in beide Hände, die Besinnung verließ ihn ganz.

Noch tönte die Musik, aber nicht mehr in berauschender Tanzesweise, sie klang auf einmal melancholisch und einfach, fast wie das Schlummerlied, das eine Mutter ihrem Kinde singt. Dann fuhr sie jäh noch einmal zu wilden Akkorden auf, fiel aber gleich wieder in düstere Klänge zurück, die fast einem Trauermarsche glichen, und brach dann plötzlich mit einem schrillen Mißtone ab.

„Laß uns gehn,“ flüsterte Maria.

Martinovič erhob sich mit seiner Freundin und verließ die Schenke.

Draußen in der frischen Nachtluft kam es beiden vor, als ob sie der Athmosphäre eines düsteren, fremdartigen Märchens entronnen seien.

„Und was wolltest Du mir also sagen?“

„Daß man, wie es scheint, auf die Wiedererrichtung des alten ganz unabhängigen Ungarns unter einem eigenen König hofft.“

„Und wer sollte der König sein?“

„Ich hörte öfters vom Palatin reden.“

„Vom Palatin? Und wäre der damit zufrieden?“

„Ich weiß es nicht, aber man hofft, glaubt und sagt es.“

Vor dem Palast des Vaters der Gräfin Maria küßten sich die Beiden noch einmal, dann verschwand die verkleidete Freundin des jungen Martinovič wieder hinter der Pforte des kleinen Thurmes mit einem: „Jó étzagát, mindenesem á mit szeretek!“

14. Kapitel.

Eine dunkle Geschichte.

— — — — Mich faßt ein Grausen,
Fort! wandle Deine fürchterliche Straße!
Laß rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt.
Schiller.

Nach Martinovič und Maria entfernten sich nach und nach alle Anwesende und Gäste aus dem Schenkzimmer, dafür trat nach einer Weile ein maskirter Mann ein, der ganz die Gestalt des Abtes Martinovič zu haben schien. Dieser Verlarvte näherte sich dem mehr und mehr an dem Tisch, wo er zuvor gesessen, zusammengesunkenen Sybel und sah ihn eine Weile scharf an. Ihm zu Füßen lag jene Rose, welche die Zigeunerin so absichtlich vor Sybel verloren hatte.

Jetzt war diese Rose ganz verwelkt.

Der Fremde berührte den Kopf des kaiserlichen Boten, faßte ihm dann auch nach dem Puls der schlaffen Hand und flüsterte dann vor sich hin:

„Er ist nicht blos betäubt, er ist todt. Die Dosis war jedenfalls zu stark.“

Hierauf griff er in seine Brusttasche, aus der er eine Viole mit einem belebenden Balsam hervorholte, welche er dem Leblosen unter die Nase hielt.

Es war umsonst.

Kein Nerv zuckte mehr in diesem Körper, von dem die Seele mitten in einem berauschenden Traume so plötzlich gewichen war.

Der Maskirte blieb wieder eine Weile, wie in tiefes Nachdenken gesunken, vor der Leiche stehen.

Was für Gedanken mochten sich in seinem Geiste hin und her wälzen?

Empfand er vielleicht über dies früh geknickte Leben Reue?

Plötzlich fiel sein Blick wieder auf die am Boden liegende Rose, er hob sie schnell auf und verbrannte sie an einer Kerze.

War die Rose vergiftet gewesen?

Dann eilte er an die beiden Ausgänge des Gemaches, verschloß sie von Innen und kehrte dann wieder zur Leiche Sybels zurück.

Er begann jetzt alle Taschen desselben zu untersuchen, — nicht nach Geld und Geldeswerth, — das rührte er nicht an, wohl aber nach Papieren. Lange Zeit blätterte er in der Brieftasche des Ermordeten. Aber auch ihr Inhalt schien ihn nicht ganz zu befriedigen.

„Vielleicht," murmelte er vor sich hin, „trägt er die wichtigsten Papiere in seine Kleider eingenäht, wie das so oft bei geheimen Sendlingen vorzukommen pflegt. Doch wir wollen sehen."

Er zog hierauf einen kleinen Dolch hervor und begann die Näthe des Rockes der Leiche von einander zu trennen. Das war eine mühsame, langsame und in Berücksichtigung der Umstände wohl auch recht schaurige Arbeit.

Allein der, der sie verrichtete, schien von keinem Schau-

der berührt zu werden. In ihm lebte in dieser Stunde nichts Anderes, als die heiße Begier, die Geheimnisse des Ermordeten zu erforschen. Was kümmerte ihn die späte nächtige Zeit, was ihn das kalte stumme Opfer seiner Wünsche?

Die menschliche Seele ist eine räthselhafte Sphinx. Sie vereint so Manches, was an die süße Kindersage von einem Himmel mit singenden, über Sternblumen dahinschwebenden Engeln erinnert, und wieder so manch Anderes, was an die blutige Bestialität des Tigers, was an den kirchhofschänderischen Leichenappetit der Hyäne mahnt.

Wie viele, die sich Christen nennen, haben schon ihre Religion mit ihrem freveln, nach Macht lüsternen Mordinstinkt entweiht!

Wie viele Andere, die wenigstens so ehrlich waren, offen dem lieben Gott den Stuhl vor die Thüre zu setzen und den Teufel zu ihrem Schutzpatron zu machen, haben ohne die ekelhafte Beigabe der Heuchelei, um die Vermehrung ihres Gutes und Einflusses willen, kalt ihre Nebenmenschen hingeschlachtet!

Wie viele mit dem Menschenantlitz begabte Bestien haben sich dem Häscher- und Scharfrichteramt als einer lieben, Gott wohlgefälligen Beschäftigung hingegeben?

Und dann der geistige Mord, das geistige Schlächteramt!

Kann wohl selbst der Teufel, das Urprincip des Bösen, in Grauenthaten erfinderischer sein, als ein nach Macht und Glanz lüsterner Mensch?

Die Religion gibt keinem Menschen das Recht zu tödten und doch ist in den meisten Staaten die Todesstrafe Gesetz, das Standrecht eine zeitweilige nützliche Uebung!

Es ist gewiß für die Menschheit charakteristisch, daß sich kein Philosoph die Idee der Gottheit vollkommen klar zu machen

im Stande ist, während es jeder General, wie auch jeder Schuhputzer trifft, sich den Teufel mit Haut und Haaren vorzustellen.

Ach, die Nachtseiten des Menschen haben viel mehr Teuflisches an sich, als seine Lichtseiten Göttliches!

Ueber die Leiche hingebeugt, setzte der Verlarvte noch immer seine unheimliche Arbeit des Rockauftrennens fort.

Da entschlüpfte plötzlich ein „Ha" seinen Lippen.

Er tastete mit der Hand mehrmals an eine Stelle des Rockes des Todten, dann machte er mit seinem Dolch rings herum Einschnitte und zog bald darauf ein sehr zusammengefaltetes Schriftstück hervor. Er führte es an's Licht und überflog seinen Inhalt mit einer fieberhaften Hast.

Nach einer Weile aber steckte er es lässig ein, indem er mißmuthig vor sich hinmurmelte:

„Auch das ist nichts Besonderes. Die ganze Ausbeute wäre all dieser Mühe nicht werth gewesen."

Er öffnete hierauf eine der Thüren und flüsterte draußen mit ein paar Männern, worauf er das Haus verlassen wollte.

Es waren zwei Zigeuner, welche an diesem Abend noch mit ihrer Musik das jetzt gänzlich ausgeschlagene Herz Sybels entzündet hatten.

„Das wollen wir gern besorgen," sprach jetzt der eine dieser beiden wilden Musikanten, „aber, lieber Herr, vorher beliebt einen Augenblick meine Tochter anzusehen, sie ist in eine tiefe Ohnmacht gefallen."

„So bringt sie hier herein."

Gleich darauf trugen die Zigeuner das schöne Mädchen herein, das den bezaubernden Tanz vor Sybel aufgeführt und ihm die verhängnißvolle Rose in die Hände gespielt hatte.

Sie legten sie auf denselben Tisch, an dem der durch die Rose Getödtete gesessen hatte.

Der lange räthselhafte Mann untersuchte ihren Puls, lauschte nach ihrem Athem und Herzschlag, zog dann wieder jenen belebenden Balsam hervor, den er auch an Sybel vergeblich versucht hatte, und schüttelte dann, wie es schien unwillig mit dem Kopfe.

„Sie ist todt,“ sprach er nach einer Weile.

„Todt!“ rief ihr Vater mit dem Ausdruck wilden Schmerzes.

„Macht kein Geschrei,“ entgegnete der lange Mann. „Hier ist eine Börse mit Gold, die wird Euch trösten, überdies gehört Euch Alles, was Ihr bei der anderen Leiche da findet. Es war ein Kavalier, da findet Ihr genug.“

„Und sie ist wirklich ganz todt?“

„Schweigt. Ihr habt genug Gold und Ihr lebt, um zu leben! Warum mußte sie auch selbst zu sehr an jener Rose riechen! Begrabt die Beiden zusammen in die Donau, aber sobald wie möglich, wenn Euch Euer Leben lieb ist.“

Nach diesen Worten verließ der eigentliche Mörder Sybels das Gemach.

Die beiden Zigeuner blieben bei den beiden Leichen zurück. Sie besannen sich aber nicht lange.

Wie die Geyer stürzten sie sich über Sybel her und plünderten ihn, nachdem sie seine Leiche neben die seiner schönen Verführerin auf den Tisch gelegt, gänzlich aus.

Wild funkelten ihre Augen, als sie eine Goldrolle miteinander theilten und einige Brillantringe von den starren Fingern des Opfers der Politik zogen.

Und nun hub auch noch ein eckelhafter Streit an.

„Ich," sagte der Aeltere, „muß die größere Hälfte bekommen, da ich meine Tochter verloren habe."

Der Andere wollte nicht darauf eingehen.

Sie zankten sich, dann zogen beide Messer und stießen nach einander mit der Leidenschaft grimmiger Raubthiere.

Zuletzt brach der Jüngere in ein häßliches Lachen aus und rief seinem Kollegen zu:

„Laß es gut sein, Alterchen, ich bin der stärkere und es wäre mir ein leichtes gewesen, Dich neben Deine Tochter zu betten, aber ich mag das Todtengräberamt nicht allein vollziehen."

Bald darauf war der Leichenraub in Friede und Freund schaft vollendet.

Nun zogen die beiden Zigeuner die todten Körper zur Stube hinaus, über eine kleine Treppe hinab in den Hof, durch den ein breiter Kanal floß, der sich in die Donau ergoß.

Die Leichen wurden hinunter geworfen. Zweimal that es einen tiefen Fall, dann war es wieder ganz still.

Nach einer Viertelstunde schwamm die Leiche Sybels neben der des reizenden Zigeunermädchens auf der offenen Donau.

Die Sterne schienen auf Beide hinab, bis die Flußnebel ein gespenstisches Leichentuch über die in des Lebens Frühling Dahingerafften zog.

Und das Alles hatte jene Rose bewirkt, die Sybel auch im Tanz nicht losgelassen, mit der er im tollen Reigen mehrmals die Lippen der Sirene berührt, die jetzt so still und stumm, als ob sie nie gesungen und nie sich im Tanze geschwungen, neben ihm dem Meere zuschwamm.

Das war eine grausige Brautfahrt.

---

15. Kapitel.

Eine interessante Gesellschaft.

„Es ist die Rede von einer Partei, die Alles in's Staatsleben eingetretene Neue, die jede Hoffnung der Zukunft im Keime erwürgen will, die nur an ihr Uebergewicht, nur an ihre Privilegien, nur an ihre Monopole, ganz im egyptischen und indianischen Kastengeiste denkt, welcher jede Verwirrung unschätzbar, welcher selbst die Entwürdigung ihres Staates und Volkes durch politische und religiöse Heuchelei ein Mittel ist, im Trüben zu fischen, welcher nichts willkommener war, als die Tollheit der Ultraliberalen, als der Wahnsinn einer verzogenen Jugend, — jenes Völklein, das „nichts gelernt und nichts vergessen hat." Ohne alle Sorge um das Volk, das sie durch Polizei, Oublietten, Bajonnette, Preßzwang, Jesuitenschulen, oder bonapartischen Katechismus und Universitäten, in bloße Gedächtniß- und Finanzbüchsen und in Kanonenfutter zu verwandeln strebt, verbindet sie sich schnell mit allem Niederträchtigen, mit allem Grausamen, um sich daraus einen Staat im Staate zu bilden.

Josef Freiherr v. Hormayr.

In dem Redaktionslokale der „Wiener Zeitschrift" in der F . . . -Straße in Wien saß eines Vormittags der unseren Lesern wohl noch vom 4. April her bekannte, aus Ungarn vertriebene Professor Alois Hoffmann vor einem Tisch mit allerhand Schreibereien. Er schien äußerst guter Laune, denn er dampfte aus einer großen Pfeife ungeheure Rauchwolken recht behaglich vor sich hin, und machte zu einem vor ihm

liegenden Manuskript unter wohlgefälligem Brummen nur mitunter eine kleine Notiz.

Herr Alois Hoffmann, der Freund des Polizeikommissärs Gotthardy, mit dem wir ihm zuerst im Prater begegneten, war der Sohn eines armen Schneiders im deutschen Theile Böhmens. Er absolvirte die untern Schulklassen bei den Jesuiten in Breslau, wo er sich mehr mit Reimschmieden als mit den Wissenschaften abgab. Ein Bändchen gedankenloser Verse schickte er an Denis, den als Dichter bekannten und auch als Mensch würdigen, später zum Kustos der Wiener Hofbibliothek beförderten Jesuiten, der ihm aus angeborener Güte einen sehr artigen Brief schrieb. Dieser Brief und die Abweisung, welche ihm von den Jesuiten zu Theil wurde, als er sich ihnen als Kandidaten antrug, veranlaßten ihn, die Schule in Breslau aufzugeben und sich nach Prag zu wenden, wo er sich seinen Unterhalt mit Stundengeben und journalistischen Arbeiten zu verschaffen suchte, wobei er natürlich, da es ihm auch noch an Kenntnissen wie an Talenten fehlte, kein sonderliches Wohlleben führen konnte. Um nicht Hungers zu sterben, ging Hoffmann schließlich nach Wien.

Hier verschaffte gerade damals die von Josef II. ertheilte Preßfreiheit gar vielen Federn einen leidlichen Verdienst. Zudem hatte Hoffmann das Glück, daß ihn ein Herr v. Schönfeld, der zu Prag und Wien eine Buchdruckerei und Buchhandlung besaß, für die Herausgabe einer Predigtenkritik engagirte, welche bald darauf unter dem eigenthümlichen Titel: „Wöchentliche Wahrheiten für und wider die Prediger" erschien.

Leider erfreute sich Hoffmann nicht lange des Glückes, Herausgeber und Redakteur einer Wochenschrift zu sein. Ein Herr v. Gemmingen, der das Schauspiel: „Der deutsche

Hausvater" geschrieben, übernahm die Redaktion und das Honorar dafür, und Hoffmann behielt nichts, als den Namen des Herausgebers. Um ihn einigermaßen zu entschädigen, machte ihn Herr von Gemmingen zu seinem Sekretär, in welcher Eigenschaft er sich auch in die Geheimnisse des Illuminatenordens einweihte. Um diese Zeit machte er auch die Bekanntschaft des Freiherrn von Swieten, der damals an der Spitze der Studien- und Censur-Angelegenheiten stand und Hoffmann wegen dessen scheinbaren Eifers für die Ausrottung aller Art von Vorurtheilen, sein Wohlwollen schenkte.

Als sein Wochenblatt aufhörte, machte ihn daher Swieten zum Professor der deutschen Sprache in Pest. Wie seine dortige Karriére endete, wissen wir bereits. Sein Zusammentreffen mit dem Polizeikommissarius im Prater war unterdeß für ihn sehr folgenreich gewesen. In Folge der damals verabredeten Audienz war Gotthardy befördert und Hoffmann zum Professor der deutschen Sprache, des Geschäftsstyls, der Geschäftskunde und der praktischen Eloquenz an der Wiener Universität mit einem Gehalt von 2.000 Gulden ernannt, überdies auch zum Redakteur der öffentlichen „Wiener Zeitschrift" kreirt worden. Es war ihm gelungen, das Vertrauen des Kaisers dadurch zu gewinnen, daß er in seine Polizeiliebhabereien in hohem Grade einging und ihm von einer über den ganzen Kaiserstaat ausgebreitet sein sollenden Gesellschaft von Jakobinern viel vorerzählte.

Es war ihm dann auch der Auftrag zu Theil geworden, unter den ihm als „gutgesinnt" bekannten Personen die geeignetesten auszusuchen, um ihm bei Ausforschung der im Dun-

keln schleichenden Jakobiner *) Hilfe zu leisten. Hoffmann besoldete eine Menge junger Leute, besonders arme Studenten, welche in den Kaffeehäusern und in den Schulen ihre Kommilitonen scharf beobachten mußten, um auszuforschen, welche von ihnen vom Gift des Jakobinismus angesteckt seien.

Die Zahl der Polizeispione soll sich damals im Ganzen auf über 2.000 belaufen haben. Es wäre gewiß nicht uninteressant in Erfahrung zu bringen, wie viel seit dieser Zeit die geheime Polizei dem Kaiserstaate gekostet hat.

Wunderbar war es nicht, daß Hoffmann, der sich durch Aufspürung einiger wirklich gehaltenen verdächtigen Zusammenkünfte in Ungarn Glaubwürdigkeit verschafft hatte und mit ungemein geheimnißvoller und wichtiger Miene von seinen Entdeckungen sprach, das Zutrauen Leopolds in einer Zeit erwarb, wo alle Monarchen, durch die französische Revolution geschreckt, nach ihren Diademen griffen, als ob dieselben ihnen abfallen wollten. Als aber Hoffmann sich vor dem geistvollen Kaiser mehr und mehr als ein geistloser Glücksritter entlarvte, fing der Regent an, den Vorstellungen, daß die Anzeigen Hoffmanns, wenn nicht absichtlich erdichtet, doch wenigstens unbegründet wären, schon mehr und mehr Glauben zu schenken. Es fehlte auch in der Umgebung des Monarchen keineswegs an freisinnigen Männern, die ihm vorstellten, daß, wenn solche Verbindungen, wie sie Hoffmann darstellte, wirklich bestünden, ihre Mitglieder jedenfalls einen Ort haben müßten und dieser, wenn er nicht im Monde wäre, der wachsamen Polizei doch gewiß nicht verborgen bleiben würde.

---

*) Karoline Pichler sagt in ihren Denkwürdigkeiten über die damalige Zeit: „Jakobiner — c'est le mot pour perdre les honnêtes gens.“

In vielen ausländischen Journalen waren damals häufig recht bittere Bemerkungen über die Gewogenheit zu lesen, welche Leopold II. Hoffmann schenkte; ein heftiger Aufsatz von Kampe im „Braunschweiger Journal" war dem Kaiser ganz besonders unangenehm. Er sprach darüber mit dem Redakteur des politischen Siebes und überlegte mit ihm, wie wohl dem Publikum die Meinung, daß Hoffmann sein Günstling und er selbst in gewisser Bezeihung Mitarbeiter an dessen Zeitschrift sei, benommen werden könne. Dieser gab den Rath, in einer Broschüre die literarischen Blößen Hoffmanns aufzudecken und damit am besten zu beweisen, daß der Professor keinen besonderen Schutz genieße, weil sonst Niemand wagen würde, ihn so offen anzugreifen. Das Auskunftsmittel ward von Leopold genehmigt und der Herausgeber des „Politischen Siebes" selbst mit Abfassung dieser Schrift beauftragt.

An dem Morgen, wo wir Hoffmann in seiner Schreibstube so wohlgemuth antreffen, hatte er noch keine Ahnung von dem gegen ihn heranziehenden Gewölk allerhöchster Ungnade.

Der erste Besuch, der ihn heute störte, war der Professor der Geschichte, Watterot, ein kleines Männchen ohne alle Grundsätze, das seine gegenwärtige, früher vom Hofrath von Sonnenfels versehene Lehrkanzel, dem Einflusse Hoffmanns verdankte, der ihn in die Zahl der Gutgesinnten aufgenommen hatte.

„Guten Morgen, Herr Professor," rief ihm der Redakteur der „Wiener Zeitschrift" entgegen.

„Ah, guten Morgen, lieber Herr Kollega."

„Nun wie gehts, wie stehts?"

„Schlecht, herzlich schlecht."

„Wie so?“

„Denken Sie sich, in Folge meines neulich in Ihrem geschätzten Blatte veröffentlichten Artikels gegen Sonnenfels, in dem ich dessen jakobinische Grundsätze nachzuweisen bemüht war, sind mir allerhand Fatalitäten passirt.“

„Zum Beispiel?“

„In einigen angesehenen Häusern, wo ich früher Zutritt hatte, läßt man mich seitdem nicht mehr vor.“

„Was thut das, ist Ihnen sonst noch etwas geschehen?“

„Allerdings. In dem von mir besuchten Kaffeehause rückte man gestern, sobald ich mich niedergelassen, von mir weg. Ja, ich hörte sogar ziemlich laut flüstern: „Er ist eine Blaumeise Hoffmanns geworden.“

„Wer hat das gesagt?“

„Ich kannte die Leute nicht.“

„Das ist schade, es können nur Jakobiner gewesen sein. Indeß dem Dinge werden wir bald ein Ende machen.“

„Wenn nur der Kaiser nicht so milde wäre!“

„Das ist auch meine Klage. Ginge es nach mir, so ließ ich all die Verdächtigen einsperren, foltern und hinrichten, er aber begnügt sich damit, ihre Namen zu erfahren. Indeß es muß anders werden.“

„Das wage ich kaum zu hoffen.“

„Warum nicht?“

„Wissen Sie nicht, daß die Liberalen jetzt alle wieder bei Sr. Majestät in Gunst sind? Da ist der Redakteur des „Politischen Siebes.“

„Ha, dieser Elende! Doch wir werden ihn schon noch treffen, auch er ist ein Jakobiner.“

„Dann der erst seit kurzem wieder aus Ungarn angelangte Abt Martinovič.“

„Den brauchen wir nicht zu fürchten, der Mann ist gut, den kenne ich selbst.“

„Aber er scheint Einfluß zu gewinnen.“

„Das ist nur für die ungarischen Angelegenheiten, das hat nichts zu sagen.“

In diesem Augenblick klopfte es wieder und gleich darauf trat ein untersetzter Mann mit einem überaus schlauen Gesichte, der Exjesuit Hofstätter, damals Hauptspion Hoffmanns und nebenbei Hofmeister des jungen Fürsten Lichtenstein, ein.

„Ah, willkommen, Herr Hofmeister!“

„Ich bringe,“ erwiderte dieser ernst, „keine gute Zeitung mit.“

„Was ist geschehen?“

„Etwas Entsetzliches.“

„Ein Attentat vielleicht?“

„Allerdings und zwar ein Attentat auf Ihre Stellung, auf Ihren und auf unser aller gemeinsamen Einfluß.“

„Reden Sie.“

„Da sehen Sie selbst. Diese Broschüre hier ist erst heute in der Haupt- nud Residenzstadt Wien erschienen.“

Hoffmann griff nach dem ihm zugereichten Heft und las selbst mit zitternder Stimme dessen Tittel:

„Kann ein Schriftsteller, wie Professor Hoffmann, Einfluß auf die Stimmung der deutschen Völker und auf die Denkart ihrer Fürsten haben? An Herrn la Veaux.“

„Was ist das?“ rief er ganz entsetzt.

„Eine niederträchtige Schmähung!“ erwiderte der Exjesuit.

„Und so etwas darf in Wien gedruckt werden? Sind

wir schon so weit, haben die Jakobiner schon das Heft in Händen?"

„Ich sagte es Ihnen ja!" winselte der Professor Watterot.

„Das muß anders werden!" schrie Hoffmann.

Wieder klopfte es.

Auf ein ziemlich unwillig hervorgestoßenes „Herein" trat Graf S., das unseren Lesern wohl noch erinnerliche Haupt der „schwarzen Jakobiner" ein.

Alle Anwesenden erhoben sich, um den Grafen zu begrüßen.

„Guten Morgen, meine Herren," begann der Aristokrat, der in diesen Räumen kein ganz unbekannter Gast zu sein schien, „es freut mich aufrichtig, Sie gerade Alle so hübsch beisammen zu finden."

„Was steht zu Diensten, Herr Graf?"

Der so Befragte warf sich vor allen Dingen nachlässig in einen Sessel und hub dann mit aller Ruhe an:

„Sagen Sie, Herr Professor, vermögen Sie noch etwas auf die Entschlüsse Sr. Majestät oder nicht?"

Der durch die soeben erhaltene Hiobspost ganz zerknirschte Hoffmann hatte seinen ganzen Dünkel für den Augenblick verloren und antwortete in fast niedergeschlagenem Tone:

„Ah, wer kann das wissen! In dieser bösen Zeit ändert sich oft alles so schnell."

„Wie, so wären Sie in Ungnade gefallen?"

„Da sei Gott vor."

„Aber woher auf einmal diese an Ihnen so ungewohnte Reserve, diese Niedergeschlagenheit?"

„Ah, das alles entstammt meiner Sorge über das Umsichgreifen der Jakobiner."

„So leiden auch Sie von diesen Bestien, Herr Professor?"

„Diese Frage läßt mich fast vermuthen, Herr Graf, daß Sie ebenfalls über die Jakobiner Klage zu führen haben?"

„Allerdings, deshalb bin ich eben hier. Da, lesen Sie einmal die neueste Nummer des „Politischen Siebes." Lesen Sie selbst, in welcher wirklich niederträchtigen Weise darin von den Vorrechten des Adels gesprochen wird, wie man seine noblen Passionen verdächtigt und bespöttelt! Heißt das nicht geradezu das Volk zur Empörung aufreizen?"

„Ach, der „Politische Sieb!" winselte Watterot.

„Ja, der „Politische Sieb," seufzte Hoffmann.

„O über dies Schandblatt!" heulte der Exjesuit.

„Wozu diese Litanei, meine Herren?" begann der Graf wieder. „Hier darf nicht gejammert, hier muß gehandelt werden! So etwas sollte in einer Monarchie nicht gedacht, geschweige denn gedruckt werden dürfen!"

„Ei freilich!" meinte Wetterot, — „aber —"

„Was für ein „Aber?"

„Der Redakteur des Siebes — —"

„Was ist mit diesem Lumpen, der geviertheilt werden sollte?"

„Er soll in allerhöchster Gunst stehen."

„Dieser Jakobiner?"

„Haben Sie noch nichts davon gehört?"

„Gehört schon, aber es nicht geglaubt. Wenn es wahr ist, so ist das ja entsetzlich."

„Ei freilich ist es entsetzlich!"

„Da droht ja Alles aus den Fugen zu gehen!"

„Versteht sich.“

„Das ist ja schlimmer wie unter Josef II.“

„Leider Gottes.“

„Das muß anders werden!“ donnerte der Graf.

„Ja, es muß anders werden,“ wiederholten die Uebrigen im Chorus.

Ohne ein Wort trennte sich hierauf diese interessante Gesellschaft.

16. Kapitel.

Illuminatenpläne.

„Nun, was ist's denn? — sekkiren sie ihn schon wieder? — Was wollen sie ihm denn? Hat er etwas gegen Uns geschrieben? Das ist Ihm vom Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungedukdig werden! Ich weiß aber schon, wie Er's meint! — Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr. — Oder gegen die guten Sitten, das glaube ich nicht. — Er ist ja kein —. Aber, wenn er etwas gegen die Minister geschrieben hat, — ja, mein lieber Sonnenfels, da muß er sich selbst heraushauen, da kann ich Ihm nicht helfen."

Worte Maria Theresia's.

„Patriot," „Reformer" waren damals noch in den Augen aller Besseren und Verständigen ein Ehrenname, — „liberal" galt für den Gegensatz von ängstlich, kleinlich, geheimnißkrämerisch, starrkrämpfig, — „radikal" war der Gegensatz von oberflächlich, von evasiv, von blos dilatorisch und palliativ!"

Anemonen.

Wenige Tage später fand eine Zusammenkunft ganz anderen Charakters in der Wohnung des Platzhauptmanns von Wien, das heißt Hebenstreits statt, denn zum Platzhauptmann hatte ihn die Gnade des Kaisers erhoben.

Außer Hebenstreit selbst waren noch zugegen der Magistratsrath und Dichter Prandstätter, der durch sein überwiegendes Talent eigentlich den Magistrat leitete und die Hauptstadt am besten kannte, ein hochgewachsener Mann mit fast

griechischem Profil und herrlichen Feueraugen, dann der Professor Baron Riedel, der bei Hofe, wo er Unterricht ertheilte, selbst viel Vertrauen besaß, ein kleiner Mann mit ruhiger Haltung und einem Gesicht, das den Doktrinär beim ersten Blick nicht verleugnete, dann der Abt Martinovič und der häßliche Sekretär des Fürsten L.

Alle diese Herren, die sämmtlich Illuminaten waren, saßen um eine runde Tafel und führten ein äußerst lebhaftes Gespräch mit einander.

„Se. Majestät, der Kaiser Leopold II.,“ sagte der Baron Riedel, „ist durchaus geneigt, ernste Reformen einzuführen und zu stabilisiren.“

„Das ist wahr,“ fiel Abt Martinovič ein, „dafür kann ich mich gleichfalls verbürgen. Der Kaiser will sich dem Volke nähern und die Scheidewand, welche Aristokratie und Geistlichkeit zwischen ihm und diesem aufzuführen bemüht waren, gänzlich zerbrechen.“

„Ich hoffe zu Gott,“ erwiderte Hebenstreit, „daß wir demnach durch unsern Herrn und Kaiser das erlangen werden, was wir bisher vielleicht durch unsere Verbindungen mit dem Ausland zu erzielen hofften, das heißt, eine feste, freisinnige Konstitution für das ganze Reich. Es wird sich nur darum handeln, daß diejenigen unter uns, die Sr. Majestät besonders nahe stehen, mit allem Eifer auf dies heilige Ziel, das Oesterreich für alle Zukunft unzerstörbar macht, hinwirken. Was meint Ihr Riedel?“

„Was an mir liegt,“ erwiderte der kleine Professor, „das soll gewiß geschehen.“

„Und Ihr Martinovič?“

„Auch ich stimme mit dem vollkommen überein, denn ich

halte offen gestanden die Verfassung Ungarns nur dann für möglich, wenn sie erstens in liberalem Sinne reformirt und zweitens zur allgemeinen Reichsverfassung gemacht wird.

„Bravo!“ riefen alle Uebrigen.

„Aber sagt mir,“ begann jetzt Hebenstreit wieder, „Euer Name ward unlängst in Verbindung mit einer Flugschrift genannt, welche das ungarische Landvolk gegen die ungarischen Edelleute aufwiegelte.“

„Ganz recht.“

„Und habt Ihr wirklich Antheil an dieser Affaire gehabt?“

„Allerdings.“

„Aber aus innerer Zwietracht konnte doch Ungarn unmöglich Heil erwachsen.“

„Es ist auch gar nicht zu innerer Zwietracht gekommen.“

„Bitte, erklärt Euch über diesen interessanten Punkt näher.“

„Von Herzen gern. Seht, um unsere Aristokratie von ihren zum Theil unsinnigen Ansprüchen, die ganz von den Bedürfnissen des eigentlichen Volkes absahen, abzubringen und sie während des Landtags geschmeidiger zu machen, um sie späterhin in eine moderne Reform unserer Verfassung, in unserem Sinne, willigen zu machen, dazu bedurfte es eines Druckes. Diesen Druck habe ich damals ausgeübt und damit sowohl Vertrauen in Wien als auch das gewonnen, daß unsere Kavaliere sich plötzlich daran erinnerten, daß sie nicht allein das ungarische Volk seien.“

„Also so verhält sich diese Sache?“

„Ganz so. Und seid überzeugt, es thut wahrhaftig noth, unsere Aristokratie ein wenig in modernem Sinne zu kultiviren. Um Euch dies am klarsten darzuthun, will ich Euch

erzählen, was durch die bei uns noch so häufig wuchernden verkehrten Ideen von Adelsvorrechten alles möglich wird. Oder kennt Ihr die interessante Geschichte von der Tigerin Nádasdy vielleicht schon?"

Alle betheuerten, daß sie nichts wüßten.

„Gut," nahm Martinovič seine Rede wieder auf, „so will ich sie Euch ganz genau mittheilen:

„Auf dem Schloß Csejthe, in der neutraer Gespanschaft, lebte zu Anfang des vorigen Jahrhundertes die Gräfin Elisabeth Nádasdy, geborene Báthory, Nichte des großen Siebenbürgerfürsten und Polenkönigs Báthory. — Eine große Anzahl dienstbarer Mädchen gehörte damals wesentlich zum Hofstaat jeder angesehenen ungarischen Edelfrau. Die hochfahrende, jähzornige, eitle und bereits alternde Frau mißhandelte diese unglücklichen Geschöpfe nach Willkür und Laune. Einst vor ihrem Ankleidespiegel, wie sie glaubte, unachtsam bedient, schlug sie ein solches Mädchen in's Gesicht, daß ein Blutstrom über Arm und Busen der wüthenden Burgfrau floß. Mit Erstaunen gewahrte sie aber, daß diese Stelle sofort, nachdem das Blut wieder weggewischt war, eine blendende Weiße erhielt. Als sie diese Erscheinung einer alten Zuträgerin mittheilte, sagte ihr diese, Blut von tödlich erschreckten, gequälten und gemarterten Personen, werde ihren ganzen Teint verschönen und verjüngen, — ein öfteres Baden in Jungfrauenblut aber, ihr Leben um viele Jahre verlängern? — Sofort stand ihr Plan fest, sich um jeden Preis wieder jung und schön zu machen, denn, welche alte Meerkatze wünschte nicht wieder jung und schön zu sein. Ihr eigener Hofstaat genügte ihr hiezu bald nicht mehr. Sie lockte arme, schöne Mädchen durch Geld und Schmeicheleien und Verhei-

ßung künftiger Versorgung. — Fünf entmenschte alte Weiber und ein boshafter Hofzwerg, dem Elisabeth Nádasdy eigens deshalb die Wundarzneikunde hatte lernen lassen, waren die Werkzeuge ihrer Verbrechen. Den Unglückseligen wurde Anfangs mäßig, dann immer stärker zu Ader gelassen. — Sie wankten wie Schatten dahin und starben. — Selbst bei ihren kurzen Besuchen des Hoflagers in Wien wagte sie (wenn auch mit vieler Umsicht) die Fortsetzung dieser Gräuel. Noch entsetzlicher war das Loos derer, die um der Herrin Haut weiß, weich und fein zu erhalten, vorerst gepeinigt wurden. — Fortgesetztes Stechen mit Nadeln und mit der Scheere, Brennen mit dem Plätteisen, im Winter mit Eiswasser begießen, im Sommer, mit auf den Rücken gebundenen Händen, mit Honig bestrichen den Mückenstichen auszusetzen, schien dem Ungeheuer eine Kleinigkeit, und der Jammer der Gepeinigten liebliche Musik.

Ueber dreihundert Mädchen waren in wenigen Jahren verschwunden. Von achtzig bekam später das Gericht materielle Beweise. Das Geschrei verborgener Greuel auf Csejthe ging durch das ganze Land, es kam auch auf dem Tage von Preßburg vor ihren Vetter, den großen Palatin Georg Thurgo (1611). — Eilig brach dieser mit einem zahlreichen Gefolge, worunter die beiden Schwiegersöhne der Tyrannin Niklas Zrinyi und Georg Drugeth von Homanna auf und überfiel die Mörderin in ihrem festen Schlosse Csejthe unversehens und bevor sie ahnen konnte, daß ihren Verbrechen ein Ziel gesetzt werden würde. Ein unter den qualvollsten Martern, die der Grausamen zur Augenweide dienten, soeben den Geist aushauchendes Mädchen, sprach lauter als tausend Zeugen für die Wahrheit der ungeheueren Beschuldigung. Der Palatin

veranlaßte sogleich die Verhaftung des Ungethüms und ihrer entsetzlichen Mordgehilfen, welche die ordentliche und außerordentliche Folter gar bald zur Angabe unzählicher corpora delicti und theils halb verwester, theils noch meist erhaltener Leichname brachte.

Die nach der Folter noch lebenden drei Weiber endigten auf dem Scheiterhaufen. Der Zwerg wurde enthauptet, nachdem ihm vorher die blut- und greuelbefleckte rechte Hand an einem Schwefelfeuer langsam verbrannt worden. Das Ungeheuer selbst aber, Elisabeth Nádasdy, war den mächtigsten Geschlechtern des Landes durch Geburt und Verschwägerung verwandt. Sie war eine Hochadelige, die Gemordeten, die Gemarterten hatten meist nur Bauernseelen und nicht einmal ein Dritttheil davon war bürgerlich.

Sehr natürlich also, daß von einer Vergeltung so naturwidriger scheußlicher Unthaten gar keine Rede war, und man sich begnügte, der Entsetzlichen ihr eigenes Schloß zum ewigen Gefängnisse anzuweisen. Dort lebte sie ganz unangefochten noch drei Jahre, bis sie sich über die erlittene Demüthigung zu Tode grämte."

Der Abt hielt inne.

„Entsetzlich!" riefen alle Zuhörer.

„Jawohl entsetzlich," begann Martinovič wieder, „und jetzt werdet Ihr wohl auch begreifen, warum unseren Kavalieren eine kleine Pression nicht schadete."

„Gewiß!" rief Hebenstreit.

„Eine Adelsrepublick mit monarchischer Spitze ist heut zu Tage nicht mehr denkbar, am wenigsten auf das ganze Reich ausdehnbar, wohl aber eine Konstitution, durch welche alle Landeskinder vor dem Gesetze gleich werden, und der

Monarch der oberste Schirmherr der allgemeinen Freiheit wird."

„Sehr wahr," meinte Riedel.

„Und diese Konstitution," hub Hebenstreit wieder an, „muß also jetzt unser gemeinsames Ziel sein, und wir müssen, sobald wir sie wirklich erlangt haben, allerdings die treuesten Diener der Regierung werden."

„Es widerspricht dies auch," fiel der Abt hier ein, „in nichts den Regeln des Illuminatenordens."

„Im Gegentheil war unser Orden auch früher schon mitunter im Dienste der Regierung. Kaiser Josef II., der in so manchen Stücken Friedrich den Großen *) nachahmte, glaubte an der Spitze geheimer Orden sie auch völlig durchdringen und für seine politischen Zwecke gebrauchen zu können. So suchte er sich namentlich der Freimaurer und Illuminaten als Werkzeuge für seine Anschläge auf Baiern zu bedienen, indem er hoffte, durch ihre Bestrebungen den gerechten Haß aufgeklärter Baiern gegen sittenlose verfolgungslüsterne Finsterlinge zu Gunsten des Austausches an Oesterreich gebrauchen zu können. **) Der Neapolitaner Costanzo, der graubündtnerische Freiherr Bassus und der hannover'sche Edelmann von Knigge dienten den Zwecken Josefs, in der Meinung, der Aufklärung und dem Orden zu dienen. Das Ueberraschendste bei jener Angelegenheit war dies, daß der vermeintlich liberale Protestantismus urplötzlich gegen den vermeintlich servilen Katholicismus auftrat. Der große Friedrich wurde der schärfste Angeber der Oesterreich und dem baierischen Austausch dienen=

*) Friedrich der Große war bekanntlich auch Freimaurer.

**) Die Annexion Bayerns an den österreichischen Kaiserstaat war mehrere Jahrhunderte hindurch ein kluger Lieblingsplan in Wien.

den Illuminaten in Mainz und Zweibrücken, zu Regensburg und München."

„Wo die Politik in's Spiel kommt, schweigen die Sympathien wie die Antipathien in Religionssachen und in der Aufklärung. Dies beweisen die häufigen Bündnisse der deutschen protestantischen Fürsten mit den ultrakatholischen, daheim alle Hugenotten auf's grausamste ausrottenden, französischen Königen."

„Und doch geht die Aufklärung mit einer gesunden Politik immer Hand in Hand. Aber wie das Licht des Geistes unter dem Druck des Despotismus verkümmert, so muß es sich stets zur energischen Dienerin derjenigen Macht machen, welche auf politischem Gebiete die Licht- und Luftklappen öffnen will. Eine Aufklärung ohne politische Tendenz wäre Unsinn, weil sie ohne alle praktische Folge für das allgemeine Beste bleiben müßte. Der religiöse Obskurantismus verträgt sich weit eher mit politischer Freiheit, als sein Gegentheil ohne dieselbe."

„Das ist wahr," meinte der Abt.

„Und weil dem so ist, müssen wir eben vor allem politisch wirken. Denkt einmal, es gelänge uns, allen österreichischen Ländern eine gleich freie Verfassung zu erwirken, welchen ungeheueren Tummelplatz würden wir damit einem frischen geistigen Leben erobert haben! Die Völker Oesterreichs haben eine gesunde Ursprünglichkeit mit einander gemein, die sie zu den höchsten Fortschritten befähigt, sobald man sie sich frei und natürlich, ein jedes nach seiner Art, entwickeln läßt. Die Reformation, die in Böhmen zuerst entstand, wie fand sie in Ungarn und ebenso in den deutschen Provinzen der Erblande des Hauses Habsburg einen so freudigen Anklang, eine so

überraschende schnelle Aufnahme. Wie viel Blut und Schrecken war nöthig, sie in all diesen Ländern wieder auszurotten!

Nun gebe man ihnen plötzlich eine politische Reformation, die ihr ganzes, so lange künstlich verrammeltes, lebendig verscharrrtes, geistiges Dasein wieder wachruft, und dies eigenthümliche Länder- und Völkerconglomerat wird plötzlich ein wundermächtiges Ganze sein, das die kühnsten Träume Ottokars II. zu heller Wirklichkeit macht!"

„Aber wie, wenn nun auch Leopold II.," rief jetzt plötzlich der bis dahin schweigsame Dichter Prandstätter aus, „uns diese politische Reformation nicht geben wollte?"

„Dann," sagte Hebenstreit mit einer Stimme, so fest und ernst und dabei so ruhig und kaltentschlossen, wie der Vertheidiger einer Schanze, der, um sich nicht zu ergeben, die brennende Lunte an die Pulverkammer legt, „dann werden wir sie uns nehmen!"

Diese Worte brachten auf alle Anwesende einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hervor.

Niemand beobachtete dabei das interessante Mienenspiel in der Kalibanphysiognomie des Sekretärs des Fürsten L..., durch dessen schmutzige Seele sich ein Blitz der Hölle zu schlängeln schien.

„Das wird nicht nothwendig sein!" meinte der Baron Riedel, „nein, das wird nicht geschehen müssen, der Kaiser Leopold II. wird uns eine Konstitution geben, ich weiß es!"

„Ich glaube es auch," fügte der Abt hinzu, „es läßt sich wenigstens Alles jetzt dazu an."

„Das gebe Gott!"

Gerade jetzt entstand draußen ein polterndes Geräusch, wie wenn jemand mit größter Hast die Treppe erstiege; gleich

darauf ward ohne vorheriges Anklopfen die Thüre aufgerissen und herein stürzte fast athmenlos der junge Martinović, indem er rief:

„Se. Majestät der Kaiser Leopold II. ist soeben gestorben!"

„Der Kaiser gestorben?" riefen Alle mit dem Ausdruck einer an Entsetzen streifenden Ueberraschung.

„Man hat ja gar nicht gewußt, daß er krank sei, nein, das kann nicht sein."

„Und doch ist der Kaiser todt."

„So erbarme sich Gott der Völkerfreiheit Oesterreichs!" rief Hebenstreit.

17. Kapitel.

Das Gottesgericht.

Finster naht der Gott der Götter unter Donner, unter Blitzen,
Ueber die gefall'nen Engel furchtbar zu Gericht zu sitzen,
Und verhängt die strengste Strafe über der Verruchten Einen,
Stummberedte Mitleidsthränen in den Augen stehn die Reinen.
Satan ballt im Grimm die Fäuste, regt die schnell gelösten
Schwingen,
Und der Schluchten tiefste Gründe öffnen sich, ihn zu verschlingen,
Von dem Schleier der Verdammniß ist sein Auge schon umwoben,
Einen letzten flücheschwangren Blick noch richtet er nach Oben.
Bosigk.

Der Böhmerwald, der die Südwestgränze Böhmens gegen Deutschland bildet, ist ein melancholisches, finsterblickendes Gebirge, über dessen uralten Forsten der Geist vergangener Jahrhunderte zu schweben scheint. Frei hervorragende Felsmassen, in Form hochaufgethürmter Mauern und Zinnen von Granulit und gewaltigen Granitmassen wechseln mit kegelförmigen und basteiartigen Höhen ab, welche dichte Waldungen tragen.

Dazwischen liegen tiefe Zerklüftungen, schaurige Schluchten und langgezogene Gründe, in denen feuchte, oft giftige Dünste über Torfmooren, den düstern unheimlichen Gräbern tausendjähriger Wälder, lagern. Der Böhmerwald lockt nicht wie

die von heimlichen Sagen schimmernden Höhen Thüringens aus Nah und Fern Besucher an. Die Sagen, die in ihm gedeihen, sind düster und wild, wie er selbst. Die wundervolle Mähr vom Tannhäuser und dem Hörseelenberge, aus dem süße, verlockende Zaubermelodien hervorklingen, hätte nimmer in ihm entstehen können. Ueber den Wipfeln seiner Kiefern, Fichten und Tannen bilden sich von den aufsteigenden Torfmoornebeln Wolken auf Wolken, in deren losen, leicht wieder zerflatternden Gebilden die Gebirgsbewohner oftmals die lieben Gestalten Dahingeschiedener zu erblicken glauben. In den sumpfigen Schluchten wohnt, wie Jäger und Holzhauer versichern, die falsche Vila, die den unvorsichtigen Sterblichen, der sich ihrem feuchten Gebiete naht, mit verstelltem Klageruf in den Moorgrund lockt, aus dem er nimmer wiederkehrt. Und im Sturm und Ungewitter, die von der Šumina bis zur Teufelsmauer recht eigentlich zu Hause sind, fassen die Waldkobolde gern die kräftigen Flucher und Trinker, die sie auf ihrem Gebiete treffen, tanzen mit ihnen über schwarze Abgründe und brechen ihnen am Schlusse eines solchen Höllenmenuetts in irgend einer einsamen Schlucht das Genick.

Auch der wilde Jäger treibt in diesen wilden Revieren mitunter sein grauenhaftes Spiel. Da jagt er in finstere Wetterwolken gehüllt mit der wüthenden Meute über die tannenbewachsenen Berge und Gründe, und wehe dem, der sich bei seinem jähen Nahen vor dem wüsten Spuke nicht bekreuzt!

In solchen Mähren spiegelt sich der Charakter des Gebirges.

Es war im März des Jahres 1792. Die Bäume des Waldes waren an noch gar vielen Stellen dicht mit glitzern-

dem Schnee anstatt mit Laubwerk bedeckt. Ein schneidend kalter Wind wehte von den Höhen, die Bäche in den Thalungen waren noch hart gefroren.

Es war überdies ein wenig freundlicher Tag, der Himmel, ganz mit Schneewolken überzogen, sah so griesgrämig auf den alten Böhmerwald hinab, als ob er von dessen melancholischer Physiognomie angesteckt worden wäre.

Nichts desto weniger befand sich Fürst L... heute auf der Jagd. Er hatte seit dem Tage vorher ein ihm gehöriges altes, halbverfallenes Jagdschloß zu seinem einstweiligen Domicil erkoren, um seine fatiguirten Lebensgeister durch wilde Jagdscenen wieder ein wenig munter zu kitzeln.

Von einem einzigen Jäger begleitet, jagte er bereits seit dem frühen Morgen, ohne von besonderem Glücke begünstigt zu sein. Nur ein einziger, halbverhungerter Haase hatte ihm Gelegenheit zu einer leichten Aufregung gegeben.

In der damaligen Zeit, wo ein Rencontre mit Bären und Wölfen in diesen Gegenden für Jäger durchaus keine zu große Seltenheit war, mußte eine so trübselige Jagdbeute einen höheres Echauffement so sehr liebenden hohen Herrn natürlich in nicht weuig üble Laune versetzen.

Als es bereits um die Mittagsstunde sein mochte, hielt der Fürst L... denn auch in der That mißmuthig in einem ziemlich schmalen Felsengrunde an, wo er wenigstens vor dem immer rauher wehenden Gebirgswind, der ihm trotz seines Pelzes sehr heftig zugesetzt hatte, einigermaßen sichergestellt war.

Hier befahl er seinem Piqueur ein Feuer anzuzünden, den erlegten Haasen zuzurichten und zu braten, denn er hatte es unterlassen, sich außer mit einer Flasche Wein, mit anderen

Lebensmitteln zu versehen und begann jetzt einen sehr lebhaften Hunger zu verspüren.

Während sein gehorsamer Diener ein stattliches Feuer anzündete, nahm er selbst am dicht mit Moos bewachsenen Fuße einer riesigen uralten Tanne Platz, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, dann noch einen und wieder einen. Hierauf zündete er eine Pfeife an und überließ sich, behaglich den Rauch in die Luft blasend, seinen Gedanken.

„Die Tochter des Waffenschmieds Trosky, die schöne Elsi, wären wir nun glücklich los. Es war die höchste Zeit. Ihre Reize hatten bereits das prickelnde Gefühl des Champagnerschaums für mich verloren; sie fing an, für mich das zu werden, was dem guten Beichtvater Heinrichs IV. die Rebhühner wurden, als er sie alle Tage essen mußte. Nein, auf dieser unvollkommenen Welt hat doch kein Genuß Beständigkeit, unser Nervensystem läßt sich für die Freude immer nur auf kurze Minuten elektrisiren, mit dem Schmerz hält es weit besseren Part, was wirklich ein verdammter Spaß ist, wenn ich an mein aufkeimendes Podagra denke. — Zudem fing die Geschichte mit der Elsi an bedenklich zu werden. Hebenstreit war zwar glücklich abgekühlt, aber der alte Trosky, in dem so ein Stück Hussit steckt und der noch gar nicht zu dem Einsehen gelangt ist, wie sehr das eine Jungfer aus dem Bürgerstande ehrt, wenn sich ein Kavalier die Mühe nimmt, ihr das pikante Abc der Liebe aus dem ff beizubringen, hatte beim Kaiser Beschwerde geführt.

Nun man hätte mir wohl nicht sehr viel anhaben können, aber besser ist besser.

Dieser arme Teufel von französischem Emigranten, dieser Chevalier de Poutet, den die Jakobiner in's Elend gejagt

hatten, kam mir recht wie ein Deus ex Machina zu allergelegenster Zeit in's Gehege. Der gute Mann fühlte sich noch überaus glücklich, daß ich ihm die Elsi als Gemahlin mit einer Aussteuer von zehntausend Gulden und einer Officiersstelle in der Armee auf den Hals gehangen habe, er küßte mir dafür die Hand. Nun werde ich nächstens, nachdem ich Elsi als Jungfrau gekannt habe, mir den Spaß machen, sie als Frau Gemahlin kennen zu lernen. In dieser neuen Form wird sie mir vielleicht wieder angenehmer werden."

So und ähnlich führte der Fürst seine eben nicht sehr vestalischen Gedanken spazieren.

Unterdeß hatte sein Jäger dem erlegten Hasen das Fell abgezogen und ihn auf einem improvisirten Spieße bereits längere Zeit über dem lustig prasselnden Feuer gedreht, so daß er schon einen höchst angenehmen Bratenduft zu verbreiten begann.

Dieser Duft fand in solcher winterlich öden Umgebung, besonders bei dem Umstand seines bereits leise ein Klagelied Jeremiä intonirenden Magens, ein nicht geringes Wohlgefallen vor der hohen Nase unseres fürstlichen Freundes, der sonst mit Heine singen und sagen konnte: „Ich habe gerochen alle Gerüche in dieser schönen Menschenküche."

Da auf ein Mal enstand ein jähes Geräusch.

„Was gibt es?" rief der Fürst.

„Gnädigster Herr," erwiderte der Jäger, „noch höre ich nur, aber sehe nichts."

„So möchte ich doch gleich seine blöden Augen mit einer Lichtputze putzen, daß sie besser sehen!"

„Gnädigster Herr!"

„Nun sieht er endlich?"

„Ein ungeheurer Eber stürzt auf uns los.“

„Bravo!“

„Es ist ein ganz abnorm großes Thier!“

„Um so besser!“

Der Fürst sprang jetzt endlich auch auf, um selbst zu sehen.

Richtig, das war ein Eber, und zwar ein Eber, wie man ihn nicht alle Tage findet, so groß und ungeschlacht, als wenn ihn die liebe Natur nur deshalb aufgezogen hätte, damit er durch den Arm eines Fürsten falle.

„Soll ich schießen, Durchlaucht?“

Der Fürst legte selbst an, indem er dabei erwiderte: „Nein, ich selbst muß den ersten Schuß haben.“

Das furchtbare Ungethüm brauste immer näher und näher.

Da krachte der Schuß des Fürsten.

Wohl hatte er getroffen aber nicht tödtlich.

Der Eber stürzte mit namenloser Wuth, weil jetzt gereizt, auf die beiden Jäger los.

Dem dummen Thiere gieng es gerade so, wie dem Waffenschmied Trosky, es wußte gar nicht die hohe Ehre zu schätzen, von einer durchlauchtigsten Hand todtgeschossen zu werden.

Die Gefahr wuchs.

„Soll ich jetzt schießen?“ fragte der gehorsame Jäger den Fürsten.

„In des Teufels Namen ja, die Bestie rückt uns ja auf den Leib.“

Der Jäger legte an.

Das Ungethüm avancirte in allerhand diabolischen Sprüngen, die den heiligen Hubertus selbst in Verzweiflung hätten bringen müssen.

Es war jetzt äußerst schwer, sicher zu treffen.

Der Jäger drückte los.

Er hatte nicht getroffen. Seine Kugel hatte nur die Borsten des jetzt rasenden Thieres gestreift.

Als der Rauch des Schusses verzog, war die Scene insofern etwas verändert, als der kaum noch sechs Schritt von den Beiden entfernte Eber der Jäger, der Fürst aber und sein Genosse das Wild zu sein schienen.

Auf alle Fälle war der Keuler jetzt der angreifende Theil.

Der Fürst zog hastig seinen Hirschfänger.

Der Jäger aber, der in diesem Augenblick den Kopf verlor, kletterte in Todesangst auf einen der nächsten Bäume.

Der Fürst hatte das Klettern längst verlernt.

Der Eber war indeß so unritterlich, hierauf nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen. Er ging direkt auf den Fürsten los.

Ein verzweifelter Hieb mit dem Hirschfänger verwundete die Bestie wieder nur leicht.

Jetzt begann eine entsetzliche Scene.

Der Fürst ward von dem Ungethüm zu Boden geworfen, — noch wehrte er sich mit dem Hirschfänger, aber schon begann auch die Arbeit des fürchterlichen Hauers.

Im Nu war der Pelz und die übrige Kleidung aufgeschlitzt.

Der Fürst stieß einen Mark und Bein des feig entflohenen Jägers erschütternden Hilferuf aus.

Gleich darauf war sein Leib aufgeschlitzt. Hell spritzte sein Blut auf den Schnee. Sein Todesruf verwandelte sich in ein krächzendes Röcheln, wie ein Triumphator stand der Eber über dem mit einem Fluch verendenden Fürsten.

---

18. Kapitel.

Ein Minister.

Nacht wird's am Himmelsrande,
Der letzte Schein erblaßt;
Gespenstisch droht im Sande
Der knorr'ge Weidenast.
Es scheint, der Strom hat eben
Das Licht hinweggespült,
Wie ein verlor'nes Leben,
Das sich durch Schatten wühlt.
Rudolf Gottschall.

Der gütige Leser möge uns jetzt einmal in das österreichische Ministerium des Auswärtigen und zwar dort in das Kabinet des sogenannten Generaldirektors der auswärtigen Angelegenheiten, des schon im März 1793 allgewaltigen Baron Franz von Thugut folgen.

Der bereits 54 Jahre alte Staatsmann durchmißt so eben mit großen Schritten das Gemach, irgend etwas scheint ihn in hohem Grade zu alteriren.

Um ein recht wahrheitsgetreues Bild dieses höchst interessanten Mannes zu geben, der an der Begründung der österreichischen Staatsschuld einen so großen Antheil genommen hat, daß man sich fast versucht fühlen könnte, ihn ihren eigentlichen Schöpfer zu nennen, werden wir uns möglichst

getreu an eine Schilderung Hormayr's halten, der ihn noch persönlich kannte.

Thugut ist von kaum mittlerer Größe und man sieht ihm seiner gebückten Haltung nach, fast mehr als 54 Lebensjahre an, ein Umstand, der freilich bei einem Diplomaten nicht Wunder nehmen darf. Seine Züge sind die eines faunischen Mephistopheles, selbst seine Artigkeit ist nie ohne den Anstrich eines versteckten Hohnes und eines gewissen Cynismus. Von heiterer Annehmlichkeit, von Grazie oder selbstbewußter Vornehmheit ist nichts in seinem Wesen. Dennoch hat er viel zu viel Esprit, um jemals gemein zu sein.

Er ist ungeheuer einseitig und sieht doch aus, wie hundert Seiten aus dem Principe des Macchiavelli.

„In einem Wachskabinet," sagt unser Gewährsmann, „hätte kein Oesterreicher in dieser Figur einen Landsmann vermuthet, weit eher einen Geheimschreiber des Königs Ludwig XI. von Frankreich, des Lodovico Moro Sforza in Mailand, des Cäsar Borgia oder einen der vertrautesten Emissäre Louvoi's oder der chambre ardente. Selbst überlegenen Talenten fiel es nie ein, ihn gering zu schätzen. Um so viel gebietender wirkt ein fester Charakter, als selbst das üppigste Genie bei einem Staatsmann. Thugut war ein fester Charakter, er war in jeder Beziehung ein starker, kraftvoller Mann der Finsterniß, und von seinem Jugendaufenthalt an den Ufern des Bosporus zog so etwas wie Seraillust durch sein ganzes Thun und Lassen. Er war der Todfeind aller Volksrechte und gleichwohl herrschte in ihm, dem Abkömmling niederen Schifferpöbels, die eiskalte Demagogenhoffahrt eines Cooke und Jefferies. Seine Stimme war sehr bestimmt, aber nicht unangenehm, sein mündlicher wie schriftlicher Vortrag

akademisch korrekt, folgerecht, klar und präcis. Sein Gespräch war immer reich an kaustischem Witz und nicht ganz ohne Koketterie. Des Französischen war er übrigens weit mächtiger als des Deutschen. Er kannte die römischen Klassiker gut und recitirte sie oft, seine größte Liebhaberei blieben aber immer morgenländische Studien. Von Kindheit an hatte er eine seltene Beherrschung seiner selbst, um sich selbst besser zu dienen. Die Tafel war für ihn ohne allen Reiz, die Bequemlichkeit ohne Werth, die Lust ohne Macht. Wahrhaft klassisch war sein Cynismus in Liebesaffairen. Eine durch Schönheit und Gesang ausgezeichnete Italienerin erhielt bei ihm ihre Schäferstunden oder vielmehr Minuten nur auf der zwischen Thuguts Arbeits- und dem Kanzleibotenzimmer gelegenen, mehr als korreggisch-halbdunklen Kommodität. Thugut sprach nur, wenn er wollte und was er eben wollte. Wie Wilhelm von Oranien hätte er seine Perrücke verbrannt, hätte eins seiner Geheimnisse in sie transpirirt. War er zornig, so verriethen dies höchstens das schnellere Abbrechen seiner Rede und das Zusammenziehen der buschigen weißen Augenbrauen. Ein Glas Wasser und sieben Pflaumen waren sein unverbrüchliches Abendessen, dem er es wahrscheinlich zuzuschreiben hatte, daß er stets sanft schlief. Seine Religiosität war in hohem Grade verdächtig. Er ließ den Klerus nicht einmal als kräftiges Werkzeug des leidenden Gehorsams und des Nichtdenkens gelten. In Polen hatte er die Aristokratie verachten, in Paris, wo er Marie Antoinette bei Organisirung einer Kontrerevolution beistehen sollte und so wahrscheinlich ihren entsetzlichen Tod mit verschulden half, die Demokratie hassen gelernt. Es ist auch für den bloßen Gewaltmenschen nichts schrecklicher, als eine gleich empörten Wellen ungeheuer-

liche, unwiderstehliche Gewalt. Trotz des in ihm lebenden allgewaltigen Unterdrückungs- und Verfinsterungsinstinktes liebte er, natürlich nur für sich selbst, die Gelehrsamkeit und ging auch gern mit Gelehrten um.

In der inneren Politik war Thugut's Grundsatz: „Was Arzneien nicht mehr heilen, heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, hilft das Feuer." Die Gewalt war ihm das Einzige, Unfehlbare, Göttliche, darum ertrug er auch das Unglück standhaft, denn es war auch nur die Gewalt, die ihn geschlagen, und lächelte sie ihm wieder, so war nichts verloren.*) Unerbittlich und unversöhnlich war er in seinem Haß. Wie Thugut's Politik nach Innen, so war sie es auch nach Außen, im höchsten Grade einseitig und gewaltthätig.**) Sein Endziel lag immer so offen da, als seine Wege und Werkzeuge versteckt und verwickelt waren. Die von den meisten Staats- und Kriegsmännern so hochgeschätzte Zeit galt ihm verhältnißmäßig wenig. Unwandelbarkeit des Ziel's und der Maximen achtete der starre Mann für ein annehmbares Surrogat der Zeit. Seine Politik kannte weder Tugend noch Laster, sondern

---

*) Als Minister fuhr er selten Nachts aus der Staatskanzlei heim nach seinem Garten in der Währringergasse, ohne mit wildem Geschrei und Steinwürfen verfolgt zu werden. Er lachte darüber und sagte nichts als: „Canaille!"

**) Die Manier, wie Thugut die alte, tausendjährige Republik Venedig stürzte, war charakteristisch. Er ließ der Signoria vorspiegeln, die Franzosen seien in Tyrol und Steiermark besiegt worden, sie befänden sich, so zu sagen, unter dem caudinischen Joche. Die Republik ging in die Falle. Man ließ sich, als Graf Adam Neipperg mit einem Häuflein Tyroler bis Verona vordrang, zu jenem höchst unklugen Ausbruch verleiten, der den Franzosen und Thugut im geheimen Einverständniß mit den Franzosen die willkommene Gelegenheit gab, den Stab über die Lagunenrepublik zu brechen. Thugut erlangte so 1797, gegen Aufgabe Belgiens und Mailands, Venedig, dessen Erwerbung schon eine Lieblingsidee von Kaunitz gewesen war.

nur Mittel. Sein Streben ging weder darauf hinaus zu überzeugen, noch zu verführen, er war ganz damit zufrieden, wenn er zwingen konnte. Die Menschen verachtete er gründlich. Er hatte eine eigene Art, eigennützige Leute von Gewicht zu angeln, daß sie ihn immer höher hoben. Während seiner auswärtigen diplomatischen Missionen deponirte er bei ihnen ohne Schein Obligationen, Baarschaft, Präciosen, Service ꝛc. und leugnete es ihnen dann später ab, oder verlor, auf Urlaub in Wien ansehnlich an sie im Spiel.

Selbstständige Charaktere, freisinnige Ansichten, reine Tugend waren ihm so zuwider, wie manchen Nerven der Moschus. Er witterte sie auch ungesehen, wie rothhaarige Leute die Katzen. Bei guter Laune soll er selbst öfter gesagt haben: „um ihm ein willkommenes Werkzeug zu sein, müsse man entweder einen Flecken auf sich haben oder ganz beschränkt sein. Leute von eigenen Ansichten und Willen echauffirten ihn zu sehr."

Unter Leopold II. war er wohl zu diplomatischen Sendungen verwandt worden, zum Minister aber hätte er es schwerlich gebracht.

Aber Kaiser Leopold II. war räthselhaft schnell, kurz nach seiner Krönung in Prag, nach nur dreitägiger Krankheit gestorben. *) Auch die Gerüchte, die über seinen Tod umliefen, waren seltsam, wir müssen jedoch, obwohl wir recht Interessantes darüber zu schreiben wüßten, uns bescheiden, sie hier wieder zu geben.

Unter Franz dagegen war Thugut an seinem Platze.

---

*) Das erste und letzte Krankheitsbulletin enthielt nur die Worte: „Le 1. Mars (1792) l' Empereur commenca à vomir avec des horribles agitations et rendait tout ce qu'il prennait, à 3½ heures après midi en vomissant il expira en prèsence de S. M. l' l'Impèratrice.“ Ein sonderbar kurzer Styl!

Eine tiefere, innige Abneigung konnte die Publicität, sagt Hormayr über diesen Monarchen, so wie alle übrigen Elemente des Freisinns und der Freiheit unmöglich finden, als in Kaiser Franz. Die sciences exactes und die Medizin ausgenommen, hatten bei ihm die Schriftsteller alle mehr als levis notae maculam. Selbst Gentz konnte ihm nie mundgerecht werden, und lange Jahre vermied Er es, ihn zu sehen. Im Militär meinte er, Schriftsteller werde nur, wer das Kanonenfieber habe! — „Wenn sie schießen könnten, thäten sie nicht schreiben." Als einst Chasteller sich im Hauptquartier Alten-Oetting (August 1800) entschuldigte, eine Broschüre über Krays unglücklichen Feldzug vom Mai bis Juli 1800 nicht geschrieben zu haben, sagte der Kaiser: „Sie brauchen sich gar nicht zu excusiren. Ein Mann von solchem Haus wird ja so was nicht thun!" — Wenn später ihm Stadion vorstellte (1807 bis 1808), man müsse auf die öffentliche Meinung wirken, erwiderte er: „In Gottes Namen, nehmen Sie halt, so viel Sie brauchen aus dem geheimen Polizeifonde. Um ein Stück Geld kriegen Sie zehn solche Kerls an jeden Finger" *) und wenn ihm Jemands Feder gerühmt wurde, sagte er verwundert: „Ei was? schreibt er so gut für uns? das hätte ich nicht geglaubt. Es heißt wohl: er sei ein Patriot für Oesterreich. Aber ist er denn auch ein Patriot für Mich?" Der Monarch schien von der Idee beherrscht zu werden: Schriftsteller könnten nur gegen Oesterreich schreiben. **) —

---

*) Eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen damals und jetzt.

**) Als freilich das bisherige System durch äußeres Unglück dahin gebracht schien, daß man es aufgebe, als Oesterreich, um dem Krieg gegen Frankreich eine nationale Richtung zu geben, auch Vertheidigungskräfte außer und neben der Armee schaffen und dahin wirken mußte, der nicht zu überbietenden physischen Uebermacht Napoleons I. durch

Thugut ging noch immer im Zimmer auf und ab.

„Die Revolution in Frankreich," sprach er zu sich selbst, „fängt an, sich mehr und mehr über die Gränzen zu ergießen. In Italien hat bereits das neue Feuer gefangen und ebenso an manchen Orten in Deutschland. Auch in den österreichi-Staaten mag es an Zündstoff genug geben, der sich etwa mit der Zeit von diesem nordamerikanisch-französischen Luftzug in Flammen setzen ließe, dem Dinge muß gesteuert werden, man muß dem Umsichgreifen der Revolution gewaltsam vorbeugen. Ich habe bereits den Polizeiminister Grafen von Saurau zu mir beschieden. Er muß mir eine oder die andere Verschwörung entdecken, gleichviel wie. Ich brauche entdeckte Komplotte, um dem Volke das heilsame Kompot der Furcht und des Schreckens vorzusetzen. Einige Hinrichtungen, Kerker ꝛc. thun in dieser Beziehung viel, sehr viel, und wahrhaftig, ich will es an nichts fehlen lassen!"

Ehe der Baron den Faden dieser Ideenkette weiter spinnen konnte, wurde sein Intimus, der Graf Lehrbach, angemeldet.*)

---

neugestählte moralische und politische Triebfedern das Gleichgewicht zu halten, da gewann es fast den Anschein, als ob auch Kaiser Franz andern Sinnes werde. Da sprach er 1803 die herrlichen Worte: „Sie, mein lieber Zichy, jetzt heißt es leise auftreten (itzt hoasst's, stat sein, denn schauens): die Völker sind jetzt auch etwas! (Die Völker sein itzt a was!)" Sogar die Polizei mußte sich damals in die Rolle der Volksthümlichkeit finden, obwohl sie sich darin manchmal ausnehmen mochte, wie der König in Hamlet. Der neue Polizeipräsident, Baron Hager, schickte belobende und ermunternde Brieflein, ja, nach Umständen selbst Ringe und Tabatieren an die vorzüglichsten Literatoren in die Provinzen, auch ward ein neuer Orden gestiftet, ohne Unterschied der Geburt und Religion, für kriegerisches, wissenschaftliches, diplomatisches oder administratives Verdienst.

*) Lehrbach wollte gern Thuguts Nachfolger werden und ließ sich dies merken. Da sagte Thugut einmal zu seinen beiden Geheimsekretären Geisfeld und Hübschle: „Dem brauche ich nicht den Hals zu brechen, er thut es schon selber. Ich liebe es, Jemand voranzustellen, den ich alle Augenblicke hängen lassen kann!"

„Er soll hereinkommen."

Gleich darauf trat der frühere Reichsminister, dann Gesandten in München, Graf Lehrbach ein. *) Er war, wie der Ritter von Lang in seinen Memoiren ihn aus eigener Anschauung in Rastadt beschreibt, „eine Karrikatur in Gesicht, Kleidung und Bewegung, der Kopf oben chinesisch, unten afrikanisch, das Kolorit zigeunerisch. Die Locken schauten wie ein Tubus in den Himmel, das dünne, korrekte Zöpflein ragte über den Kopf empor, wie die Spitze eines Wetterableiters und übrigens waren Gang und Haltung wie in einer Hopsanglaise."

Hormayr fügt diesem schmeichelhaften Portrait noch folgende Züge hinzu: „Er hatte wenig Kenntnisse, die Formen waren eckicht und stachlicht und selbst in der Freundlichkeit unangenehm. Er war innerlich zaghaft, trotzig nach außen, dasjenige herauspustend, was ein Anderer im tiefsten Busen verschlossen hätte, ein durch die roheste Kompromittirung sich selber der trefflichsten Werkzeuge beraubender Egoist, ohne Moral, ohne einen einzigen ihm eigenthümlichen Gedanken. Brutalität und Schmutz gehörten zu seinen ersten Lebensgenüssen."

Dieser sonderbare Ministerkandidat **) eilte jetzt leb-

---

*) In Baiern war er des Hinwegräumens des jungen zweibrükischen Prinzen, des Erben des baierischen Landes, bezüchtigt worden, ihm wird auch die Inscenirung des berüchtigen Rastadter Gesandtenmordes schuldgegeben.

**) Nur einen Abend lebte Graf Lehrbach, der provisorisch nach Thugut wirklich das Portefeuille erhalten hatte, in der glückseligen Empfindung, Thuguts Nachfolger zu sein. Thuguts Einfluß blieb nach wie vor. Er trieb Ehren-Lehrbach schleunig aus. Derselbe mußte die Meubles, welche er Abends in die Staatskanzlei hatte schaffen lassen, schon am andern Morgen wieder herausschaffen lassen, — das Ministervergnügen war flink vorüber gegangen.

haften Schritts auf Thugut zu, indem er die Worte herauspolterte:

„Excellenz, Excellenz, das ist unerhört!“

„Was denn, mein lieber Graf Lehrbach?“

„Wissen Sie schon, womit uns Frankreich droht?“

„Womit droht es uns wieder, bin ich vielleicht auf die Konskriptionsliste gesetzt worden?“

„Ach, Excellenz, spaßen Sie nicht, es kann noch Alles geschehen.“

„Sie scheinen stark dejeunirt zu haben, lieber Graf.“

„Da lesen Sie den Moniteur, er verkündet, daß in allen unseren Staaten Jakobinerverschwörungen seien, die nächstens mit einer Revolution hervorbrechen werden.“

„Das ist ja herrlich! Lassen Sie das sofort auch hier veröffentlichen. Aber geben Sie mir ein Mal den Moniteur her.“

„Excellenz, ich begreife nicht diese Ruhe .....“

„Hat nichts zu sagen.“

Gerade jetzt ward Graf Saurau angemeldet.

„Ah, der kommt wie gerufen! Er mag sogleich eintreten.“

Franz Graf v. Saurau, der Abkömmling einer protestantischen Familie, die des Glaubens wegen aus Oesterreich vertrieben worden, später aber zurückgekehrt und wieder katholisch geworden war, trat ein. Er war erst ein vierunddreißigjähriger, kraft- und talentvoller, in jedem Verwaltungszweige einheimischer, in absolutistischer, devoter und literarischer Richtung mit Thugut übereinstimmender Mann.

„Lesen Sie ein Mal den Moniteur,“ rief ihm Thugut entgegen.

Saurau überflog das Blatt und die ihm angedeutete Stelle.

„Excellenz," erwiderte er, „das ist wohl nichts anderes, als eine ganz leere Drohung."

„Das glaube ich auch," erwiderte der allmächtige Staatsmann, „allein ich will, daß Sie alle Jakobiner und ihre Verschwörungen entdecken. Es bedarf eines Beispiels."

„Ich verstehe."

„Gehen Sie, Herr Graf, und thuen Sie sogleich, was Ihres Amtes ist."

19. Kapitel.

Der Verrath.

Verräthersold verwirklicht nicht die Träume,
Die Du von goldnem Glücke Dir gesponnen.

Seit dem Tode des Fürsten L..... war dessen erfinderischer Geheimsekretär, wenn auch nicht ohne Geld, so doch ohne Beschäftigung. Diese Beschäftigungslosigkeit ward ihm indeß sehr bald zur Last. Da auch die Illuminaten sich in letzterer Zeit weniger gerührt hatten, denen er nur deshalb angehörte, um seinem Hang nach Intrigue und Spiel hinter den Koulissen zu fröhnen, so begann er bereits die einem Kopfe seiner Art stets unerträgliche Langeweile zu verspüren. Eines Nachmittags saß er wieder, ärgerlich über sein jetziges Dasein, in einem Wiener Kaffèhause, als es ihm ganz unvermuthet vergönnt ward, ein Gespräch zu belauschen, das ihn bald in hohem Grade anzog.

Der ihm flüchtig bekannte Professor Hoffmann saß nämlich unweit von ihm mit dem zum Hofrath avancirten früheren Polizeikommissär Gotthardy. Beide glaubten ganz allein und unbelauscht zu sein, da der Geheimsekretär, getreu seiner lichtscheuen Gewohnheit, sich in eine Ecke hinter einem Pfeiler gesetzt hatte, so daß man ihn nur dann wahrnehmen konnte, wenn man sich dicht vor ihm befand.

„Nun, was ficht Sie heute so sehr an, lieber Herr Professor?" hörte er Gotthardy sagen. „Ist ihnen wieder etwas fehlgegangen, hat vielleicht noch ein Jemand eine Broschüre gegen Sie losgelassen?"

„Ach, wenn es nur das wäre!" seufzte der Professor mit einem überaus kläglichen Ton.

„Alle Wetter, dann muß es ja etwas sehr Schlimmes sein?"

„Das ist es auch in der That, Herr Hofrath."

„Etwas, wo es sich um Leib und Leben handelt?"

„Nun, wenn auch nicht gerade um den Leib, so doch um das bisherige sorgenfreie Leben."

„Ei, ei! Sie machen mich immer neugieriger, was ist es also eigentlich?"

„Denken Sie sich nur, Herr Hofrath, gestern ließ mich der Graf Saurau rufen und sagte mir, wenn ich ihm binnen acht Tagen eine richtige Jakobinerverschwörung am hiesigen Orte entdecke, so solle ich eine Gratifikation von 10—20.000 Gulden, überdies alle bei der Ausspionirung derselben etwa gehabte Unkosten ersetzt erhalten."

„Ei der tausend, da sind Sie ja ein Glückspilz!"

„Ja, lachen Sie nur, als ob es etwa so leicht wäre, eine Verschwörung zu entdecken, wenn man auch sonst so Manches weiß. Aber nun hören Sie auch noch den Schlußsatz. Wenn ich die Verschwörung nicht an's Tageslicht bringe, sagte Graf Saurau, dann werde man mich für einen Windbeutel ansehen, der die Regierung nur habe an der Nase herumführen wollen, um Geld herauszupressen, und ich werde meines Amtes entsetzt werden und jedes Gehaltes verlustig gehen. Ist das nicht eine ganz entsetzliche Kalamität?"

„In der That, das ist eine böse Patsche, in die Sie da plötzlich hineingerathen sind.“

„Wenn ich nur Jemand fände, der mir den Schatten von einer richtigen Konspiration an die Hand gäbe, ich wollte ihm mit Freuden die mir verheißene Gratifikation abtreten.“

„Dem Manne kann geholfen werden!“ murmelte der Geheimsekretär fast lautlos vor sich hin.

„Nun, Sie bezahlen aber doch so viele zuverlässige Leute, die Ihnen jedes freie Wörtchen, das ein Mal gesprochen wird, zutragen, sollten die Sie denn auf gar keine Spur bringen können?“

„Auf Spuren genug, — aber, wenn man diese Spuren weiter verfolgen wollte, würde man sich nur zu bald blamiren. Diejenigen, die sich verschwören, die hängen das nicht an die große Glocke. Ich sehe erst jetzt recht ein, wie viel Geld ich nutzlos hinausgeworfen habe. Will man ein Mal wirklich etwas erfahren, so sitzt man mit allen Blaumeisen auf.“

„Aber gibt es denn überhaupt hier eine Verschwörung?“

„Es muß wohl so etwas sein, da Graf Saurau sie par ordre de Mufti herausgebracht haben will.“

„Könnte man da nicht blindlings die ersten besten unruhigen Köpfe, die als solche sattsam bekannt sind, festnehmen lassen und ihnen den Prozeß machen?“

„Das wäre nicht das, was Graf Saurau will. Mit unruhigen Köpfen könnte ich ihm gleich aufwarten. Ich bot ihm auch sofort eine ganze Verschwörung an: zwei versoffene Schuster, einen banquerotten Schneider, drei Studenten und einen Hausirer, die wegen ihrer ungebührlichen Reden hinreichend bekannt sind. Aber davon wollte er nichts wissen. „Bleiben Sie mir mit solchem Lumpenpack vom Halse,“ rief

er, „das ist kein Material, wie wir's brauchen können, wir müssen Leute von Namen und Rang haben und es müssen auch Leute sein, denen trotz ihres Namens und Ranges Alles zuzutrauen ist."

„Da steht Einem freilich der Verstand still."

„Das that er mir gleich. Ich sehe schon, die ganze Geschichte ist lediglich darauf angelegt, daß ich mir die Finger verbrennen soll."

„Das glaube ich nun wieder nicht. Mir wurde erst heute erzählt, daß in einem französischen Blatte davon stehe, daß bei uns zu Lande eine ausgebreitete Jakobinerverschwörung sei, die damit umgehe, nächstens eine Revolution zu machen."

„Heilige des Himmels! Also müßte doch etwas Wahres an dieser Verschwörung, von der der Graf sprach, sein?"

„Jedenfalls."

„Wenn man nur einen Anhaltspunkt bekäme! Wie gesagt, meine 10—20.000 Gulden Remuneration gäbe ich gleich dafür hin!"

In diesem Augenblick trat der Geheimsekretär aus seinem Versteck vor, an den Tisch der beiden Herren und sagte:

„Wenn Sie das im Ernste sagen, Herr Professor! so könnte ich Ihnen wohl einen Anhaltspunkt verschaffen."

Der Professor sah den Unterbrecher ihres Gesprächs einige Augenblicke mit durchbohrendem Blicke an, als ob er demselben das versprochene Geheimniß aus der Seele herauslesen wollte.

„Sind Sie," fragte er dann, „nicht Geheimsekretär beim Fürsten L. gewesen?"

„Zu dienen, Herr Professor."

„Und was würden Sie unter einem Anhaltpunkt, wie ich ihn brauche, verstehen?"

„Etwa eine Gesellschaft, die von hier aus einen Abgeordneten an die Pariser Jakobiner geschickt hat, um mit ihnen in Verbindung zu treten."

„Ha!" lallte Hoffmann vor freudigem Entsetzen.

„Da haben Sie ja gleich eine Verschwörung in optima forma."

„Und können Sie mir, lieber Herr Geheimsekretär, vielleicht noch mehr über diese gefährlichen Menschen sagen?"

„Warum nicht!"

„Also bitte, bitte, geniren Sie sich gar nicht, sagen Sie alles so aus, wie Sie es wissen, wir sind hier ganz unter uns."

„Und wenn ich Ihnen Alles angebe, so erhalte ich die Ihnen versprochenen 10—20.000 Gulden?"

„Wenn es eine richtige Verschwörung ist, die einen bestimmten Zweck verfolgt."

„Zum Beispiel," warf der Sekretär hin, „die im Guten oder mit Gewalt eine Konstitution von Sr. Majestät dem Kaiser verlangen will!"

„Ha, Sie sind mein Mann."

„Gut, so sollen Sie alles erfahren."

„Eilen wir sogleich zum Grafen Saurau."

„Na, Ihr Glück ist gemacht."

Die drei Herren gingen ab.

Der Verrath breitete fanglüstern seine Fledermausflügel aus.

20. Kapitel.

Frau von Poutet.

Und schon in manchem Herzen keimt der Tod,
Wenn auch die Wangen noch mit frischem Roth
Heuchelnd sich färben.
Es ringelt sich das Blatt, es bricht das Herz.
Sie reden beide nicht von ihrem Schmerz —
Sie sterben.

Die Sonne sinkt. Mit ihren braunen Flören
Verhängt mein Fenster allgemach die Nacht.
Es ächzen klagend sturmgewiegte Föhren. —
Das Käuzchen schreit, — der Träumende erwacht:
Er ist allein. Die schmeichelnden Gebilde
Versanken spurlos wie der Welle Schaum, —
Der Winter nur, der eisig das Gefilde
Umstrickt, und der des Lebens — sind kein Traum.

Gaudy.

In den Kreisen der höheren Gesellschaft treten mitunter Phänomene hervor, die durch einen seltenen Verein von Schönheit und Geist alles um sich her entzücken und in die Langeweile dieser Sphären plötzlich den Zauber geistiger Parfüme hauchen, die sich da immer am süßesten einathmen, wo die Luft rein vom Dunste niederer Sorge ist. Solch ein Phänomen war im Jahre 1793 für die Wiener Haute-volée eine Dame, die dort erst seit kurzer Zeit aufgetaucht, der aber auch diese kurze Zeit schon völlig genügt hatte, durch ihre Alles

besiegende Anmuth, durch ihre blendenden Reize und den hinreißenden Duft ihrer stets gedankenbeflügelten Unterhaltung alle Herzen zu erobern, die unter Sammt und Seide, unter Diplomatenrock oder besternter Uniform schlugen. Es war dies die junge Witwe eines als tapferer Officier jüngst vor dem Feinde gefallenen französischen Emigranten, Namens Victorin de Poutet. Was diese viel bewunderte und viel umworbene Dame für die meisten noch reizvoller machte, war ein ihr innewohnender dämonischer Zug, der oft ganz unvermuthet zum Ausdruck kam. Es konnte Einen ihr gegenüber mitunter anmuthen, als sähe man bei hellem Sonnenschein in einen spiegelklaren See, in dem muntere Fischlein ihre unschuldigen Spiele trieben und dann schien plötzlich aus diesem See eine nebelhafte Nixe emporzusteigen, die den Schleier finsterer Nacht über See und Land legte, indem sie dazu ein helles Hohngelächter ausstieß. Dies Hohngelächter meinte man oft dann am deutlichsten zu hören, wenn sie kein Wort sprach und ihre Lippen zu einem sonderbaren Flammenspiel ihrer veilchenblauen Augen nur so weltverachtend zuckten und sich zu einem Lächeln verzogen, in dem so viel Schmerz und doch auch wieder so viel Spott über den eigenen Schmerz lag.

Frau von Poutet hatte in der W....straße in Wien ein großes Haus gemiethet und hier einen Salon eröffnet, in dem sie fast den ganzen Adel der Residenz bei sich sah. Sie schien sich sehr hoher Protektion zu erfreuen, denn der Graf Saurau ging viel bei ihr ein und aus und der gewaltige Baron von Thugut hatte ihr den alten Franz Kolloredo als Werber um ihre Hand zugeführt und ihr, da man über ihre Abkunft eigentlich im Dunkel war, durch den berühmten flandrischen Wappenkönig Baydaels zur Beglaubigung edler irländischer

Herkunft, einen vertrockneten Stammbaum als Gräfin Folliot von Crenneville improvisiren lassen.

Die Sage behauptet, daß diese Dame damals auch eine nicht ganz unbedeutende politische Rolle gespielt habe. Nach der einen Version sollten ihre Cirkel ein Mittelpunkt für alle französischen kontrerevolutionären Bestrebungen gewesen sein, nach anderen Berichten dagegen wäre ihr Salon von Thugut und Saurau mit großem Geschick zur Auskundschaftung der öffentlichen und ganz besonders der Meinung der Aristokratie benutzt worden.

Bei der politischen Finesse jener beiden Männer läge letztere Vermuthung wohl am wenigsten außerhalb der Sphäre der Möglichkeit.

Diese Dame saß jetzt in der Abenddämmerung in einem ihrer prachtvollen Zimmer am Fenster und schaute träumerisch in das bunte Gewühl der sich treibenden und drängenden, halb von der einbrechenden Dunkelheit schon umschleierten Bilder der Straße hinab.

Von Zeit zu Zeit schien sie von plötzlicher Unruhe ergriffen zu werden. Dann sprang sie hastig auf, durchschritt wie im Fluge mehrmals das Zimmer, setzte sich aber nach einer Weile immer wieder auf ihren Sessel am Fenster.

Gedanken, Erinnerungen, Gefühle durchwogten das Innere der schönen Frau in seltsam ungestümem Gemisch. Der lächelnde Blumengarten ihrer Kindheit, das Paradies einer ersten Liebe, dann ein häßlicher Mißton, der zu den reinen schönen Bildern, an denen sich ihre Seele so gern erquicken möchte, gar wenig paßt, das alles schimmert und klingt in ihr räthselhaft-wirr, melodisch-unharmonisch durcheinander. In einer Frauenseele sind alle Kontraste möglich. Da wiegt

der Haß die Liebe und singt sie mit einem Lied von verrathener Treue ein. Da weint die Reue um verlorenes reines Glück, während dicht daneben der kalte Stolz die wilden aber süß duftigen Rosen frivoler Huldigungen lächelnd pflückt. Da blüht neben der bescheidenen unschuldigen Reseda der giftig prangende Fingerhut und zwischen ihnen spielen Tauben und Schlangen mit einander Versteckens. Einst war es in ihr nicht so, einst war sie harmonisch wie das fromme Geläute der Osterglocken, da küßten sich noch in ihr die zarten Genien, Liebe, Glaube und Vertrauen, und ihr ganzes Sinnen und Denken war eitel Veilchenduft. Aber dann kam der schnöde Frosthauch kaltüberlegten fremden Verraths, der riß ihr alle unschuldigen Frühlingsblüthen aus und da fabricirte sie sich aus den armen erstorbenen Blumen für ihr und Anderer Amüsement einen lustigen Geist von au de mille fleurs, und ein au de mille fleurs aus zerquetschten Frauenseelenblumen duftet süperbe.

Frau von Poutet erwartete jetzt Jemand.

Ihr Herz schlug von Minute zu Minute lauter.

Bei dem mindesten Geräusch, das von der Thüre herkam, schrak sie zusammen.

Da endlich hörte sie ganz deutlich das Nahen männlicher Schritte.

„Er ist's!"

Es klopft leise an die Thür, jetzt geht sie auf, und herein tritt — Hebenstreit.

Trotz der Dämmerung erkennt die Dame seine ihr so lieben Züge.

Sie fliegt ihm entgegen.

„Elsi, — Du hier Elsi?“ ruft Hebenstreit und prallt zurück.

„Bleib, einzig Geliebter!“

„O, warum ließest Du mich so geheimnißvoll hieher rufen, was mußtest Du so grausam sein, die alten tiefen Wunden so plötzlich wieder aufzureißen?“

„Es geschah nicht aus Eigensucht, es war Deinetwegen.“

„Meinetwegen?“

„Ja, Du wirst es bald genug erfahren. — Doch erst ein Wort für mich. Wie geht es meinem armen Vater?“

„Er ist todt. Ich habe ihm vorgestern selbst die Augen zugedrückt.“

Die Dame, vor der die Aristokratie Wiens auf den Knien lag, bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht und weinte heiße Thränen um den alten böhmischen Waffenschmied, ihren Vater.

„Er ist ohne Groll von Dir geschieden, auf dem Todtenbett, in seiner letzten Stunde, hat er noch für Dich gebetet!“

„Er hat für mich gebetet?“

„Ja, gebetet für sein einziges, verlorenes Kind, und das letzte Gebet eines Vaters ist ein heiliger Segenspruch. O Gott, er ahnte nicht, daß Du hier —“

„Verkenne mich nicht. Ich bin die Witwe eines französischen Emigranten, der unlängst gegen seine Landsleute focht und in den Reihen unserer Truppen den Heldentod gefunden hat. — Ich bin Frau von Poutet.“

„Wie, Du wärest diese mächtige Dame, die Perle der feinsten Gesellschaftskreise der Residenz, vor der sich Geburt und Reichthum beugen?“

„Frage nicht, wie ich es geworden, rühre nicht das

Schlangennest meiner Schmerzen auf, begnüge Dich mit der Thatsache, daß ich jene Dir dem Namen nach hinreichend bekannte Dame bin."

„Welche Räthsel!"

„Unser ganzes Dasein ist ein Räthsel. — Doch genug der Reflexionen! Die Stunde drängt, höre achtsam auf das, was ich Dir jetzt sagen werde, denn Du schwebst in größter Gefahr."

„Ich?"

„Du stehst an der Spitze einer geheimen Verbindung, deren Spur schon lange nachgeforscht wurde. Jetzt hat man sie entdeckt, man hat Akten, hat sichere Beweisstücke gegen Euch in Händen. Derselbe verruchte Helfershelfer des Fürsten L., sein Geheimsekretär, der mich entführen half, ist an Euch zum Verräther geworden. Schon streckt sich die Hand des Verderbens nach Dir aus, denn man will Opfer, weil man aus politischen Gründen Opfer braucht. Es gibt nur einen Weg zur Rettung für Dich, die augenblickliche Flucht. Es steht ein Wagen für Dich unten bereit, in dem Du Alles finden wirst, was Dir zu einem längeren Aufenthalt in fremden Landen von Nöthen. Gott, der mich sinken ließ, hat mir dadurch Mittel gegeben, Dich zu retten. Seine Fügung ist wunderbar. Komm, ergreife die Hand, die Dich vom Abgrund zurückzieht, folge mir!"

„Ich folge Dir nicht."

„So willst Du sterben?"

„Ich kann, ich darf nicht fliehen. Würde ja doch dadurch nur ich gerettet, nicht meine Gefährten, die mich zu ihrem Führer gewählt, die ihr ganzes Vertrauen auf mich gesetzt

haben. Ich habe ihnen Treue geschworen und werde meinen Schwur nie brechen."

„Und wenn ich mit Dir fliehe? Sieh, mein Geliebter, ich will, ich muß Dich retten, damit mein Lebensglück nicht umsonst zum Spielball eines Mächtigen dieser Erde gemacht worden ist. Und ich will ja nicht mehr Dein Herz, nicht Deine Liebe für mich besitzen, ich will nur bei Dir sein, Dir dienen, Dich in der Verbannung trösten —"

„O, daß ich diesen süßen Klängen lauschen dürfte! Aber nein, nein, Elsi, denke nicht daran, daß ich meinen Entschluß ändre. Das Wort eines Mannes muß ein Fels sein, der durch nichts verrückt wird, den man zerstören muß, um ihn der Stelle, wo er steht, abwendig zu machen. Ja, und ich werde zerbrochen werden, aber im Hochgefühl meiner treuesten Ueberzeugung."

„So laß uns wenigstens jetzt gleich, laß uns zusammen sterben. Sieh hier in dieser kleinen Phiole ist Gift für uns beide. Was willst Du dem Pöbel zum Gespött das Schaffot besteigen? Wie werden die Mächtigen lachen, wenn Du unter der Faust des Henkers endigst! O verdirb ihnen diese Freude! Man hat uns im Leben grausam von einander reißen können, wir werden im Tode ungetrennt sein. Komm, laß uns sterben!"

„Auch das wäre eine Flucht. — Nein, ich werde standhaft der Gefahr, die mir droht, entgegen gehen, ihr nicht entweichen, nicht vor ihr zittern. Das wollen ja eben die Gewaltigen nur, daß man vor ihnen zittert."

Elsi sank ihrem Freunde zu Füßen.

Er hob sie sacht wieder auf und fuhr fort:

„Und Du, Elsi, Du mußt leben, leben, damit Du, das Kind des Volkes, die zu Deinen Füßen liegen siehst, die das

Volk so gern mit Füßen treten. Beuge sie, demüthige sie, verhöhne sie, setze ihnen Deinen kleinen Fuß auf den stolzen Nacken, sei Du in Deinem Alles, nur nicht die Liebe zur Freiheit und die Treue in ihrem Dienst bezwingenden Zauber der rächende Dämon des geknechteten Volksgeistes. Laß diese Thuguts und Sauraus und Lehrbachs vor Dir tanzen, wirf ihre Karten auseinander, führe sie in ihrer Verblendung der nahenden Sündfluth entgegen, das wird mich auf dem Schaffot noch trösten!"

„Ich verspreche es Dir," hauchte Elsi.

„Und nun lebe wohl, Geliebte, jetzt hat der Tod keine Schrecken mehr für mich, der Tag der Vergeltung wird kommen! Lebe wohl, Du einzige Blume meines Lebens, berausche, verblende — unsere Feinde!"

21. Kapitel.

Die Jakobiner in Wien.

Alle Gewalt weicht der überlegenen Gewalt. Damit schwindet auch jedes bloß auf Gewalt gegründete Recht.

Anemonen.

So ist der Plebs, heute ruft er Hosiannah und Morgen schon: „kreuzigt ihn, kreuzigt ihn!"

Difficile est satyram non scribere.

Einige Tage später finden wir eines Abends wieder jene Gesellschaft behäbiger Spießbürger, die wir am 4. April 1790 im Prater kennen gelernt, in der Gaststube der damals sehr besuchten „Goldenen Gans" beisammen.

Da war der kleine dicke Herr von Schnadahupfl wieder, der liberale Schneider Hansjupp und alle die Uebrigen, nur der liberale Glückspilz Hackl fehlte. Unter diesen Herren, wie auch an den Tischen der übrigen Stammgäste, schien heute eine sonderbare Stimmung oder vielmehr Mißstimmung zu herrschen. Es wollte nirgend zu einem rechten Gespräch kommen, alles trank nur still vor sich hin und schwieg so beharrlich, als ob aus den Rocktaschen jedes Nachbars mindestens zwei Spione hervorsähen.

Es waren freilich Dinge vorgekommen, die genug zu denken gaben.

Gleich in der auf jenen Abend folgenden Nacht, wo Hebenstreit von Elsi vergeblich gewarnt worden, wurden er und die hervorragendsten Mitglieder seiner Illuminatenloge, sowie auch noch einige andere als sehr liberal bekannte Persönlichkeiten und endlich sogar der gänzlich harmlose Lebemann Hackl *) arretirt. Diese Verhaftungen hatten, was ganz in der Absicht Saurau's lag, ein ungeheures Aufsehen hervorgerufen. Um dasselbe jedoch noch zu erhöhen, verlautete in den ersten Tagen gar nicht ein Mal ein Gerücht darüber, weßhalb man es für nöthig gefunden habe, zu Verhaftungen zu schreiten. Dagegen erhielt das Militär Befehl, alle Posten, welche vorher wegen der schwachen Besatzung unbesetzt waren, sogleich wieder zu beziehen. Die Stadtthore wurden, was vielleicht seit einem Jahrhundert nicht mehr geschehen war, ausgebessert und wieder sorgfältig zum Verschließen eingerichtet. Kurz, es gewann ganz das Ansehen, als ob man sich gegen eine vor den Thoren stehende Armee in Vertheidigungszustand setzen wollte, oder als ob ein ganzes Rebellenheer bereits gegen die Hauptstadt im Anzuge wäre. Mehrere Tage gingen darüber hin, ohne daß die Wiener wußten, was dies denn eigentlich vorstellen solle. Endlich ließ die geheime Polizei das Gerücht ausbreiten, die Verhafteten seien sammt und sonders Jakobiner gewesen, die mit nichts Geringerem umgegangen wären, als eine furchtbare Revolution ins Werk zu setzen. Schon sei dieselbe auf dem Punkte gewesen, loszubrechen, da habe die Vorsehung dem Grafen Saurau gerade zu rechter Zeit noch die entsetzliche Verschwörung ent-

*) Ueber die Arretirung des unschuldigen Vielfraßes Hackl war damals ganz Wien am meisten erstaunt. Seine Verhaftung schreckte mehr, als die aller Uebrigen und das sollte sie wohl nur bezwecken.

decken lassen. Bald traten diese Gerüchte noch detaillirter auf. Der Plan der angeblichen Verschwörung, die sich durch alle Klassen der Gesellschaft und durch alle Provinzen erstrekken sollte, hieß es, sei gewesen, eine demokratische Konstitution einzuführen. Hauptmittel habe dabei ein Angriff auf die kaiserliche Familie und der Anfang der Volksbewegung ein Brand auf den ungeheuren Holzstätten sein sollen, auch hätten die Jakobiner die Schlagbrücke durch in die Pfosten eingelassenes Pulver in die Luft sprengen wollen, um die Verbindung der Leopoldstadt mit der Stadt zu hemmen. Ebenso sei es im Werk gewesen, alle Schuldbücher zu vernichten, um dadurch einen großen Anhang im Volke zu gewinnen. Die Revolution habe unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit" ausbrechen und dabei der hohe Adel und die reichen Bürger, welche aristokratisch gesinnt seien, ermordet werden sollen. Der Jakobinerprozeß hatte bereits begonnen und ward mit großem Geheimniß geführt.

Als nun unsere guten Freunde aus dem Prater schon manches Seidel schweigend geleert, da brach endlich der wakkere Schnadahupfel, dem diese verhängnißvolle Stille schon fast das Herz abdrückte, das allgemeine Schweigen mit dem seufzenden Ausruf:

„Wer hätte das nur unserem guten Hackl, der doch stets ehrfurchtsvoll von der Regierung sprach, zugetraut, daß auch er unter die Rotte Kora der Jakobiner gehöre!"

„Ja," erwiderte einer aus der Gesellschaft, „man sieht es manchem an seinem Gefieder nicht an, was er für ein Vogel ist."

„Ich wollte nichts sagen," fuhr der würdige Handschuhmacher in seinen düsteren Betrachtungen fort, „wenn man

etwa den Herrn von Hansjupp hier eingesteckt hätte, der ja immer so ein halber Jakobiner war . . —"

„Da bitte ich gar schön," protestirte fast ängstlich der Schneider, „ich bin immer einer der allergetreuesten Unterthanen Sr. Majestät gewesen. Ihr thut mir sehr Unrecht, wenn Ihr mich einen halben Jakobiner nennt."

„So waret Ihr vielleicht ein ganzer!" rief eine Stimme von einem anderen Tisch herüber, der ein allgemeines Gelächter folgte.

„Ich bitte Sie, meine Herren," rief Hansjupp jetzt mit wahrhaft kläglichem Tone, „machen Sie mich nicht muthwillig unglücklich, ich bin Familienvater . . . . ."

„Ja, es ist wirklich nicht zu spaßen," lenkte der Handschuhverfertiger wieder ein, „übrigens muß ich sagen, daß unser Hansjupp wirklich ein loyaler Mann ist, der nur mitunter ein allzuloses Maul hatte. Jetzt wird's ihm aber schon vergehen. Wäre er übrigens ein Jakobiner, so hätte ihn die Polizei gewiß beim Zopf genommen, denn die weiß, was sie weiß; den Hackel, dem's Niemand zugetraut, daß er ein so gottloser Kerl sein könnte, den hat sie richtig gleich herausgewittert. Der war aber still und sprach nie ein Wort von Politik und that, als ob er sich für nichts auf der weiten Welt, als für Essen und Trinken interessire. Ja, stille Wasser sind tief. Es hat ihm aber doch seine Verstellungskunst, so groß sie war, nichts geholfen. Ja, unsere Polizei, die kennt ihre Leute und weiß sie heraus zu holen. Hunde, die bellen, beißen nicht, nicht wahr, Meister Hansjupp! Aber solche gefährliche Leute, die sich aus lauter Verschwiegenheit eine rothe Nase antrinken, das sind die Jakobiner, die im Finstern schleichen. Na, ich möchte nicht in ihrer Haut stecken, denn an's Leben

wird's ihnen gehn. Wir brauchen Ruhe und Ordnung und keine Leute, die Einem das sauer verdiente Vermögen wegnehmen und Einem dann noch obendrein den Kopf abschneiden lassen."

„Ja, wir brauchen Ruhe und Ordnung!" riefen mehrere der guten Spießer.

„Wer weiß übrigens," warf ein Anderer dazwischen, „ob schon alle Jakobiner unter Dach und Fach sind. Ich glaube, es laufen ihrer noch immer genug herum, die nicht an einen Gott glauben und allen Besitzenden an die Kehle wollen."

„Ja," meinte noch ein Anderer, „ich weiß mich auf eine Menge zu besinnen, die immer gar sehr verwegene Reden geführt haben. Das waren gewiß Jakobiner."

„Na, die werden schon daran kommen!" rief Hansjupp, der sich wieder in der Achtung seiner Mitbürger als „Gutgesinnter" herstellen wollte. „Die Polizei hat nur jetzt alle Hände voll zu thun. Wir müssen ihr Dank wissen, daß sie das vollbracht, das Andere wird schon noch nachkommen."

„Das glaube ich auch."

„Es soll ja übrigens die entdeckte Verschwörung sehr weit gehen."

„Ja, in allen Provinzen sollen auch solche Frevler gewesen sein."

„Besonders in Ungarn."

„Aber auch hier muß noch so Mancher gefischt werden, denn die Verschwörung soll durch alle Kreise gegangen sein."

„Ja, sogar Mozart soll darin verwickelt gewesen sein."

„Mozart?"

„Es ist schade, daß er schon todt ist, denn er muß ein Hauptrebellant gewesen sein."

„Warum nicht gar, der große Meister der Kunst ein Rebelle? Das wäre doch erst zu beweisen."

„Er hat, wie es heißt, durch seine Zauberflöte Wien für die Revolution vorbereiten wollen."

„Na, nun hört auf, das klingt doch zu albern!"

„Und doch ist es wahr. Ihr habt die Zauberflöte blos halt nicht verstanden. Der ganze Text derselben ist eine allegorische Verherrlichung der französischen Revolution, in welcher Pamina die Freiheit, Papageno die Aristokratie, die Schlange das Deficit, Sarastros Priester aber die Nationalversammlung bedeuten. *)

„Das ist wirklich möglich."

„Ja, jetzt kommt mir's auch plausibel vor."

„Wer hätte das denken sollen?"

„O dieser Mozart! Auch er ein Jakobiner! Wem soll man da noch trauen?"

„Niemand, Gevatter, Niemand. Die Welt ist jetzt zu schlecht, es wird wohl nächstens wieder ein Mal eine Sündfluth kommen."

„Behüte Gott!"

„Na, ich freue mich nur auf das schöne Schauspiel, wann die Jakobiner gehangen werden!"

So und ähnlich unterhielten sich die wackeren Bürger in der Goldenen Gans.

*) In der 1795 veröffentlichten: „Geheimen Geschichte des Verschwörungssystems der Jakobiner in den österreichischen Staaten" wird diese an Wahnsinn streifende Behauptung mit großem Ernste vorgetragen.

22. Kapitel.

Vater und Tochter.

Der eigne Vater liefert kalt sein Kind
In eines Fremden Arme, den es haßt.
Hermannsschlacht.

In einem der Prunkgemächer ihres väterlichen Palastes in Pest saß eines Nachmittags die junge Gräfin Maria Sz . . . y vor einem Stickrahmen, an dem sie sehr emsig beschäftigt schien. Aber weit lebhafter, als ihr weißes Händchen, das den zarten Stramin mit künstlichen Blumen überkleidete, war ihr kleines, lautpochendes Herz, war ihr feuriger Geist, in dem heute Gedanken ein- und ausflogen, wie in einem Taubenschlag.

Eine sichtbare Unruhe durchzuckte ihr ganzes Wesen.

Und wahrhaftig, sie hatte Ursache genug sich zu beunruhigen und manches andere Mädchen würde wohl an ihrer Stelle kaum noch so viel Fassung sich gerettet haben, als es ihr, wenigstens für den Augenblick, gelungen war. — Seit mehreren Tagen logirte in ihrem Hause ein hoher Herr vom Wiener Hofe, der bei ihrem Vater, wahrscheinlich nur aus politischen Rücksichten, um ihre Hand angehalten hatte. Graf Sz . . . y, dem durch diese Heirath eine Fülle von Glanz und Einfluß zuwinkte und der, wie so viele Ungarn, durch nichts als eben

nur durch Glanz und Ehren zu bestechen war, war schnell für diese Verbindung gewonnen worden. Da er aber den etwas sehr selbstständigen Sinn seiner einzigen Tochter kannte und auch ziemlich genau wußte, daß sie lieber, wenn es ihr gerade einfiele, in die Donau springen, als in eine Heirath willigen würde, die ihr nicht zusagte, so hatte er den Werber um die Hand Marias direkt an diese gewiesen. Hätte der Wiener Herr nun nicht gleich im vollen Hochgefühl seiner Unwiderstehlichkeit eine zu scharfe Attaque auf das vermeintlich unbewachte Herz der Komtesse gemacht, so würde er sich wahrscheinlich eine Blamage erspart und höchstens einen graziösen aber nicht ganz unfreundlichen Korb davon getragen haben. So aber trieb ihn sein böser Dämon, Maria vor allen Dingen zu versichern, wie glücklich er sich schätze, daß ihr Vater nichts dagegen einzuwenden wissen werde, wenn sie ihm zum Altare folge. Hierauf hatte er aber sofort die folgende energische Antwort erhalten: „Wollen Sie mein Herz, so thut es mir leid, Ihnen versichern zu müssen, daß dasselbe bereits das Schicksal hat, vergeben zu sein. Wäre es aber auch frei, oder sollten Sie vielleicht, wie das mitunter vorkommt, weniger auf das Herz, als auf die Hand reflektiren, so müßte ich Ihnen doch mit Bedauern gestehen, daß ich zu sehr Magyarin bin, um ohne Noth Wiener Hofdame werden zu wollen. Die seit Maria Theresia oft gehandhabte Politik, edle ungarische Familien dadurch zu zähmen, daß man sie mit dem Adel jener Provinzen verschwägert, der seine Stammsitze bei seinem Volke mit der Wiener Antichambre vertauscht hat, ist durchaus nicht nach meinem Geschmack und werde ich mich selbst daher ihr am allerwenigsten zum Opfer bringen.“

Der auf so kategorische Art zurückgewiesene hochstehende

Kavalier hatte sich natürlich sogleich an den Vater dieser ungezähmten Widerspänstigen gewandt, um sie durch einen Machtspruch nichts desto weniger unter das von ihr so sehr perhorrescirte Ehejoch zu bringen. Graf Sz . . . . y hatte ihm in der That versprochen, alles Mögliche anwenden zu wollen, um die Sprödigkeit Marias besiegen zu helfen und derselben in Folge dessen angekündigt, daß sie ihn diesen Nachmittag in ihren Gemächern zu einem Zwiegespräche erwarten möge.

Jetzt saß Maria in großer Spannung in ihrem Empfangszimmer und harrte fest entschlossen, aber doch nicht ohne Beängstigung dem Erscheinen des, wie sie wußte, über ihr Auftreten bereits erzürnten Vaters entgegen.

Nachdem sie wohl länger als eine Stunde schon gewartet hatte, erschien derselbe endlich, aber nicht etwa mit einem zorngerötheten Gesicht, auf das sie sich vorbereitet hatte, sondern mit Mienen, in denen sich vor allen Dingen ein freundliches, väterliches Wohlwollen abzuspiegeln schien.

Graf Sz . . . . y setzte sich gleich nach der ersten recht herzlichen Begrüßung neben sein starrköpfiges Töchterchen und hub mit sanfter Stimme und unter Beihilfe eines gewinnenden Lächelns mit der ganzen Kunst eines Diplomaten an:

„Liebe Maria, was hast Du kleiner, schlimmer Trotzkopf mir heute für einen Streich gespielt! Wenn Du den Herrn, der um Dich warb, auch nicht anders als abschlägig bescheiden wolltest, so hättest Du doch wenigstens eine freundlichere Form suchen sollen, in der Du ihm dann immerhin hättest sagen mögen, daß Du Deiner Ansicht nach nicht für ihn paßt."

„Das würde ich ganz gewiß gethan haben," erwiderte Maria sanft, „wenn er nicht gleich mir gegenüber die Haltung angenommen hätte, als ob es eigentlich eine ganz überflüssige

Ceremonie sei, wenn man mich heirathen wollte, erst noch bei mir selbst anzufragen. Selbst, wenn ich mich lebhaft für ihn interessirte, so würde ich nach solch einem Debüt seinerseits, ihm diese Zurechtweisung nicht haben ersparen können."

„Aber Du interessirst Dich wohl bis jetzt noch nicht für ihn?"

„Nein."

„Das würde sich aber doch mit der Zeit vielleicht noch machen."

„Nein."

„Warum ein so bestimmtes „Nein." Kein Mädchen kann wissen, ob sie sich nicht übermorgen sterblich für den interessirt, den sie vorgestern noch verabscheut hat. Das sind ja Alles nur Grillen! Fragt eine junge Dame von Geburt etwa vor dem Eingehen einer Ehe, ob sie ihren künftigen Gemahl liebt oder nicht? Sie reicht dem Manne, den ihr die Konvenienz, die Beziehungen und Interessen ihrer Familie bestimmen, die Hand und damit ist alles abgethan. Liebe? Was heißt denn Liebe? Kater und Dichter besingen sie um die Wette, vernünftige Leute lächeln darüber. Sage mir also, mein vernünftiges Kind, sage mir aufrichtig, weshalb Du nichts von dem Manne wissen willst, durch dessen Verbindung mit Dir der Glanz unserer Familie noch erhöht werden würde?"

„Weil ich bereits eine andere Wahl getroffen habe."

„Eine andere Wahl?

„Ja!"

„Und wen hast Du erwählt, wenn ich fragen darf?"

„Den jungen Martinovič."

„Wie, den Neffen des Abtes Martinovič, diesen unruhigen Geist, der bei allen waghalsigen Unternehmungen immer mit voransteht?"

„Allerdings diesen feurigen Patrioten, dies treue und muthige magyarische Herz."

„Das nie an Deiner Seite klopfen wird, denn zu einer Verbindung mit diesem Manne, der vielleicht noch einmal als Rebell endet, werde ich nie meine Einwilligung geben."

„Ich aber werde ihm nie untreu werden. Ueberdies dachte ich, Du seist ein Patriot ganz von demselben Schlag wie er, die eines Tages Rebellen genannt werden können."

Die Lippen des Vaters Marias zuckten.

„Was weißt Du davon?" rief er zornig. „Ich liebe mein Vaterland wohl mehr als all die Tollköpfe, die es so leicht ins Verderben stürzen können. Ich will von keinem Aufstand etwas wissen, wie diese Leute."

„Vielleicht seit ein Wiener Kavalier bei Dir um die Hand Deiner Tochter angehalten hat!"

„Schweig!" herrschte der Graf ihr immer zorniger werdend, zu.

„Nein, ich schweige nicht. Wenn Du auch der Sache Ungarns untreu wirst, Deine Tochter wird es nicht, ebensowenig als ihrer Liebe. Ich werde mir im Nothfall mit Gift oder Dolch die Freiheit meiner Entschlüsse zu wahren wissen, denn ich will lieber todt als Sklavin sein."

„Auch lieber verflucht?"

„Du wirst mir nie fluchen, wenn ich wie eine echte Ungarin handle!"

Ohne Antwort, aber ganz bestürzt verließ der Graf das Gemach seiner Tochter.

---

23. Kapitel.

Beim Abt Martinovič.

Die eh'rne Stunde der Entscheidung naht,
O könnt ich ihr mit meines Willens Kraft
Windschnelle Flügel geben. — Ist die That
Lebendig erst, gehöret schon dem Schwerte,
Dem offnen Kampf das offne Thun, — o dann
Kenn' ich kein Bangen. Doch so lange sie
In der Geburt liegt, nur im Geist bereitet
Und vor des Tages Licht verborgen, scheu,
Ein Dämmerschatten des erst Kommenden,
Sich heimlich schleicht, — dann bebt das stärkste Herz
Oft von des Zweifels Giftzahn angegriffen.

Hermannsschlacht.

Am Abend dieses Tages finden wir den Abt Martinovič in demselben Hause in Pest wieder, in dem wir ihn zuerst im Gespräch mit seinem Neffen kennen gelernt haben. In einem geräumigen Gemach sehen wir ihn an der Spitze einer langen Tafel sitzen, um die noch an zwölf andere Männer, von denen wir einige, als die Grafen Zaghvagy und Korláthköy, sowie den jungen Martinovič, sogleich wieder erkennen, Platz genommen haben. Von den übrigen Anwesenden wollen wir nur den Grafen Scigray und die Kavaliere Hagnocy, Laczkovich und Scentmaryay namhaft vorführen. Bei dem Scheine einer einzigen Ampel, die ihr mattes Licht von der Decke herunter auf die Anwesenden warf, traten nur Scigrays

energische Züge und herkulische Gestalt unter den uns noch nicht bekannten Herren hier drastisch hervor. Sie waren Alle unter einander in sehr ernstem aber auch in sehr lebhaftem Gespräch begriffen, aus dem die Worte: „Freiheit,“ „Unabhängigkeit,“ „Zeit zum Handeln,“ „Gefahr des Vaterlandes“ und Aehnliches öfters am lautesten hervorklangen.

Auf ein Mal bat der ältere Martinovič um Gehör und sagte dann mit nicht eine Spur von innerer Bewegung verrathender, fast majestätischer Stimme:

„Vor allen Dingen, meine Herren, bin ich Ihnen eine kleine Mittheilung schuldig. Unsere Freunde in Wien sind entdeckt und sämmtlich verhaftet worden und man ist jetzt auch unserer Verbindung in Ungarn auf der Spur.“

Lautloses Entsetzen bemächtigte sich aller übrigen Tischgenossen, — doch nur eine Weile, dann bestürmten Alle den Abt auf's heftigste, ihnen weitere Aufklärungen hierüber zu geben.

Während Martinovič aber diesen Bitten entsprach, schlich sich das Verhängniß an die hier Versammelten näher heran, als sie Alle ahnten.

Das Haus, in dem der Abt Martinovič mit seinen Freunden zu wahrscheinlich nicht ganz unverfänglicher Verhandlung beisammen war, stieß nämlich mit seinem Hintergebäude an die Donau.

Auf der Donau aber näherte sich ihm jetzt in einem Fischerkahne ein Mann, der, ein seltsam kühner Abenteurer, von der zweiten Theilung Polens bis zur Vermählung Maria Louisens mit Napoleon in Oesterreich eine nicht minder einflußreiche und fast unglaubliche Rolle gespielt hat, als in anderen Kreisen und Beziehungen, der ihm geistverwandte Kasanova.

Es war dies Karl Friedrich Glave Kolbielsky, ein masurischer Edelmann, auf dessen interessante Lebensgeschichte wir noch ein Mal näher zurückkommen werden. Kolbielsky war klein und elegant von Statur, von unverwüstlicher Lebenskraft und Gesundheit. Sein Gesicht war weniger schön und regelmäßig, als interessant. Aber die vage Wildheit im Blick, der Grimm in den Mundwinkeln, sein scharzgalliger Teint und seine hastigen Bewegungen, kennzeichneten an ihm sehr bald den Charakter, der, wie Thugut, weder Tugend noch Laster, sondern nur Mittel kannte. Dieser Mann hatte, obwohl er kaum ein Dreißiger war, doch schon ein brausendes, schäumendes Leben hinter sich. Gefahren waren ihm Bedürfniß, Intriguen des Daseins höchste Würze, geheimnißvolle, schwierige Missionen eine gesuchte und geliebte Abwechslung.

Auch jetzt befand er sich auf einer geheimnißvollen, schwierigen Mission. Thugut hatte ihn abgesandt, um die verdächtigen Umtriebe einiger ungarischen Edelleute zu erkundschaften, und Kolbielsky, der Land und Leute immer sehr bald durchschaute, brauchte nicht eben lange Zeit, um seinem Wilde auf die Spur zu kommen. Er hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß diesen Abend bei Martinovič eine Versammlung der angesehensten Malkontenten sein werde und beeilte sich, dieselbe zu belauschen.

Eben jetzt langte er an der Hinterseite des Hauses an, in dem die Verschworenen sich befanden. Waghalsige Abenteurer sind oft vom Glück mehr begünstigt, als die hochherzigsten tapfersten Helden. So fand er denn auch jetzt, daß ein Fenster, das nach der Donau hinausging, offen war. Er befestigte unten an der Mauer, so gut als es gehen wollte, seinen Kahn und kletterte dann an der leichtzerbröckelnden,

vielfach lückigen Mauer in die Höhe, wie eine Katze, schwang sich durch das Fenster, und war im Hause derer, deren geheimnißvolle Pläne er belauschen wollte. Das Gemach, in welches er zunächst gelangte, war dunkel und fast aller Geräthschaften entblößt. Er tastete sich zurecht, horchte eine Weile und öffnete dann leise die Thür. Diese führte in einen Gang und dieser nach dem Saal, in dem die Malkontenten sich beriethen. Jetzt vernahm er auch bereits lautes Reden, ja er erkannte die ihm wohlbekannte Stimme des Abtes Martinovič.

Gleich darauf stand er horchend und den eigenen Athem zurückhaltend an der Saalthür.

Eben hielt der Abt eine längere Rede.

„So lange," sprach er, „unser Adel fast ausschließlich nur feudale Ziele verfolgte, that es mir leid, mich nicht zu denen zählen zu dürfen, die sich damals schon ungarische Patrioten nannten. Um für Ungarn wirken und dem theuren Vaterlande nützen zu können, ging ich deshalb unter Kaiser Josef II. nach Wien und war von ihm nicht ungern gesehen.*) Nach seinem Tode kehrte ich nach Ungarn zurück. Damals gährte hier alles und ein Aufstand schien mit Sicherheit bevorzustehen. Aber noch fand ich Alles zu einem sicheren Gelingen viel zu unreif. Ich half ihn daher verhüten und glaube damit der heiligen Sache des Vaterlandes gerade den größten Dienst geleistet zu haben. Als diese Gefahr beseitigt war, eilte ich wieder nach Wien, befreundete mich mit Leopold II. und hatte die besten Aussichten, durch seine eigene freie Initiative, Ungarn und das ganze Reich in eine neue Aera gesunder,

*) Dies ist faktisch. Kaiser Josef II. fand an dem durch und durch freisinnigen Martinovič großes Gefallen und ließ sich oft und gern von ihm über Ungarn erzählen.

freiheitlicher Entwicklung gelenkt zu sehen. Leopold meinte es redlich, das habe ich einst in einer Stunde erfahren, wo durch meine Unvorsichtigkeit einer seiner treuesten Diener, der Ihnen zum Theil wohlbekannte Sybel, um's Leben kam. — Aber Leopold starb plötzlich dahin und mit ihm meine letzte Hoffnung auf einen friedlichen Vergleich. Die Leute, die jetzt in Wien über die Entschlüsse des jungen Kaiser Franz influiren, wollen den starren Absolutismus; sie wollen ihn auch für Ungarn. Eben deshalb stimme ich jetzt ohne Rückhalt Ihrem Plane, Ungarn als selbstständiges Reich von Oesterreich loszutrennen und den Palatinus Alexander Leopold, wenn er will, auf den Thron zu heben, vollständig bei."

In diesem Moment ward die Rede Martinovič's durch ein eigenthümliches Geräusch, wie als wenn eine Messerklinge klirrend auf einen Steinboden fällt, unterbrochen.

„Was ist das?" riefen Alle und mehrere eilten auch schon der Thür zu, die in den Gang führte, wo Kobielsky lauschte, dem ein Dolch, den er stets bei sich zu tragen pflegte, als er sich um besser zu hören, noch mehr gebückt hatte, aus der Brusttasche geglitten war. Sabald Kolbielsky vernahm, daß man diesen Fall im Saale gehört hatte und auf die Thüre zustürzte, flog er hastig davon.

Seine eiligen Schritte wurden im Saal wieder von Einigen vernommen.

„Verrath! Verrath!" rief jetzt Alles wirr durch einander!

Aber schon hatte der junge Martinovič die Thüre geöffnet. Von den Uebrigen gefolgt, eilte er dem flüchtigen Lauscher nach, von dessen Einholung das Leben ihrer Aller abhing.

„Er kann nicht entkommen!" rief er dabei den Andern zu, „von hier gibt es keinen Ausweg."

Kolbielsky war unterdeß in das Gemach gelangt, in welches er zuerst vorhin durch das eine Fenster eingestiegen war.

Seine Verfolger waren ihm dicht auf der Ferse, es galt einen raschen Entschluß zu fassen. Aber schnell war er wieder besonnen und stürzte sich durch das Fenster in die Donau hinab.

„Er hat sich in die Donau gestürzt!“ rief Zaghvaghy, „wehe uns, wenn er sich rettet.“

Da, im Nu blitzten wohl an 6 bis 10 Pistolenschüsse dem Flüchtling nach.

Jetzt ward auch Licht herbeigebracht. Man sah deutlich, wie unten ein Mann mit krampfiger Hast die Fluthen zertheilte und der Mitte des Flusses zuschwamm.

„Seid ruhig!“ rief Graf Szigray, indem er eine Pistole anlegte, „ich habe noch niemals in meinem Leben fehl geschossen.“

Gleich darauf krachte sein Schuß.

Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war der flüchtige Schwimmer verschwunden.

„Beste lélek Karaffia! er ist todt, möge er den Hechten und den Karpfen der Donau recht gut schmecken!“

24. Kapitel.

Im Kerker.

Schwebt die Zeit als Schatten jetzt
Wolkenhoch vor Deinen Blicken,
Wird sie bald vielleicht als Netz
Deine Füße dicht umstricken,
Wie als Flügel sie geschwungen
Erst den Adler himmelwärts
Und als Pfeil ihm dann gedrungen
In das stolze Herz.

Dräxler Manfred.

In einem schaurig finstern Kerker, in den nie ein Funke des Tageslichtes niedergleitet, sitzt der an Händen und Füßen schwer gefesselte Hebenstreit, der heute sein Todesurtheil vernommen hat, das ihm nur noch eine Nacht zu leben vergönnt. Er ist der einzige der Wiener Jakobiner, den so hartes Los trifft, die Uebrigen waren zu ewiger Haft auf der Bergfeste Munkacs verurtheilt worden. *) Auch er wäre vielleicht nicht zum Tode verdammt worden, wenn er, wie man von ihm

*) Von ihnen stand, wie die „Ephemeriden der Menschheit" berichten, der Baron Riedel, bevor er ins Gefängniß abgeführt ward, wegen crimen laesae majestatis am Pranger. Als Bonaparte im Frieden von Campo Formio 1797 die Befreiung der in Munkacs Gefangenen erwirkte, hatte Behandlung und Klima schon mehrere derselben aufgerieben. Der Umstand, daß sich Bonaparte für die Leute interessirte, ist jedenfalls seltsam und läßt fast auf eine wirkliche frühere Verbindung derselben mit Frankreich schließen.

verlangte, seine Verbindung mit den ungarischen Malkontenten, über welche nur er selbst Aufklärung geben konnte, hätte verrathen wollen. Dies that er aber nicht. Er wollte lieber sterben, als sich das Leben durch Verrath an denen erkaufen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hatten. Hebenstreit allein hatte auch in der That wohl nur größere Pläne verfolgt, von den übrigen Verhafteten dürfte wohl keiner jemals für die Ruhe des Staates sonderlich gefährlich geworden sein.

Ueber den ganzen damaligen Jakobinerproceß schwebt ein geheimnißvolles Dunkel und die verschiedenen Vorgänge dabei öffnen einen weiten Spielraum für allerhand Vermuthungen. Sonderbar war es gewiß, daß die geheime Polizei selbst, ohne daß ein anderer gerichtlicher Kommissär zugezogen wurde, die Voruntersuchung führte, daß sie erst dann, als der Proceß eingeleitet und von ihr selbst zur Kriminaluntersuchung geeignet erklärt wurde, eine Kommission von zwei Magistratsräthen niedersetzte, welcher der Adjunkt des Präsidenten der Polizeihofstelle, der Graf Saurau, stets in eigener Person präsidirte, daß sie demzufolge Kläger und Richter vorstellte, während ihr nach den Gesetzen doch wohl nur die Obliegenheit des ersteren zugekommen wäre.

Diese Kommission nun prüfte die Anklage der Polizei, die Beweise und die Verhörprotokolle, in welcher Weise? Darüber ist wieder nichts Genaues bekannt, denn nach Beendigung des Processes mußten alle Akten, Verhörprotokolle, Zeugenaussagen 2c., welche man sonst, der Ordnung gemäß, in dem Archive des Kriminalsenats offen aufbewahrt, versiegelt bei der geheimen Polizei niedergelegt werden. Interessant ist jedenfalls, was in einem Memoirenwerk über die Art der bei diesem Processe vorgenommenen Verhöre geschrieben steht.

Nachdem der Angeklagte nämlich fünf oder sechs Wochen verhaftet gewesen war, wurden ihm über seinen Namen und Stand seines Vaters, den Ort seiner Geburt, sein Alter, seine Religion u. s. w. Fragen vorgelegt. Dieses Verhör dauerte bei Manchen mehrere Tage, ohne daß die eigentliche Ursache der Verhaftung des Angeklagten berührt wurde. Nachdem wieder einige Tage verflossen waren, fragte man ihn endlich, ob er wisse, warum er eingezogen worden sei. Gab dann der Inquisit zur Antwort, dies sei ihm nicht bekannt, und er wünsche und hoffe, daß er es jetzt von seinem Richter erfahren werde, so hieß es, man werde ihm Schreibmaterialien geben, damit er selbst zu Papiere bringen könne, was er verbrochen habe. Erwiderte der Unglückliche, er sei sich keines Verbrechens bewußt, könne also auch weder mündlich noch schriftlich irgend etwas gestehen, so bedeutete man ihm, er solle sich nur recht besinnen, so werde ihm schon etwas einfallen. Auf die Einwendung, daß die Gesetze keinen Angeklagten verbinden, sein eigener Ankläger zu sein, und demselben nur gebühre, sich gegen das angeschuldigte Verbrechen zu vertheidigen, oder es zu gestehen, gab man zur Antwort, Inkulpat habe dem Gerichte keine Form vorzuschreiben, wie es verfahren müsse; wolle er nicht sagen, was er verbrochen habe, so werde seine Strafe nur härter ausfallen; denn gestraft werde er auf jeden Fall werden, er möge bekennen oder nicht.

Diese Abweichungen von aller rechtlichen Form, sagt weiters jene Aufzeichnung, diese nach der (damals) in Oesterreich bestehenden Kriminalgerichtsordnung illegale Kommission, bei der Graf Saurau, dem es gar nicht zukam, präsidirte, erweckten den Verdacht, als sei man seiner Sache doch nicht so ganz sicher gewesen, weil man dieselbe sonst wohl dem gewöhnlichen

Verlaufe überlassen haben würde. Es gewann den Anschein, als habe Graf Saurau *) durch sein Präsidium verhindern wollen, daß die Untersuchung einen anderen Ausgang nehme, als er und Herr Thugut wünschten.

Selbst Hebenstreits Schuld war nicht ganz positiver Natur. Er hatte allerdings gefährliche Verbindungen unterhalten und in seinem überreizten Idealismus wohl mitunter die Möglichkeit einer Erhebung zu Gunsten einer Konstitution erwogen. Allein von diesen Träumen und Erwägungen bis zur Hervorrufung einer Revolution war es doch noch sehr weit.

Jetzt war das Urtheil über ihn gesprochen. Seine Richter hatten seinen Willen für die vollendete That angesehen und seine schwärmerischen Träume als wirklichen Hochverrath zu bestrafen für gut befunden. Jetzt stand der blühende junge Mann plötzlich an der Schwelle des Grabes, das sich gähnend vor ihm aufthat, während er sich doch noch so kräftig, so gar nicht todesmatt und alterssiech fühlte.

Selbst der Todeskranke will nicht sterben. Wie erst muß der Tod furchtbar an den herantreten, der ihn wohl und munter durch die Hand des Henkers erhalten soll.

---

*) Auch das, was Hormayr darüber sagt, klingt eigenthümlich genug. „In den Tagen der Jakobinerriecherei," sagt er, „fragte man bloß: Also ist er Gelehrter? hat er schon was drucken lassen? schreibt er öfters Briefe in's Ausland??" — Mit der Bejahung war die Surveillance (in der Kunstsprache das „Zopfanhängen," das auf Schritten und Tritten überall Begleiten und überall Bewachen) entschieden. Wie könnte dann aller Verdächtigungsgrund fehlen? wie zuletzt Worte gereizten Unwillens? und wie leicht ist es dann (wie Vansen in Egmond sagt) hinein alles Beliebige zu verhören, wo man nicht heraus verhören kann?? Wie oft scherzte Saurau, die Haupttriebfeder der Conspirationsfabrik von 1794—95, darüber, daß sein Freund Born (der große Naturforscher, der Juvenal der Josefinischen Periode) durch den Tod „ihm entronnen sei!" Sogar die Vieharzneikunde war kein sicherer Boden, die Verbannung Wolstein's beweist es."

Die Natur ist immer milder, als die Menschen. Auch sie verurtheilt zum Tode. Aber sie verhüllt wenigstens das nahe Grab vor unseren Blicken bis zum letzten Augenblick noch mit den Blumen der Hoffnung, sie sagt nicht: „morgen um die so und sovielte Stunde wirst Du sterben.“ Sie läßt meist, selbst auf dem Todtenbette, den unheimlichen Sensenmann unerwartet plötzlich an uns heran treten.

Anders der Mensch und die menschlichen Einrichtungen. Da wird dem armen Sünder, dem man den Faden des Lebens plötzlich abschneiden will, die furchtbare Muse vergönnt, die Minuten zu zählen, bis er zum letztenmal Athem schöpfen wird. Das ist nicht ein Tod, das sind hunderttausend Tode.

Und doch gibt es noch immer so viele Vertheidiger der Todesstrafe. Nicht die Richter, wohl aber diese Glorificirer eines Aktes, gegen den sich das gesunde Menschlichkeitsgefühl auf's tiefste empört, verdienten einen Arzt, der sich in ihren letzten Stunden mit der Uhr an ihr Bett stellte und ihnen mit furchtbarer Ruhe alle fünf Minuten zuriefe: „jetzt, mein Lieber, haben Sie noch so und so viele Stunden und Minuten zu leben, amüsiren Sie sich also noch so viel, als es geht, am Luftschnappen, denn der ganze Spaß ist bald vorüber!“

Allerdings zitterte und bangte Hebenstreit nicht wie ein gewöhnlicher Verbrecher, dazu war seine Seele zu groß angelegt. Aber doch zog das Leben mit allem, was es reizt und es uns eben zur süßen Gewohnheit macht, noch einmal wie ein schmerzlicher Scheidegruß mit all seinem Schimmer und Klingen und Tönen an ihm vorüber.

Und dann trat die furchtbare Idee der Ewigkeit mit ihrer gigantischen Unverständlichkeit an ihn heran, und mit ihr die Frage, über die Lebende oft gar leicht hinwegspringen, Ster-

bende aber fast immer zittern, ob wir nach dem Tode fortleben werden oder nicht?

Ist dieser heiße Wunsch fortzuleben, gemein? Entspringt er niederer Eigensucht oder dem hohen Drang zu leben und zu wirken und immer höher zu steigen in unserer Läuterung, bis wir das Geheimniß aller Dinge erkennen, und ist er uns nicht schon von Natur tief innewurzelnd?

Ein großer Denker sagt darüber die herrlichen, ahnungstiefen Worte:

„Der höchste Wunsch jedes Dinges, der ihm von der Natur gegeben ist, ist der, zu seiner Urquelle zurückzukehren, und weil Gott der Urquell unserer Seele ist, und sie sich selber ähnlich gemacht hat, so wünscht unsere Seele am meisten zu ihm zurückzukehren. Und wie der Pilgrim, der auf einer Straße geht, auf welcher er noch nie war, jedes Haus, welches er von Weitem sieht, für die Herberge hält und wenn er dann findet, daß sie es nicht sei, seine Hoffnung auf ein anderes wendet, und so von Haus zu Haus, bis er zur Herberge kommt, so richtet unsere Seele, sobald sie in den neuen und noch nie betretenen Weg des Lebens eintritt, die Augen auf das Ziel, welches das höchste Gut ist, und hält darum jedes Ding dafür, das sie erblickt und das etwas Gutes an sich zu haben scheint. Und weil ihre Kenntniß Anfangs eine unvollkommene ist und ihr kleine Güter groß erscheinen, weil sie weder erfahren, noch belehrt ist, darum fängt sie damit an, jene zu begehren. Und so sehen wir, wie die Kinder zuerst am meisten einen Apfel wünschen und dann, weiter fortschreitend, ein Vögelein, und dann noch weiter schöne Kleider, dann ein Pferd, dann ein Weib und dann nicht zu großen Reichthum und dann größeren und dann immer mehr. Und dies geschieht,

weil die Seele in keinem dieser Dinge das findet, was sie sucht und glaubt es weiterhin zu finden. Daraus kann man ersehen, wie das eine Wünschenswerthe von dem anderen gleichsam in pyramidaler Weise unter die Augen unseres Geistes tritt, so, daß das geringste unter ihnen zuerst alle anderen bedeckt und gleichsam die Spitze der Pyramide bildet, deren Grundfläche, das äußerst Wünschenswerthe, Gott selbst, ist."

Aber wie Hebenstreit eben noch darüber nachsann, ob er nun bald für immer aufhören werde zu sein, oder ob dies denkende Bewußtsein, das jetzt noch in ihm lebte, nicht verschwinden werde, sobald der Henker seine Arbeit an ihm erst vollendet hätte, da rasselte plötzlich ein Schlüsselbund an seiner Kerkerthür, sie that sich auf und ein blendender Lichtschimmer ergoß sich über seine nachtdunkle Zelle.

Wer beschreibt sein Erstaunen, als er, sobald seine Auge das Licht wieder zu ertragen vermochte, Elsi vor sich erblickte.

„Träume ich!" rief er.

„Nein," erwiderte ihm Frau von Poutet. „Du träumst nicht, ich bin es, Deine arme Elsi, die in Deinen Kerker tritt, um Dir die Freiheit zu bringen."

„So hätte man mich begnadigt?"

„Nein, das darfst Du nicht erwarten. Aber komm, hier sind Feilen, laß uns an das Oeffnen Deiner Ketten gehen."

Bei diesen Worten beugte sich Elsi selbst über ihren unglücklichen Freund und reichte, indem sie sich ans Werk begab, auch ihm eine scharfe Eisenfeile.

„Ich will, ich muß Dich befreien," sprach sie dazu. „Ich möchte selbst nicht mehr leben, wenn Du so enden solltest."

„Aber wie willst Du mich befreien?"

„Ich habe Dir Frauenkleider mitgebracht. Sie wirf über und gehe dann statt meiner aus dem Gefängniß."

„Und Du?"

„Ich werde hier bleiben. Was kann man mir thun? Eine Dame wird man nicht statt Deiner hängen und am wenigsten mich."

„Du wolltest hier bleiben?"

„Gewiß."

„Aber bedenkst Du auch, daß Du zwar nicht gehängt, wohl aber vielleicht für immer hier eingeschlossen werden wirst."

„Das glaube ich nicht."

„Aber ich fürchte es."

„Und wäre es der Fall, was verlöre ich dabei? Ich hätte Dich errettet und brauchte nicht mehr zu heucheln."

„Ich kann und werde ein solches Opfer nie annehmen!"

„Du mußt."

„Ich werde es nicht. Es wäre eine doppelte Feigheit. Meine Gegner können mich wohl hängen, nicht aber sollen sie die Freude haben, daß ich der Göttin Freiheit, für die ich alles opfern wollte, unwürdig handle. Eine Flucht unter solchen Umständen wäre schimpflich, unmännlich, unsoldatisch. Nein, lieber will ich sterben, als daß ich durch eine meiner Handlungen die Sache entehre, die ich für heilig halte."

Elsi brach in einen Thränenstrom aus.

„So willst Du mir auch den letzten Trost rauben?" rief sie in schmerzlichster Aufwallung.

„Tröste Dich damit," erwiderte ernst und würdig ihr einstiger Geliebter, „daß Dein Freund sich vor dem Unvermeidlichen nicht fürchtet. Sieh, vorhin hätte ich vielleicht gerne

leben mögen, jetzt will ich es nicht mehr, denn ich wüßte nicht warum. Ja, wenn das Volk, das ich befreien wollte, jetzt die Thore meines Kerkers aufsprengte, — ja dann würde ich mit tausend Freuden ihn verlassen. Aber das Volk ist so stumpf und gefühllos für geistigen Aufschwung, wie es morgen Abend mein Körper sein wird. Ich habe es nicht emporzurütteln vermocht, es rührt und regt sich nicht, was soll ich also noch weiter leben, wo ich nur immer wieder neue Enttäuschungen und ein gänzlich fruchtloses Ringen vor mir sehen müßte. Einst wird allerdings die Zeit kommen, deren erster prophetischer Sturmvogel ich gewesen bin, aber auch wenn ich jetzt leben bliebe, würde ich sie nicht erleben."

Weinend umschlang Elsi zum allerletztenmale Hebenstreit.

„Ich werde für Dich beten!" rief sie ihm als Scheidegruß zu.

„Lebe wohl, mein Jugendtraum!"

Hinter der hinausschreitenden Dame rasselte die Kerkerthüre wieder zu. Die letzte Versuchung war überwunden.

25. Kapitel.

Der Palatin.

Es gibt ein sonnig Land — wir nennen's Leben,
Und eine dunkle Kluft, wir nennen's Sterben;
Doch dunkel und zerklüftet war dies Leben.
Anastasius Grün.

Die weißen Berge und das Waagthal umkränzen weit mehr Volksmärchen, Sagen und Legenden, als das ganze übrige Ungarn zusammengenommen. Das ist kein Wunder. Wo es flach ist, da will die Poesie nicht ihr Phönixnest bauen. Da haust am liebsten die materielle Alltäglichkeit, die nicht mit märchenhaften Siebenmeilenstiefeln über das scheinbar Unvermeidliche hinwegzuspringen vermag. Die weiten fruchtbaren Flächen, Weiden und Kornmeere, das ganze Marschland Ungarns, waren anderthalb Jahrhunderte von der türkischen Fluth bedeckt. In den Bergen aber wohnte, wie immer, die Freiheit und die ungebeugte, auf ihre Selbstheit stolze Kraft. — In den Thronzwisten und Bürgerkriegen ging später die Saat der Drachenzähne plötzlich auf. Große Charaktere entwickelten sich, gewaltige, in dem Ungestüm herrlicher Ursprünglichkeit gebadete Naturen traten hervor, die in gewöhnlichen Zeiten unter dem bleiernen Bann allgemeiner, schlaffer Ruhe in irgend ein Zwergenkamisol eingeknöpft, ungekannt

und namenlos untergangen wären. Das Waagthal, die Karpathen waren in der mongolischen, wie in der türkischen Ueberschwemmung den Ungarn, was die Bergesklüfte von Ausena, was die Höhen von Peña-Horadada, was Oviedo den Genossen Pelajos wider die Araber gewesen.

An dies romantische Quellengebiet heroischer Erinnerungen hatte Graf Szigray den Palatinus auf eines seiner hier gelegenen Güter geladen, um vielleicht den Funken stolzer zwischen Tod und Sieg mit dem Grün verführerischster Hoffnungen emporrankenden Gedanken in dem hochbegabten Prinzen zu wecken.

Eines Morgens war er mit ihm ausgeritten, um dem hohen Gast verschiedene Merkwürdigkeiten der Gegend zu zeigen. Von Frühnebeln umweht, eilten sie unweit Lubochna, am Fuße der großen Fatra hin, die mit der Tatra und Matra das Kreuz in Ungarns Reichswappen stützt. Während die beiden Reiter, dicht an einem tobenden Bergstrom, dicht an finsteren Abgründen hin die steile, gefahrvolle Straße entlang reiten, wollen wir uns den jungen Palatin etwas näher betrachten.

Alexander Leopold war ein schöner, geistvoller und populärer Prinz, der seit 1790 damals erst 18 Jahre alt, als der erste unter den Prinzen des habsburg-lothring'schen Kaiserhauses die Würde des Palatinus in Ungarn bekleidete. Seine Erscheinung zu Roß hatte einen überaus ritterlichen Anstrich, den seine fast regelmäßigen Züge und sein glanzvolles Auge mit dem kühnen Falkenblick nur noch vermehrte.

War es ein Wunder, daß die Hoffnungen malkontenter Ungarn sich diesen Heldenjüngling sogar als unabhängigen eigenen König träumten?

Freilich diese Hoffnung laut ihm selbst gegenüber auszusprechen, hatte noch Keiner der Verschworenen gewagt, obwohl sie sich immer gern in seine Nähe drängten und Alles thaten, um durch verlockende Bilder von königlicher Macht und selbstständiger Fürstenherrlichkeit in seinem jugendlichen Gemüth selbst den Keim kühner Entwürfe zu wecken.

Gelingt ihnen das, so hoffen sie, ihn im Augenblick des Losbruches ihres Komplots durch eine überraschende und wie sie wähnen, überwältigende Alternative auf ihre Seite zu bekommen und damit die von ihnen angestrebte Erhebung sowohl gewissermaßen zu legalisiren, als ihr auch, indem sie solch ein Haupt gewänne, ein hinreichend glänzendes und bestechendes Vorurtheil bei Freund wie Feind zu erobern.

In diesem Plane sollte jetzt auch Graf Szigray wirken.

„So wie diese Nebel hier vor uns aufsteigen," begann derselbe während ihres jetzigen gefährlichen Rittes, „so liegt ein dichter, ungewisser Nebelschleier auch schon gar lange über unserem armen Ungarn. O wie war es einst so glänzend unter den Arpads und Koloman's! Damals küßte die Sonne des Glück's und Ruhm's mit ihrem warmen, belebenden Liebesstrahl das ganze weite Land, in dem der Weizen so goldigschwer schimmert und der Weinstock so süße, feurige Frucht trägt. Damals sprachen unsere Könige Ungarisch und dichteten Ungarisch mit Lied und sieggewohntem Schwert. Ach, daß sie vorüber sind diese lächelnden Tage magyarischer Herrlichkeit!"

Der Palatin antwortete hierauf nichts. Aber dem träumerischen Blicke seines Auges nach, zog eben wohl ein schimmerndes Luftbild durch seine Seele. War es eine Krone oder

waren es die Augensterne einer der schönen Magnatentöchter seines Hofstaates?

Schweigend ritten die Beiden mit einander weiter. Endlich zertheilten sich die Nebel und die siegreiche Sonne warf ihre hellen Strahlen auf einen nahe vor ihnen aufsteigenden, rundherum freien Kalkhügel, auf dem die alte, noch über die Zeiten der großen mongolischen Ueberschwemmung hinaufreichende Kirche von Szent Iványʼ steht.

„Jene Kirche dort oben," hub der Graf zum Palatin gewendet wieder an, „bewahrt in ihrer Gruft lauter unverweste Leichname. *) — Solche unverweste Leichname ruhen auch in jedem Ungarherzen, es sind die stolzen, aber längst eingesargten Erinnerungen an die frühere Größe seines Landes. — An jener Kirchhofmauer, die sich wenige Schritte von der Kirche selbst hinzieht, drängt sich armdick ein brausender Quell durch den Fels, der „Giftbrunnen", dessen Stickdämpfe die vor Sonnenaufgang darüber hinfliegenden Vögel betäuben. Das Volk setzt ihn in Verbindung mit dem am Ende des Dorfes sich dort längs des Berges hinziehenden „Wunderfelsen." Dieser Wunderfels ist ein mitten im Thal sich etwa sechs Fuß hoch aus der Erde erhebender länglicher, wohl an zwanzig Orten durchbohrter Felsblock, der aus jeder Oeffnung mit kochender Bewegung Wasser heraufstößt, und zwar der eine Theil *kaltes*, der andere *warmes*, obgleich der ganze diese seltsame Quelle umfassende Raum höchstens zwei Quadratklafter betragen mag, und überdieß von dem bloß durch die Fahrstraße getrennten Nachbarhügel ein ziemlich mächtiger Sauerbrunnen sich herabstürzt und sich dann mit dem Abfluß

---

*) Faktum.

des Felsblockes vermengt. — Ist es nicht, als ob die Natur in diesen Wundern ein Bild aus der Geschichte des Ungarlandes habe geben wollen? Wie manchmal ist da ein verderblicher Born plötzlich hervorgebrochen, dessen Dämpfe unsere kühnsten Hoffnungen erstickten! Und gleicht jenem Wunderfelsen nicht auch wieder das Herz unseres Volkes? Auf der einen Seite entfließt ihm der kalte Strom seines ruhigen unveräußerlichen Rechtsbewußtseins, auf der andern aber entströmt ihm der heiße Quell sehnsüchtigen Thatendranges und muthiger Kampfentschlossenheit."

Graf Szigray verstummte wieder.

Der Palatin hatte nicht ohne Bewegung, unterdeß von ihm selbst an den Ort des Naturwunders geleitet, dasselbe in Augenschein genommen.

Ob der Wunderfels mit seinem kalten und warmen Quell die daran von Szigray geknüpften Gedanken weiter sekundirte?

Nach einer Weile mahnte Szigray zum Weiterreiten, um noch ein Wunder in Augenschein zu nehmen.

Beide setzten darauf ihre Rosse in schnellen Trab und jagten über Okolithna und den Flecken Szent-Miklos zu dem gerade gegenüberliegenden Dorfe Demenfalva und zu seiner berühmten Drachenhöhle, die mit Recht auch die „schwarze Höhle" heißt, und jener irländischen Höhle nicht unähnlich ist, welche St. Patriks Fegefeuer genannt wird, und zu welcher Tieck seinen übermüthigen und leichtsinnigen Fortunatus sich verirren läßt.

Auf einem sehr steilen, mit Gerölle bedeckten Berge, bildet in desselben Mittelhöhe ein weites Loch den Eingang, und leitet überaus jähe und gefährlich dem finsteren Abgrunde

zu. An diesem Eingang hielten sie an und stiegen von den Pferden und Szigraÿ nahm jetzt aus der Satteltasche seines Pferdes zwei Fackeln heraus, die er sofort anzündete. Alsdann reichte er dem Palatin die eine, während er die andere selbst behielt und dann in die kellerartige Bergöffnung voran hinabstieg. Der Palatin folgte ihm muthig nach.

Sehr bald vermochten die Fackeln nicht mehr bis an die Decke dieses Reiches der ewigen Nacht zu dringen. Ist man einmal auf ebenem Boden angekommen, geht es doch sogleich wieder durch bald weitere, bald engere Räume bergauf und ab, einmal über gebrechliche Leitern, dann über nasse, abschüssige Hügel, zwischen Säulen, Kegeln und Pyramiden, versteinerten Wasserfällen und den abenteuerlichsten Thier- und Menschenfratzen aus Stalaktiten und Stalagmiten gebildet. Zu beiden Seiten thaten sich fortwährend in geheimnißvolle Labyrinthe führende Seitenhöhlen auf. Während dieser ganzen unterirdischen Wanderung sprachen beide Männer kein einziges Wort.

Plötzlich hielt Szigraÿ vor einer Seitenhöhle an, und sprach dann mit absichtlich leiserer Stimme:

„Wir sind am Ziele."

Dann schritt er wieder mit der Fackel, die er jetzt mehrmals lebhaft schüttelte, voran. Der Palatin folgte ihm, stand aber plötzlich wie geblendet da und konnte sich des Ausrufs nicht enthalten:

„Ist das Zauber oder Wirklichkeit?"

Dicht vor ihnen erhob sich nämlich jetzt, wohl über zwei Klafter hoch, eine blendend weiße Pyramide vom reinsten Eise, den Schein der beiden Fackellichter in Myriaden farbenprächtiger Brillanten widerstrahlend. Diese Pyramide stand

auf einem, unter jedem Schritte hohl und dumpf widerhallenden Eisfelsen auf.

„Was ist das?“ begann der Palatin wieder.

„Ein ungarisches Naturwunder,“ erwiderte Szigraty; „das Volk freilich erzählt mehr davon.“

„Und was erzählt das Volk?“

„Daß dieser Eisfels auf dem alten ungarischen Kronschatz steht, auf der alten Herrlichkeit und Macht des Magyar Orszag. Auch erzählt es sich weiter, daß nur das Strahlenauge eines muthvollen Prinzen, der dazu bestimmt sei, die Krone des heiligen Stephan zu tragen, im Stande sei, ihn zu schmelzen und den unermeßlichen Schatz und damit wieder das alte Glück und den alten Ruhm des Vaterlandes aus der Tiefe, in die sie jetzt versenkt sind, emporzuheben.“

Eine lange Weile sah sich der Palatin den schimmernden, flimmernden und blitzenden Eisfelsen an, dessen Strahlen märchenhaft glänzende Reflexe in seine Seele warfen.

Endlich verließ er schweigend mit seinem Gefährten diese wunderbare Höhle, und jagte, in tiefe Gedanken versunken, im Galopp nach seinem Schlosse zurück.

26. Kapitel.

Eine Stunde der Entscheidung.

> Das Rechte, das Vernünftige, ja selbst das Unvermeidliche siegt selten als solches und durch sich selbst. Die Entscheidung kommt meistens durch Zufall, Nebenabsichten und durch Intriguen.

Graf Saurau war schon über eine Stunde im Kabinet Thuguts, ohne daß dieser, der sehr eifrig zu arbeiten schien, den Chef der Polizei zu bemerken geruhte. Endlich aber drehte der allmächtige Minister, der längst wußte, wer im Zimmer war, sich wie zufällig um, indem er rief:

„Ah, Sie sind es, Saurau!"

„Excellenz hatten mich hieher beschieden."

„Ganz recht, ich entsinne mich. Ich hätte gern ein ernstes Wörtchen mit Ihnen gesprochen."

„Mit mir?"

„Mit Ihnen. — Der Prozeß der Wiener Jakobiner ist glücklich beendet, Hebenstreit ist aufgehangen, die andern Hansnarren befinden sich bereits auf der Feste Munkacs unter Schloß und Riegel, und Sie, mein lieber Saurau, haben in dieser ganzen Affaire weiter nichts an's Tageslicht gezogen, als daß in Wien wohl der Ansatz zu einer Art von Verschwörung vorhanden war, daß aber eine eigentliche Verschwö-

rung höchst wahrscheinlich nur in Ungarn existirt. Nun, wie ist es mit dieser ungarischen Konspiration?"

„Noch war es nicht möglich, etwas Näheres in Erfahrung zu bringen. Der Hauptschuldige Hebenstreit ist gehängt worden, ohne ein hierauf bezügliches Geständniß abgelegt zu haben."

„Das ist Ihre Schuld."

„Meine Schuld?"

„Gewiß, Sie durften ihn nicht früher hängen lassen, als bis er gestanden hatte. Es dürfte ganz gewiß schon Mittel gegeben haben, ihn gesprächig zu machen. Mit Ihrem bloßen Willen, lieber Saurau, ist mir nicht gedient, man muß auch selbstständig handeln und vor allen Dingen das zu erfahren wissen, was man im Interesse des Staates erfahren muß. Ich will hier gar nicht etwa von der Wiederanwendung der Folter reden. Die Folter fruchtet nicht so viel, wie viel einfachere Mittel."

„Welche Mittel meinen, Euer Excellenz?

„Nun, zum Beispiel, man läßt den Inkulpaten hungern, bis er aus einer Ohnmacht in die andere fällt. Ist er erst in diesen Zustand verfallen, so transportirt man ihn unvermerkt in ein elegant ausgestattetes Gemach und legt ihn hier auf ein Ruhelager nieder, vor dem ein den Arzt spielender geschickter Polizeibeamter Platz nimmt. Sobald der Gefangene alsdann erwacht, fühlt ihm der vermeintliche Arzt an den Puls und meint: „Es scheint ja doch mit Ihnen besser zu werden." Allen Fragen des Gefangenen wird durch die Aeußerung begegnet, er möge sich hüten, wieder ins Phantasieren zurückzufallen, man habe sich lange genug um ihn auf's höchste geängstet, er befinde sich bei seinen Freunden und werde

auf's Beste gepflegt. Alsdann fragt der Pseudoarzt, ob er vielleicht Appetit verspüre. Der halbverhungerte Gefangene wird dies gern bejahen. Da läßt denn der Polizist sofort ein feines Frühstück und eine Flasche starken Wein auftragen, indem er seine Freude darüber ausspricht, daß der Patient von seiner bösen Laune, sich todt hungern zu wollen, wieder zurückgekommen sei. Er frühstückt dann selbst mit dem entkräfteten, nunmehr wie ein hilfloses Kind zu leitenden und zu erforschenden Gefangenen, erzählt ihm über dem Wein, daß man ihn aus seiner Haft befreit habe, daß er aber sehr krank gewesen sei. Und nun hängt es lediglich von dem Geschick des Agenten ab, alle Geheimnisse aus dem Inkulpaten unter freundlichem Zureden wie die Säfte einer Zitrone herauszupressen. Sehen Sie, das ist ein so einfaches Mittelchen, Alles zu erfahren, rein ein Stückchen aus dem Abc der geheimen Polizei, das in Frankreich schon zur Zeit der Lettres de cachet oft und mit großem Erfolge in Anwendung gebracht wurde, und Sie kennen es, wie es scheint, nicht ein Mal."

„Ich muß allerdings gestehen, Excellenz, daß es mir leider bisher noch unbekannt war."

„Sie müssen sich in Zukunft mehr um das Polizeiwesen auch anderer Länder bekümmern. Sie müssen vor Allem die Geschichte und Entwicklung der geheimen Polizei studiren und dies Studium, um es dann um so besser in's Praktische übersetzen zu können, vorerst als Wissenschaft treiben."

„Ich werde mich bemühen."

„Vorzüglich empfehle ich Ihnen Frankreich an. Bis zu seiner Revolution hat es wahrhaft Großes im Polizeifach geleistet. Von den Franzosen kann man in dieser Beziehung ganz besonders viel lernen."

„Ich werde mein Augenmerk darauf richten."

„Damit ist uns leider nur für den Augenblick noch nicht gedient. In den französischen Blättern steht jetzt wieder, daß man Oesterreich mit leichter Mühe lahm legen könne, sobald man nur Ungarn revolutionire, dazu aber seien bereits die nöthigen Schritte geschehen. An dieser Nachricht scheint allerdings etwas zu sein, um so mehr, als man sich gleichzeitig darauf beruft, daß selbst die Könige Frankreichs die Insurrektionen in Ungarn aus wohlverstandenem französischen Interesse stets unterstützt hätten, daß also die französische Republik in dieser Politik noch viel weniger hinter den Königen zurückbleiben dürfe. — So viel steht fest, es wäre im Interesse Frankreichs, in Ungarn einen Aufstand anzuzetteln und deshalb wird das dort sicherlich auch versucht werden."

Thugut erhob sich nach diesen Worten und ging einige Male hastig auf und ab.

„Ich habe," fuhr Thugut nach einer Weile fort, „einen zuverlässigen Mann nach Ungarn geschickt, um zu sehen, wie die Sachen dort liegen und einem Briefe nach, den ich von ihm erhalten, dürfte er heute vielleicht schon hier zu erwarten sein, vielleicht wird der mehr wissen, als Ihre Polizei."

„Darf ich fragen, Excellenz, wen Sie zu dieser Mission erkoren haben?"

„Den Polen Kolbielsky."

„Ah, den Kolbielsky!"

„Was finden Sie darin so Wunderbares?"

„Excellenz — —"

„Nun, was? Sprechen Sie sich offen aus. Hat Ihnen Kolbielbsky etwas gethan?"

„Nein, nicht daß ich wüßte, aber —"

„Nun, was für ein neues „Aber?"

„Er steht unter Polizeiaufsicht."

„Ah, das ist prächtig!"

„Er ist ein unruhiger Kopf," —

„Und in meinen, in Oesterreichs Diensten, wollte ich sagen." — Thugut brach in lautes Gelächter aus.

„Kennen Sie seine Geschichte, Herr Graf?"

„Nein, jedenfalls nicht ganz genau."

„Nun, so will ich selbst sie Ihnen erzählen."

Thugut der sich an der wachsenden Verlegenheit des gefürchteten Jakobinerhetzers und Polizeigrafen sichtlich amüsirte, stellte sich hierauf gerade vor ihn hin und erzählte ihm, indem er ihn scharf dabei fixirte, Folgendes:

„Kolbielsky ist ein Mann, wie ich ihn brauche und wie er auch der Polizei sehr nöthig wäre. Zeuge der ersten Zerstückelung seines polnischen Vaterlandes (1773) nährt er einen glühenden Haß gegen Preußen und Rußland. Aeußerungen und Umtriebe dieses Sinnes haben ihm schon in seiner Jugend eine kurze Festungshaft in Kolberg zugezogen. Er hat nach einander mittel- und unmittelbar allen Fraktionen Polens gedient, nur den preußischen und russischen Interessen ist er zu keiner Zeit, wohl aber jenen Oesterreichs dienstbar gewesen und dabei abwechselnd der Sinnesart jetzt der Kolontay's, jetzt der Potocky's, jetzt der Czartorysky's und Poniatowsky's gefolgt. Während des letzten Türkenkrieges (1788—1790) und der Wirren um die Grodnoer Konstitution (1791) und der zweiten Theilung Polens arbeitete er im Cabinet des Königs Stanislaus August Poniatowsky und gerieth währenddeß in ein freundschaftliches Verhältniß zu mir. Ich selbst habe ihn nach Wien berufen und dann in das Hauptquartier

der Rheinarmee geschickt. Kolbielsky hat mir auch gegen den preußischen Gesandten Lucchesini, vorzüglich aus persönlichem Hasse gegen Letzteren, ganz ausgezeichnete Dienste geleistet. Der betrügerische Subsidienvertrag mit England, Preußens unrühmliche Politik in polnischen und deutschen Angelegenheiten, seine Separatunterhandlung und die geheimen Entschädigungsverträge für Preußen im Baseler Frieden sind hauptsächlich durch ihn auskundschaftet und zu rechter Zeit an die große Glocke geschlagen worden. Kolbielsky hat ein fabelhaftes Gedächtniß und bewundernswerthes mathematisches Talent. Die großartigsten Berechnungen, die verwickeltsten Probleme sind ihm ein Spiel. Er bringt aber auch aus den sciences exactes allen Eigensinn, alle Infallibilitätswuth und alle Beschränktheit mit in die Verwaltung und die Politik hinüber im Dünkel eines universellen Genies. Deshalb taugt er nicht zu einer festen Staatsanstellung. Er ist mit dem Fürsten Franz von Dietrichstein und mit dem Reichsrefendar Baron Frank sehr nahe befreundet, auch sieht ihn der Kaiser Franz oft, besonders nach der Messe. Se. Mäjestät lassen sich von Kolbielsky über alle Finanz- und politischen Gegenstände Memoires ausarbeiten, die dann öfters, wahrscheinlich aus Versehen, den Ministern, gegen die sie gerichtet sind, ohne eine Zeile dazu, übersendet werden. Es läßt sich denken, welche Fülle von Aerger und Verdruß gerade dadurch Kolbielsky auf sich zieht, daß ihm dies aber auch Polizeiaufsicht eingetragen, das hätte ich nicht geglaubt. Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Saurau: schließen Sie mit Kolbielsky getrost Friede. Seine Unklugheit und Unverschämtheit sind zwar nicht geringer, als sein Feuergeist, dafür besitzt er aber auch ausgebreitete Kenntnisse und ist vor Allem schätzbar wegen seiner an mehreren wichtigen

Höfen, in mehreren Hauptquatieren, Cabineten und Ministerien, Klubbs und Orgien gesammelten Erfahrungen *)."

Eben war Thugut mit dieser Belehrung fertig, als ein Lakay den Kolbielsky anmeldete.

„Ah lupus in fabula, lieber Graf; da können Sie gleich seine nähere Bekanntschaft machen."

Gleich darauf trat der verwegene Abenteurer ein, dem es gelungen war, trotz der nie fehlenden Kugel Szigrays zu entkommen, als er die Verschworenen in Pest belauscht hatte und von diesen bei seinem Sprung in die Donau mit so vielen Schüssen verfolgt worden war.

Ausführlich erzählte er Thugut und dem nicht wenig erstaunt zuhörenden Saurau seinen tollkühnen Streich und berichtete getreulich, was er von der Unterhaltung der Verschwornen erlauscht hatte.

„Ah," rief Thugut, „sie wollen den Palatin zu ihrem Herrn und Meister machen, das ist ja hübsch, recht pikant. Graf Saurau, Sie lassen schöne Dinge passiren. Warten Sie, Kolbielsky, Sie sollen gleich wieder nach Ungarn zurückkehren und dort selbst das Nöthige einleiten. Erfrischen Sie sich jetzt ein Stündchen, unterdeß werde ich die nöthigen Vollmachten ausfertigen lassen. Diese Sache ist sehr interessant."

Thugut winkte, Kolbielsky ging ab.

„Und solch einen Mann," sagte der allmächtige Minister zu Saurau, „stellen Sie unter Polizeiaufsicht. Ich gratulire Ihnen."

---

*) Kolbielsky hatte ein merkwürdiges Schicksal. Als Napoleon in den Kaiserstaat einfiel und Oesterreich zu zertrümmern drohte, verschwor sich der kühne Pole in Wien mit mehreren französischen Offizieren, Napoleon I. zu ermorden. — Schon war Alles zur Ausführung bereit, da erhielt Napoleon eine österreichische Prinzeß zur Verlobten, er ward gewarnt und Kolbielsky österreichischer Seits gefänglich eingezogen und bis an sein Lebensende 1831 eingesperrt.

27. Kapitel.

Eine Entdeckung.

Nun wird es still und tiefe Einsamkeit
Wogt hin und her. Das Lüftchen, das noch wehte,
Wo ist es? Stehn hier stille Welt und Zeit?
Ja, Berge stehn, doch ach, Bestand erflehte
Kein Mensch, hin fährt er, wie an Alpenzinnen
Die Wolken lautlos ziehn und stumm zerrinnen.

Wieder ist es ein schimmernder, lächelnder Frühlingstag. Schon weint im weiten saatenwogenden Ungarland der Weinstock keine Zähren mehr, schon blühen die Rosen dort auf, schon tanzen die Jazygen den Czardas wieder im Freien. Aber im Herzen Marias von Sz . . . y ist der Frühling diesmal nur halb aufgegangen. — Seitdem sie ihrem Vater offen ihre Liebe zum jungen Martinovič gestanden, seitdem ihr der Ruf in's Ohr gegellt, daß sie nie an eine Verbindung mit dem einzigen Freunde ihres Herzens denken dürfe, hat sich ihr früherer oft an kecken Muthwillen streifender Frohsinn mit dem Schleier tiefer Schwermuth umflort. Zwar vermag dieser Schleier nicht immer ihr ganzes Wesen, das so gern Luft und Sonne athmet, zu verhüllen, und mitunter erhebt sich die durch den Ausspruch ihres Vaters niedergetretene Blume ihrer Hoffnung wieder und erfüllt ihre Seele mit dem

Dufte neuer Lebenslust; aber dennoch ist es ihr zu deutlich anzuerkennen, daß sie etwas niedergebeugt.

Im Erdgeschoß des Palastes ihres Vaters in Pest befindet sich, an meist nicht benutzte Gemächer anstoßend, ein Saal, der zu einem Gewächshause umgestaltet worden ist, denn Graf Sz. ist ein großer Freund exotischer Pflanzen. Da stehen Palmen und Pisangbäume, Amaranthen und seltsam gestaltete Orchydeen in buntem Gemisch und reizender Gruppirung und in der Mitte dieses kleinen Zaubergartens sprudelt unter einem Bosquet von Orangenbäumen eine kleine Fontaine.

Die sonst hermetisch verschlossenen weiten und hohen Fenster sind jetzt geöffnet, um den lauen Lüften des draußen wehenden Frühlings seinen Eingang zu gestatten.

In diesem Asyl fremder Bäume und Gewächse, die jetzt meist, wie gewöhnlich nach dem Winter, ein etwas kränkliches, fast wie sehnsüchtiges Aussehen haben, ist Maria eingetreten, um hier in dieser Einsamkeit von ihrer Zukunft zu träumen. Sie hat auf einer Marmorbank Platz genommen und stützt ihr schönes, ausdrucksvolles Gesicht schwermüthig in ihre kleine weiße Hand.

Heut Abend wird sie wieder als Mann verkleidet mit Ferencz zusammenkommen. Sie wird wieder an seinem Arm durch die mondbeleuchteten Gassen wandern und dann in eine jener vom Volk besuchten Weinschenken einkehren, wo die Zigeuner ihre wunderbaren Weisen spielen.

Diese Aussicht könnte sie eigentlich recht freudig stimmen. Aber der Gedanke, daß von dem sie jetzt sorgfältiger überwachenden Vater diese heimlichen Ausflüge vielleicht bald ein Mal doch entdeckt und dann für immer verhindert werden

dürften, ebenso wie die sich weiter hieran knüpfenden trüben Folgerungen, verdüstern ihre Stimmung gar sehr.

Soll sie, um sich mit dem Geliebten wirklich vereinen zu können, auf den Tod ihres Vaters hoffen?

Dagegen sträubt sich so viel in ihrem Herzen, das, wenn auch oftmals feurig und beinahe wild, doch immer edel schlägt.

Soll sie sich aber still darein fügen, ihre Jugend zu verlieren, ohne den Geliebten beglücken und darin ihr eigenes höchstes Glück finden zu können?

Dagegen sträubt sich wieder der ihr in hohem Grade eigene Hang nach Selbstständigkeit.

„Warum,“ spricht sie zu sich selbst, „sollen wir Frauen nie selbst wählen und nie das, was wir wünschen, erreichen dürfen, wenn es den Männern, die die nächste Gewalt über uns haben, nicht gefällt?

Warum schwärmen alle edlen Herzen für die Freiheit der Völker und dulden doch neben sich die allerunerträglichste zu niedriger Heuchelei und namenloser Schande führende Knechtung der Frau?

Ja, dann werden die Töchter eines Hauses gelobt, wenn sie sich willenlos auf den ersten Wink ihrer Eltern in ein Ehejoch fügen, und sich dem Ersten Besten in einem legitim gescholtenen Verhältniß hingeben, von dem ihr besseres Sein, ihr Herz, ihre Seele nichts weiß, nichts wissen kann und mag. Solche Dulderinnen verwandeln sich dann freilich leicht sehr bald in Sünderinnen, aber, wenn sie die Schande derer, an die sie verkauft wurden, nur klug mit dem dichten Mantel der Verstellung zu überdecken wissen, so sind und bleiben sie immer tugendhafte, weil scheinbar fügsame Frauen.

Ich aber will nicht scheinbar fügsam, ich will und ich

kann keine Heuchlerin, keine Schänderin meiner selbst und des Namens Anderer sein. Mein Herz hat entschieden. Ich liebe und liebe wahr, eben deshalb aber auch felsenfest treu und ich kenne keine andere Macht, als den Tod, um mich dem geliebten Gegenstand abwendig zu machen. Jeder andern Macht werde ich Trotz bieten, denn jede andere Macht ist ein Frevel, ein Eingriff in meine heiligsten Menschenrechte. Warum soll die Frau eine Sklavin in der Gesellschaft sein? Warum soll man über sie wie über eine Sache frei nach Bedürfniß und Laune verfügen können, die doch mit demselben Geist und oft mit noch größerer Willensstärke als der Mann begabt ist?

Möge denen, die sich Alles gefallen lassen und nicht den Muth eines berechtigten Widerstandes in ihrer bisherigen Unentweihtheit finden, geschehen, was sie verdienen. Nur der ist schließlich immer Sklave, der eben Sklave sein will. Aber ich will es nicht, nein, nimmermehr. Mich soll man nicht durch Zwang zu beugen suchen. Ich fürchte mich nicht für mein Recht den Kampf gegen alle Vorurtheile und alles Unrecht der Welt zu streiten. Nur wer sich selbst besiegt gibt, ist überwunden.

Wenn ich nur wüßte, wie ich es durchsetzen könnte, daß mein Vater gegen eine Ehe mit Martinovič nichts mehr einzuwenden wüßte. Aber da ist jedes Nachsinnen vergebens. Wie ich seine Gesinnung dem gegenüber jetzt kenne, wird auch er unbeweglich sein und immer wieder nein sagen. Ich muß es darauf ankommen lassen, meinen Weg auch ohne seine Einwilligung zu gehen. .

Doch wie? Martinovič wird Alles für mich wagen, besonders, wenn er vernimmt, daß meine Freiheit durch die Beschlüsse meines Vaters bedroht wird; allein gerade jetzt

am wenigsten im Stande sein, irgend etwas Entscheidendes auszuführen, da die Sorge für das arme Vaterland ihn mehr denn je in Anspruch nimmt. Die Franzosen werden nächstens in die Staaten des Kaisers einfallen und dann soll in Ungarn die Insurrektion losbrechen. Ist erst der Kampf für die Unabhängigkeit ein Mal entflammt, dann fürchte ich mich nicht mehr, dann stürze ich mich selbst mit hinein. Neben dem Geliebten werde ich streiten, denn ich fühle es, ich passe am besten in eine recht wilde, stürmische Zeit. Da weht ein ganz anderer, ein frischerer feurigerer Odem durch die Welt, und alle die Seelen, die in der Alltäglichkeit müd hinsiechen und verkümmern würden, wie diese winterkranken Blumen und Bäume des fernen Südens hier um mich herum, erwachen dann zu einem neuen Leben, zu einem gesunden Dasein des Handelns und Vollbringens, wo das muthige, freie Wollen genügt, um eine muthige freie That auszuführen.

O wie sehne ich mich nach dieser Zeit, die auch mir schnellen Rath und thatsächliche Hilfe bringen wird! Ob sie wohl noch fern ist? — Nein, mein ahnungsvolles, lauter pochendes Herz sagt mir, daß wir bereits an ihrer Schwelle stehen.

O wie werde ich aufjauchzen, wenn die lockenden Tanzweisen der Zigeuner plötzlich in laute Sturm und Kampf weckende Schlachtweisen umspringen werden. Dann entfaltet der Genius unseres heiligen Vaterlandes wieder sein reines leuchtendes Panier, in das das Blut der besten Söhne Ungarns das Andenken vieler tausend Siege gestickt hat. Und neues Blut wird fließen, aber es wird auch neue Siege geben und mit ihnen eine neue Ordnung, die Niemand mehr

das Sklavenjoch aufzulegen gestattet. Dann werde auch ich frei sein mit den Freien.

Gerade jetzt war es Maria plötzlich, als ob sie in dem an diesen Saal anstoßenden, für gewöhnlich öden, unbesuchten Gemach die Stimme ihres Vaters vernehme. Sie näherte sich der Thür, um zu lauschen, denn es kam ihr gleich befremdend vor, daß ihr Vater gerade an diesem Ort mit Jemand eine Unterredung führe. Richtig, jetzt vernahm sie auch die Stimme eines Fremden. Um was mochte es sich handeln, sollte man vielleicht gar einen Anschlag auf sie beabsichtigen, der mit dem Vermählungsplan in Verbindung stände? Auf alle Fälle hielt es Maria unter den gegenwärtigen Umständen für nicht unerlaubt, das Gespräch ihres Vaters, nachdem er sich ihr so feindlich gegenübergestellt, mit dem Fremden zu belauschen.

„Hier," hörte sie eben ihren Vater sagen, „sind wir ganz sicher, hier wird Niemand auf das lauschen, was Sie mir mitzutheilen haben.

„Ah, ein Geheimniß!" dachte Maria.

„Herr Graf," erwiderte der Fremde, an dessen Stimme wir sogleich Herrn von Kolbielsky wieder erkannt haben würden, „ich habe Ihnen vor allen Dingen den Dank der Regierung auszusprechen. Durch die mir vor einigen Wochen von Ihnen gewordenen Andeutungen ist es mir hauptsächlich gelungen, das ganze Komplot der Malkontenten zu entdecken."

„Ha," stöhnte die Gräfin, indem sie sich zugleich hinter einem dichten Bosquet in Kübeln stehender exotischer Gewächse verbarg, um vor jeder plötzlichen Entdeckung gesichert zu sein.

„Das freut mich aufrichtig, Herr v. Kolbielsky, daß Ihnen meine Winke von Nutzen waren," erwiderte der Graf.

„Heute Nacht," fuhr der Abgesandte Thuguts fort, „wollen wir das ganze Nest ausheben."

„Das ist gut, eher wird nicht Ruhe werden."

„Und Sie können uns dabei wieder von größtem Nutzen sein."

„Lassen Sie mich nur bei allem direkten Einschreiten bei Seite."

„Das versteht sich. Wir verlangen weiter nichts von Ihnen, als die genaue Angabe über die Orte, wo wir diese Nacht mit möglichst wenigem Geräusch die Verschworenen aufheben können."

„Da will ich Ihnen gern behilflich sein. Aber da Sie jetzt wahrscheinlich mehr über die ganze Konspiration wissen werden, als ich, so muß ich Sie vor allen Dingen bitten, mir die Namen derer zu nennen, die Sie zu verhaften gedenken."

„Versteht sich, das muß zu allererst geschehen."

„Ich bin selbst begierig, ob mein Verdacht in allen Stücken sich gerechtfertigt hat —"

„Nur zu sehr."

„Und ob sie vielleicht auch noch außerdem einige Schuldige ausfindig gemacht haben?"

„Auch das ist uns gelungen."

„Gott sei gelobt, so wird hoffentlich von Ungarn die Gefahr abgewendet werden, es wieder jählings in einen jener blutigen Bürgerkriege zu stürzen, die seiner Wohlfahrt immer so tiefe Wunden schlugen."

„O daß doch alle Magnaten so korrekt denken möchten!"

„Sie werden es, sobald nur erst die Hauptunruhestifter entfernt sein werden."

Marie schauderte bei diesen Worten ihres eigenen Vaters, der früher selbst mit unter die Malkontenten gehört hatte.

„Diese Häupter werden," antwortete Kolbielsky, „wohl sehr bald fallen. Man wird mit diesen Leuten, die aus den Verlegenheiten des Hauses Oesterreich so gern Kapital für sich selbst schlagen möchten, noch weniger Federlesens machen, als mit den sogenannten Wiener Jakobinern. Diese Letzteren waren fast durchgängig nur überspannte Brauseköpfe, die kaum je ernst daran dachten, daß das, was sie aussprachen, jemals Wirklichkeit werden könnte. Aber diese ungarischen Herren hier, das ist ein ganz anderer Schlag, die haben Macht, Einfluß, Ehrgeiz und vor allem einen wirklichen Plan, der Hände und Füße hat. Wollen sie doch den Palatin zu ihrem Könige machen!"

„Und ist der Palatin davon benachrichtigt?"

„Nein."

„Man hat ihm von Wien keine Warnung zukommen lassen?"

„Nein."

„Aber was denkt man denn über ihn?"

„Er wird auf's sorgfältigste überwacht."

„Hält man ihn für schuldig?"

„Ich glaube nicht. Bis jetzt hat man wenigstens auch nicht einen einzigen derben Schatten aufjagen können, der einem Beweise von offenbarer Schuld nur einigermassen ähnlich wäre."

„Und doch bewacht man ihn noch?"

„Man kann nie zu vorsichtig sein."

„Wohl wahr, aber . . —"

„Man wird sogar noch weiter gehen."

„Noch weiter, wie meinen Sie das?"

„Man wird ihm den Vorsitz der Septemvirattafel in den Gerichtsverhandlungen über die Verschworenen geben."

„Und wer sind also diese Verschworenen selbst?"

„Also die folgenden Herren: Graf Szigray und —"

„Ah, Szigray, den hatte ich Ihnen ja gleich als einen verdächtigen Mann bezeichnet."

„Dann die hochedlen Herren: Hagnocy, Laczkovich, Szentmarhay, dann noch die Grafen Korláthkoy und Zagyvagy und zuletzt, damit ich den Haupthahn nicht vergesse, der würdige Abt Martinovič."

„Einen haben Sie doch vergessen!"

„Daß ich nicht wüßte."

„Und zwar gerade den allerjüngsten, aber dabei den allerunruhigsten und rebellionssüchtigsten. Besinnen Sie sich nur. Sie müssen ihn ja kennen."

„Nein, wahrhaftig nicht, alle, die ich herausgebracht habe, habe ich Ihnen bereits genannt, also bitte ich Sie, mir den Benjamin des Komplots nur selbst anzugeben."

„Also Sie kennen ihn wirklich nicht?"

„Wen denn?"

„Den jungen Martinovič?"

„Nein."

„Er ist der hoffnungsvolle Neffe des braven Abtes."

Maria schauderte tief innerlich zusammen, als sie diese letzten Worte vernahm. Das hatte Sie nicht erwartet. Also darum war ihr Vater ein Verräther an Vaterland und Freunden geworden, um sich an Martinovič dafür zu rächen, daß er das Herz seiner Tochter erobert hatte?

„Entsetzlich, entsetzlich!" flüsterte sie vor sich hin. Sie

fühlte, daß sie einer Ohnmacht nahe war und jetzt alle ihre Kräfte zusammen nehmen müsse, um nicht zusammen zu brechen. Allein, sie war sich auch bewußt, daß es jetzt eine Stunde der Entscheidung für sie, für den Geliebten, vielleicht für Mehrere sei, und daß alles zunächst davon abhängen werde, daß sie die einmal belauschte Unterhaltung im Nebenzimmer bis zu Ende höre.

„O Gott, o Gott" flehte sie in inbrünstigem Gebet und namenloser Angst, „hilf mir, verleihe mir nur dies einzige Mal die Kraft alles zu hören, sollte es auch das Fürchterlichste sein. Laß meine Besinnung nicht schwinden!"

Und Gott erhörte das Gebet der zitternden Jungfrau, deren Herz so laut pochte von namenlosem Weh um die Gefahren, die den einzig Geliebten bedrohten.

„Ah," hub Kolbielsky wieder an, „Martinovič hat also einen Neffen?"

„Und zwar," ergänzte ihn der Graf, „einen Neffen, der seines Oheims in hohem Grade würdig, nur daß er ebenso tollkühn und feurig, als jener staatsklug und vorsichtig bedachtsam ist."

„Und dieser Neffe ist natürlich mit in das Komplot verwickelt?"

„Wenn es überhaupt ein Komplot gibt, so ist er ganz sicherlich dabei, denn er ist der rechte Arm des Abtes. Dazu ist er bei allen Verschwörungen, die nur je auftauchen mögen, und sollte es gerade keine andere Konspiration geben, so ist er im Stande, sich mit seinem eigenen Schatten zu verschwören."

„Das muß ein prächtiger Bursche sein!"

„In seiner Art ist er wirklich einzig, ein glühender Ehrgeiz verzehrt ihn, er will Alles verlieren oder Alles gewinnen."

„So dürfte er jetzt Alles und zumeist seinen Kopf verlieren.“

Wieder zuckte Maria zusammen, aber jetzt war es fast weniger der Schrecken, als ein lavaähnlich hervorbrechender Zorn, der sie erbeben machte. Sie hätte sich am liebsten mit gezücktem Dolch über diesen Fremden, der so heiter davon sprach, ihrem Ferencz den Kopf vor die Füße legen zu lassen, herstürzen und ihn durchbohren mögen. Einen Augenblick zog sie alles Ernstes ihren Dolch, um diesen verzweifelten Streich auszuführen. Aber dann kam ihr plötzlich wieder die sie lähmende Ueberzeugung, daß sie wohl diesen beiden Männern gegenüber schwerlich im Stande sein werde, ein solches Vorhaben glücklich auszuführen und wahrscheinlich durch einen übereilten Schritt nur noch mehr jede Aussicht auf Rettung des Geliebten verlieren werde. Da steckte sie denn den Dolch wieder ein und hielt sich, um ihrer wahrhaft vulkanischen Aufregung Meister zu werden, und nicht einer ihr klares Bewußtsein bedrohenden Wallung auf's Neue zu unterliegen, krampfhaft an den Stamm eines vor ihr stehenden, dicht mit immergrünen Blättern, zwischen denen weiße duftige Blüthen durchschimmerten, belaubten Orangenbaumes fest.

„Herr,“ betete sie wieder, „verleihe mir Kraft, daß ich Alles bis zu Ende anzuhören vermag.“

„Ehe,“ hörte Maria jetzt ihren Vater wieder reden, „man dem jungen Martinovič nicht den Kopf abschlägt, wird er nicht aufhören mit demselben beständig auf Umsturz und Empörung zu sinnen. Und er pflegt es dann nicht blos beim Sinnen zu lassen. Seine unruhige, fieberhafte Thatkraft treibt ihn unaufhörlich an, Genossen und Freunde für seine wüsten Pläne zu gewinnen, mit denen er eine bewaffnete Erhebung

versuchen könnte. Selbst sein Oheim der Abt, hat ihn öfter zurückhalten müssen."

„Demnach dürfte er allerdings der Gefährlichste von Allen sein, denn uns schaden bei unserer gegenwärtigen Situation Frankreich gegenüber Verschwörer weit weniger, als solche, die danach brennen, sich zum ausführenden Arm einer Verschwörung zu machen. Wie Sie mir den jungen Martinovič da schildern, Herr Graf, zählt er offenbar zu jenen Menschen, die wirklich im Stande sind, mit einer plötzlichen wahnsinnig kühnen That das Signal zu einem Aufstande zu geben. Solche Leute gehören in gewöhnlichen Zeiten zu den allerungefährlichsten Subjekten, denn in gewöhnlichen Zeiten sind sie eine Anomalie, sind sie — lächerlich. Aber in ungewöhnlichen Perioden, zu Beginn einer Sturmepoche vielleicht, da sind sie flammende Meteore, da werden sie, die man früher mit verächtlichem Lächeln überspannte Köpfe und Narren gescholten, urplötzlich Helden, die der gewaltige Flügelschlag der Stunde der That von Sieg zu Sieg trägt. — Dieser Martinovič wäre für mich eine interessante Erscheinung, fast fängt er an, mir sympathisch zu werden; gleichwohl muß ihn, da er zu den Feinden Oesterreichs gehört, die Hand des Verderbens zu allererst treffen."

„Das wird auch nothwendig sein."

„Wissen Sie, Herr Graf, wo er wohnt?"

„Ei freilich."

„Gut, ihn werden wir diese Nacht zuerst verhaften lassen. Er ist doch Nachts zu Hause?"

„Ich glaube ja."

„Ein seltener Fall bei Genies seiner Art."

„Er ist in seiner Lebensweise zurückhaltend, da er eine junge Dame aus hohem Hause liebt."

Wieder gab es dem Herzen Maria's einen schmerzlichen Stich.

„Also er liebt auch, der arme Bursche. Schade, doch wir können ihm nicht helfen, er hat es so gewollt. Warum dient er nicht mit seinem Feuereifer dem Haus Oesterreich? Für jetzt Adieu, diesen Abend werde ich noch ein Mal zu Ihnen kommen."

„Und um welche Stunde werden die Verhaftungen vorgenommen werden?"

„Pünktlich Nachts um zwei Uhr."

Die beiden Herren entfernten sich jetzt aus der Nebenstube.

28. Kapitel.

Entschlüsse und Vorbereitungen.

Für den Traum, der nie ein Hoffen fand,
Für das Glück, das ungenossen schwand,
Wird die Welt, der wir's zum Opfer gaben,
Keinen Dank und kein Erinnern haben.

Nichts mehr lebt für uns, selbst nicht der Hohn,
Der da früge, was des Opfers Lohn?
Doch im Reich der Seelen tönt ein Klagen,
Um so sündhaft Leiden und Entsagen.

Lorm.

Jetzt war Maria wieder ganz allein und jetzt erst drang die ganze Furchtbarkeit ihrer Lage mit dem Eisenschritt des nahenden Verhängnisses vor ihre gequälte Seele.

Was sollte sie beginnen?

Da sie wohl begriff, daß, was sie auch thun werde, dies so bald wie möglich geschehen müsse, wenn es dann nicht zu spät kommen sollte, so überschlug sie rasch in Gedanken alle sich ihr bietenden Möglichkeiten. Sollte sie es versuchen, den Abt Martinović und seine Genossen noch schnell zu warnen?

Das hätte sie am liebsten gethan, denn es war ihr ein entsetzlicher Gedanke, das Henkerbeil über all diesen die Nähe der furchtbaren Gefahr gar nicht ahnenden Männern schon in so dichter Nähe herabschweben zu sehen.

Bei näherer Erwägung erschien ihr dies jedoch gerade als das am wenigsten Durchführbare.

Wie sollte sie die Verschworenen warnen?

Sie wußte weder, wo die Einzelnen anzutreffen wären, noch auch, wie sie dieselben von dem drohenden Verhängniß unterrichten sollte, ohne ihren Vater dabei zu kompromittiren, und dennoch war ja noch die große Frage, ob man ihr hinreichenden Glauben beimessen werde.

Den Gedanken, Alle zu retten, mußte sie also zu ihrem großen Schmerz sehr bald fallen lassen.

Dagegen beschloß sie um so fester und sicherer, wenigstens, koste es auch, was es wolle, ihren geliebten Ferencz vor dem Untergange zu bewahren!

Aber wie?

Auch hier bot sich eine Fülle von Schwierigkeiten.

Zwar würde er diesen Abend kommen, um sie zu einem ihrer heimlichen Spaziergänge abzuholen, doch bei Mittheilung des Vorgefallenen drohte hier dann ebenso sicher eine unauslöschliche Schmach für ihren Vater, ja für ihren Namen.

Zudem, wer stand ihr dafür, daß Ferencz, wenn er erkannte, daß seine Freunde nicht mehr zu retten seien, in seinem wilden Heldensinn sich nicht dafür entscheiden würde, das gleiche Loos mit ihnen zu theilen?

Das Letztere fürchtete sie, wie sie den Geliebten kannte, ganz besonders.

Er mußte aber gerettet werden.

Wie also, wenn man ihn, ohne daß er es selbst wußte und ahnte, rettete?

Dieser Gedanke flog wie ein leuchtender Blitz durch ihre Seele.

Rasch verfolgte sie ihn weiter.

Die in allen Auskunftsmitteln so erfinderische Liebe leitete sie schnell darauf, wie sie diesen Plan glücklich zur Ausführung bringen könne.

Das war möglich.

Aber auch hier schien immer noch ein großes Hinderniß sich zu erheben, sie mußte dabei vor ihrem Vater, ja vor der ganzen Welt ihren Mädchenruf auf's Spiel setzen.

„Und warum sollte ich es nicht," sprach sie begeistert zu sich selbst, „gelingt es mir nur dadurch den Geliebten zu retten, ihn mir für das ganze Leben zu erobern! Nein, kleinliche Ziererei, erbärmliche Gewohnheitsrücksichten, die ich schon früher oft und gern mit Füßen getreten habe, sollen mich nicht von der Ausführung dieses mir heiligen Werkes zurückhalten. Wem brächte ich damit anders ein Opfer, als der steifen, leblosen Konvenienz, die über die Leichen unserer liebsten Hoffnungen und Wünsche mit dem gedrechselt kühnen Lächeln einer todten Gliederpuppe hinwegschreitet. Nein, ihr zu Liebe opfere ich nicht das Leben meines Ferencz, nicht mein Glück."

Nach diesem mannhaften Entschluß schritt sie sogleich zu den nächsten Vorbereitungen.

Vor allen Dingen begab sie sich in ihre Gemächer zurück und suchte hier den Diamantenschmuck ihrer früh verstorbenen Mutter, so wie ihre eigenen Kostbarkeiten zusammen. Sie hatte sich früher aus all diesen glänzenden Spielsachen großer und kleiner Mädchen nichts gemacht, erst jetzt gewannen sie einen Werth für sie, indem sie überlegte, daß dieselben ein ungeheueres Vermögen repräsentirten. Sie packte alle diese

Perlen, Diamanten und in Gold gefaßten Edelsteine in ein Kästchen, das sie dann wieder sorgfältig verschloß.

„Damit," sprach sie zu sich selbst, „werden wir vor jedem Mangel geschützt sein."

Nachdem sie dies besorgt, eilte sie in den Hof des Palastes hinab und trat hier im Erdgeschoß in die kleine räucherige Stube eines alten Dieners ihres Hauses, der ihr von Kindesbeinen an am meisten zugethan gewesen und jetzt halb pensionirt war, indem ihr Vater ihn dazu bestimmt hatte, nur noch bei Gallafahrten auf dem Kutschbocke zu sitzen.

Ihm flüsterte sie, als er sich ehrfurchtsvoll erhoben und der Eintretenden mehrere Schritte entgegen gegangen war, einige Worte zu.

„Ist es wohl möglich?" fragte sie dann.

„Es muß Alles möglich sein, wenn Sie es befehlen, gnädiges Fräulein."

„Gut. Also um die zehnte Stunde am bestimmten Ort."

„Zu Befehl."

Marie schlüpfte wieder aus der Wohnung des Gallakutschers hinaus und eilte jetzt in eine andere Ecke des Hofes, wo sie wieder in eine Dienstbotenwohnung eintrat.

Es war das die Gnadenstube, in der die blinde Witwe des früheren gräflichen Gärtners, eine ehemalige Zigeunerin wohnte.

Sobald diese an der Stimme ihre jugendliche Gebieterin erkannt hatte, erhob sie sich gleichfalls mit dem Rufe:

„Glück, Heil und langes Leben über Euch, hochedles Fräulein, was führt Euch zu mir alten vergessenen Frau?"

„Der Schmerz."

„O weh, Schmerz leidet das süße Zuckerpüppchen, das

ich einst so viel auf meinen alten welken Armen getragen habe? Das ist ja sehr schlimm, und was fehlt denn meinem gnädigen Prinzeßchen?"

„Ach, liebe Ratgin," seufzte Maria, „ich leide an fürchterlichen Zahnschmerzen. Schon mehrere Nächte hindurch habe ich kein Auge zuthun können, und ich bin doch jetzt so müde und möchte so gern ruhen."

„Aber wie soll ich da dem kleinen Engel helfen?"

„Wie Du es ja auch früher oft gethan. Du mußt mir ein Schlafpulver geben. Aber ein recht starkes, sonst hilft es nicht. Denn der Schmerz ist durchdringend."

„Kindchen, das thue ich ungern."

„O nur dies einzige Mal."

„Nun gut, aber vorsichtig, ja hübsch vorsichtig damit. Es darf nicht auf ein Mal in's Wasser, das man trinkt, gethan werden."

„Schon recht, ich will gar vorsichtig damit umgehen."

Die blinde Alte griff an der Wand herum, bis sie an ein Wandschränkchen kam, aus dem sie das gewünschte Pulver in ein Papier gewickelt, heraus nahm.

„Hier ist es."

Maria nahm es mit triumphirendem Lächeln und drückte der Alten ein Goldstück dafür in die knöcherne Hand, dann flog sie davon, ohne auch nur den Dank für die reiche Belohnung abzuwarten, auf ihr Zimmer zurück.

Die Zigeunerin rief ihr nach:

„Glück, Heil und langes Leben über Dich, Du liebes, gnädiges Herzensprinzeßchen!"

29. Kapitel.

Die Flucht.

Bald aber wird kein Tag und keine Nacht
Uns scheiden dürfen. — Wenn das Aug' der Welt
Sich wieder schließet und der sanft're Strahl
Des Abendsterns statt seines Lichtes schimmert,
Trägt schon mein Roß uns längern Freuden zu.

Lurelei.

Maria blieb nach allen diesen Vorbereitungen ruhig in ihren Gemächern und ließ noch einmal ihren Entschluß in seiner ganzen Größe und mit all seinen möglichen Folgen an ihrem Geiste vorüberziehen, dann aber rief sie wieder muthig aus:

„Und ich werde es doch wagen und sollte ich dabei untergehen!"

Als es dunkel geworden war, schellte sie ihrer Kammerjungfer und befahl ihr, sich an diesem Abend nicht weiter um sie zu kümmern, da sie sehr unwohl und deshalb entschlossen sei, sich frühzeitig schlafen zu legen. Sollte nach ihr gefragt werden, so solle sie sagen, daß ihr Unwohlsein ihr jede Unterhaltung unmöglich mache.

Sobald die Kammerjungfer sich hierauf entfernt, schloß Maria alle Eingänge zu ihren Gemächern ab und begann

sich in jene Mannestracht zu werfen, welche sie, wie wir bereits gesehen haben, immer anlegte, wenn sie mit Ferencz abendlicher Weile einen Ausflug unternahm.

Als diese Metamorphose vorgenommen war und sie sich vor dem Spiegel hinreichend überzeugt hatte, daß sie jetzt ganz das anmuthige Aeußere eines jungen Taugenichts der ungarischen Residenz habe, warf sie noch weiter einen weiten Reitermantel um, den sie sonst nur bei schlechtem Wetter umzunehmen pflegte und barg dann unter demselben das Kästchen, das einen Theil ihres mütterlichen Erbtheils enthielt. Auch das Medaillon mit dem Bildniß ihrer Mutter, das über ihrem jungfräulichen Lager hing, nahm sie von dort ab und steckte es zu sich. Hierauf kniete sie nieder, betete einige Minuten ein inbrünstiges Gebet, indem sie Gott um Hife für ihr heldenkühnes Unternehmen anflehte und öffnete dann eine verborgene Wandthüre, die sich nach dem Gang zu öffnete, der nach dem kleinen Thurm führte, durch den wir schon ein Mal den jungen Martinovič heimlich in das Palais des Grafen Sz . . . y gelangen sahen. Sie eilte durch diesen dunkeln Gang mit fast unhörbarem leisen Schritt bis dicht zu der von hier auf die Straße hinabführenden Wendeltreppe, an deren oberster Stufenreihe sie sich einstweilen in eine Nische verbarg.

Wie oft hatte sie diesen Weg schon in fast muthwilliger Laune zurückgelegt, heute aber pochte ihr Herz laut und bang. Wie viele entsetzliche Möglichkeiten konnten sich ihr jetzt noch entgegen stellen! — Diesmal handelte es sich nicht um das Rendezvous zweier Liebenden, sondern um das Leben des Geliebten. Endlich vernahm sie Schritte auf der Wendeltreppe. Sollte das Ferencz sein?

Jetzt tönte sein leiser Zuruf.

Ja, er war es.

Maria trat nun aus ihrem Versteck hervor, begrüßte den Geliebten und eilte dann mit ihm hinab auf die Straße.

Unten angelangt hatte sie große Mühe, sich so unbefangen wie sonst zu stellen. Es war ihr fortwährend so, als ob sie Ferencz Alles sagen, als ob sie seine Schritte vor der immer drohender werdenden Gefahr beflügeln müsse. Aber dann kam ihr wieder der Gedanke, daß ja durch solch eine voreilige Enthüllung der entsetzlichen Situation, und ihres dagegen gefaßten Planes, die Rettung des Heißgeliebten vielleicht ganz unmöglich gemacht werden dürfte, und so bemeisterte sie mit aller ihr nur innewohnenden Kraft wieder die Gefühle und drängte das Geständniß, das sich so gern Luft gemacht hätte, wieder über die Lippen zurück.

Aber doch fiel ihr Benehmen auch so schon dem jungen Martinovič auf.

„Warum," fragte er sie, „hast Du nur heute einen so großen Mantel umgeworfen, da es doch gar nicht so sehr kühl ist?"

„Mir war nicht ganz wohl."

„Ei, davon hättest Du mir gleich sagen sollen, dann wären wir gar nicht ausgegangen. Oder nein, wir wollen lieber wieder zurückkehren."

„Nein, Ferencz, so schlimm ist es nicht. Ich kehre nicht wieder zurück. Aber Du scheinst etwas Anderes vorzuhaben."

„O, das nicht!"

„Gesteh es nur, mich täuschest Du nicht so leicht, Du hast gewiß heute Abend eine Zusammenkunft mit Deinen Geheimnißgenossen?"

„Es ist wahr.“

„Maria schauderte bei diesem Bekenntniß. In welcher nahen Gefahr schwebte der, den sie retten wollte.

„Um welche Stunde,“ fragte sie weiter, indem sie das Zittern ihrer Stimme mit übernatürlicher Kraft bekämpfte, „werdet ihr denn heut noch zusammenkommen?“

„Um 11 Uhr.“

„Und wo?“

„Bei meinem Oheim, dem Abt.“

„Nun, da hast Du ja noch Zeit genug und diese ist mein, die mußt Du mir widmen.“

„Mit tausend Freuden.“

Diese Zusicherung beruhigte Maria in etwas wieder.

„Und wo wollen wir jetzt hingehen?“ fragte Ferencz.

„Ich denke in die Weinschenke, wo wir schon einmal waren und wo wir den Abgesandten des verstorbenen Königs Leopold II. mit der schönen Zigeunerin tanzen sahen. Sie ist ja, wenn ich nicht irre, ganz in der Nähe der Wohnung Deines Oheims gelegen.

„Allerdings.“

In der That richteten die Liebenden nach diesem Orte jetzt ihre Schritte.

Als sie sich dieser Schenke näherten, hörten sie wieder wie damals, wo wir sie zuerst hier beobachteten, die wilde Musik der Zigeuner ertönen.

Sie traten ein, nahmen wieder möglichst entfernt von den übrigen Gästen, an einem kleinen noch unbesetzten Tische Platz und bestellten Wein.

Unter den Klängen des soeben von den Zigeunern mit

meisterhafter Hand gespielten Rakoczymarsches leerte Ferencz Martinović das erste Glas des feurigen heimathlichen Rebensaftes.

„O," flüsterte er seinem verkleideten Liebchen zu, „nun sind wir endlich der Entscheidung nahe. Entweder werde ich Dich bald besitzen, oder bald nicht mehr athmen."

„Ist Euer Unternehmen schon so weit gediehen?"

„Wir denken, vielleicht schon in wenigen Wochen loszubrechen."

„Und habt Ihr kein Hinderniß mehr zu fürchten, das sich auf's Neue Euren Plänen entgegenstellen könnte?"

„Keines."

Begeistert sprach Ferencz dem Weine auf's Neue zu.

„Horch auf, wie wild und feurig der Rakoczy tönt. Ach, bald, bald wird er uns auch in's Gefecht begleiten: das wird eine selige, lang ersehnte Zeit sein."

Ganz hingerissen von den nationalen Klängen, blickte Martinović wie von einem Zauber ergriffen die pittoresken Gestalten der Zigeuner an, die heute mit einer Gluth spielten, als wenn sie besessen wären.

Diesen Moment benutzte Marie, ihrem Geliebten das Pulver in den Wein zu schütten, das sie heute von der blinden Witwe des verstorbenen Gärtners ihres Vaters bekommen hatte.

Ferencz gewahrte es nicht.

In seiner Begeisterung sprach er dem Weine mehr und mehr zu.

Die Musik übte immer berauschenderen Einfluß auf ihn aus.

„Eljen a Magyar Orszag!" rief er Maria zu und stieß mit ihr an.

Diesen Ruf hatten auch Andere vernommen und stimmten mit in denselben ein. „Eljen a Magyar Orszag!“ tönte es rings und Alle eilten herbei, um mit dem anzustoßen, der ihn zuerst ausgestoßen hatte. Das Zutrinken vereinte sich mit dem Schlafpulver, um auf Ferencz den erwünschten Einfluß auszuüben. Er fühlte plötzlich eine bleierne Mattigkeit sich über seinen ganzen Körper ergießen. Gerade jetzt schlug die Melodie der Zigeuner wieder in eine sanfte Weise um. Die Augen des Begleiters Maria's begannen sich zu schließen. Die Tochter des Grafen Sz....y nahm an ihrem Geliebten ganz deutlich die Wirkung des Schlaftrunks wahr und hielt die Zeit zum Handeln für gekommen. Sie ergriff den Arm ihres Ferencz und brachte diesen nicht ohne Mühe dazu, daß er, wie taumelnd, sich erhob. Von ihr mit Zusammenraffung ihrer ganzen Kraft gestützt, führte sie ihn hinaus. Die draußen herrschende größere Kühle vermehrte den Taumel des jungen Martinovič noch. Die Besinnung schwand ihm jetzt gänzlich. Aber schon gewahrte Maria den von ihr bestellten Wagen. Sie rief dem alten Kutscher zu, ihr beizustehen und brachte, von ihm unterstüzt, Ferencz glücklich in die bereit stehende Equipage.

Noch flüsterte sie dem alten treuen Diener einige Worte zu, dann stieg sie selbst ein und setzte sich neben den schlafenden Geliebten, dessen schlummerschweres Haupt bald auf ihre Schulter sank.

Jetzt rollte der Wagen im Galopp davon. Bald hatten sie die Stadt im Rücken und jagten der türkischen Grenze zu.

30. Kapitel.

In Lachsenburg.

Denn tief im Schutt bis an die Brüste,
Das Haupt vom Flugsand überschneit,
Lag schweigend wie die Sphinx der Wüste
Dein Räthselbild, Vergangenheit;
Das Auge, das an Stirn und Falten
Nur hier und dort ein Zeichen las,
Verlor, vom Nächsten festgehalten,
Des Ganzen ungeheures Maaß.
Doch nun allmählig aus den Tiefen,
Die nimmer müder Fleiß durchgräbt,
Sich überdeckt mit Hieroglyphen
Des Riesenleibes Umriß hebt,
Nun rollt von dem betroffnen Blicke
In festgegliedertem Verlauf
Die Kette sich der Weltgeschicke
Wie ein vollendet Kunstwerk auf.
Em. Geibel.

Am 12. Juli 1795 langte die Gemahlin Sr. Majestät des Kaisers Franz, die Kaiserin Therese, in Lachsenburg an, um hier ihren Sommersitz zu nehmen.

Man hatte hier Alles zum Empfang der erlauchten Dame auf's Glänzendste vorbereitet und ihr für den Abend eine ganz besondere Unterhaltung zugedacht.

Sobald es dunkel wurde, sollte nämlich der unlängst aus Ungarn zurückgekehrte Palatin, Prinz Alexander Leopold, der bereits in Florenz ein vollkommen eingerichtetes chemisches

Laboratorium besessen hatte und der sich mit Feuerwerken als einer Lieblingssache gern zu beschäftigen pflegte, in eigener Person ein imposantes Feuerwerk von den Kasematten in Lachsenburg abbrennen.

Der zu einem so thätigen Antheil an den Lustbarkeiten dieses Tages ersehene Prinz befand sich jedoch keineswegs in einer rechten Festlaune. Seine früher so jugendlich heitere und dabei ritterliche Erscheinung war jetzt von den Wolken düsterer Schwermuth umlagert.

Wer den Palatin früher gekannt und ihn plötzlich hier wiedergesehen hätte, dürfte unschwer auf die Vermuthung gerathen sein, daß der Prinz aus dem lächelnden Traumleben seiner Jünglingsjahre urplötzlich von starrer kalter Faust des Schicksals in das ernste Mannesalter gestoßen, daß ihm alle Illusionen dieses Lebens, alles, was es verschönt und erhellt, jählings entrissen worden sein müsse.

Wer hatte diesem hoffnungsvollen Sprößling des erhabenen Regentenhauses wohl so sehr nahe zu treten, ihn so sehr niederzudrücken und gleichsam bei lebendigem Leibe für das ihm so berauschend und freudehauchend zuwinkende Leben abzutödten vermocht?

Sonderbar, es war dies der Sohn niederer Plebejer, der Sohn einer Schifferfamilie, die früher den charakteristischen Namen: „Thunichtgut" geführt, der dermalige Baron Franz von Thugut, der erste Bürgerliche, welcher in Wien Minister und zwar Prämierminister wurde — im Stande gewesen. Dieser an Geist wie an Körper mephistophelisch häßliche Thugut, der den unglückseligen Ausgang, den die unglückliche Marie Antoinette nahm, mit verschuldet, der den muthigen Rigas und andere Gleichgesinnte den Türken ausge-

liefert, die sie in glühende Backöfen warfen, oder, in Fässer gespundet, in die Donau rollten, der Polens heimlich von ihm selbst aufgeforderte und unterstützte erste Patrioten nach der Erstürmung Praga's durch Suwarow (1794) von Festung zu Festung herumschleppen und später (1799) das blutige Gewaltstück des gräulichen rastadter Gesandtenmords aufführen ließ — dieses selbe Muster von einem Minister hatte auch das Leben des Prinzen Alexander Leopold zerstört.

Nachdem Thugut von den Plänen der ungarischen Malkontenten durch Kolbielsky Genaueres erfahren, hätte er es gar zu gern gesehen, wenn er auch im Stande gewesen wäre, einen kaiserlichen Prinzen mit in dies Komplot zu verwickeln.

Aus diesem Grunde ließ er dem arglosen Palatin nicht die mindeste Andeutung über das zukommen, was in seiner Nähe vorging und sah es mit der Freude einer auf ihr Opfer lauernden Tiegerkatze mit an, daß Leopold in seiner Unschuld mit Verschworenen freundlichen Umgang pflog.

Sein geheimer Plan ging freilich nicht in Erfüllung. Trotz all der sorgsamen Späher, die der infam-schlaue Staatsmann in die Nähe des Prinzen postirte, gelang es nicht, ihm auch nur den leisesten Beweis einer Mitschuld abzugewinnen.

Da dies nicht reussirte, glaubte der teuflisch geriebene Diplomat, vor dem sich einst der wilde, blutdürstige Suwarow sogar voll abergläubigen Schauders bekreuzte *), daß er dem

*) Mit den Worten: „Ich werde Ew. Majestät zu Füßen fallen und die Franzosen schlagen!" hatte Suwarow Petersburg verlassen. Er erschien am 26. März 1799 — einen Monat vor dem Rastadter Gesandtenmord — in Wien und ward mit großem Jubel empfangen. Aber schon in der ersten Unterredung mit Thugut in der Staatskanzlei zeigte sich, daß beide nicht lange Freunde bleiben würden. Suwarow bückte sich zwar ganz entsetzlich vor dem in gleich kleiner gebückter Stellung grüßenden und schmeichelnden Thugut und schlug eine Menge

Prinzen das Dasein wenigstens in anderer Weise verleiden müsse, um für alle Zukunft für gewisse Träume ein abschrekkendes Beispiel zu geben.

Er ließ daher die Verschworenen plötzlich festnehmen und vor die Septemviraltafel stellen, als deren Präsidenten er den Palatin fungiren ließ, damit er in dieser Eigenschaft, zugleich als Richter und Partei, diejenigen nach der Strenge des Gesetzes zum Tode verurtheilen mußte, mit denen er einst gescherzt, getafelt und gelacht hatte.

Das edle Herz Leopolds mochte sich gegen dies Amt sträuben, so viel es wollte, es half ihm nichts.

Er mußte das Todesurtheil über Martinovič, Szigray, Hagnocy, Laczkovich und Szentmariay sprechen, er mußte zugegen sein, als diese Männer, die ihm zum Theil persönlich bekannt, ja befreundet gewesen waren, auf der Generalswiese unter der Festung Ofen geköpft wurden.

Es war schon gegen Abend am 12. Juli 1795, als der seit kurzer Zeit, nicht mehr wie sonst, vom Segen der Ungarn begleitete, tief niedergeschlagene Palatin im Park von Lachsenburg einen einsamen Spaziergang machte.

Er suchte sich absichtlich die entlegensten Theile dieses Fürstengartens auf, um in seinen Gedanken nicht gestört zu werden.

In seinen Gedanken zogen die Bilder der Gerichteten an ihm vorüber, da sah er die bleichen, blutlosen Häupter, die

---

griechischer Kreuze; unten am Thore der Staatskanzlei wieder angelangt, beim Einsteigen in den Wagen bückte er sich noch einmal tief und achtungsvoll. Aber der Oesterreicher hatte den Russen nur bis an die Treppe begleitet, worauf Suwarow, sagt Hormayr, „hastig alle die unzähligen Zeichen und Kreuze machte, welche seine Popen bei Teufelsbeschwörungen anzuwenden pflegten.“

der Nachrichter vom Rumpfe getrennt hatte, die einst so oft ihm feurige „Eljen's“ ausgebracht hatten, wie gespenstische Schatten auftauchen — ihm wurde immer unheimlicher zu Muthe.

Dann freilich erinnerte er sich auch wieder jenes entsetzlichen Ausspruches, den, während er noch im Prozeß gegen die Jakobiner amtirte, Thugut gegen den Polizei- und Finanzminister (eine eigenthümliche Ministermischung) Grafen von Saurau gethan, und den man ihm damals, wohl kaum ohne Absicht, hinterbracht hatte: „Einen Gelehrten haben wir und ein halb Dutzend Dichter, einen Grafen und einen hohen Pfaffen (Martinovič); 's ist doch ärgerlich, daß wir keinen Fürsten haben.“

Milde in seinem Urtheil wäre ihm als Verbrechen, ja wohl als Mitschuld angerechnet worden. Er hatte nicht anders gekonnt, als das verhängnißvolle Wort auszusprechen, das dem Henker Arbeit gegeben. Aber seitdem war ihm alle Freude genommen, seitdem war er, an Jahren fast noch Jüngling, in Gefühlen und Gedanken ein hoffnungsloser Greis geworden.

Es muß doch etwas Entsetzliches für ein unverknöchertes, reinen, menschlichen Empfindungen noch offenes Herz sein, seinen Mitmenschen das Leben absprechen zu müssen, besonders wenn man sie gekannt, wenn man früher mit ihnen gesprochen, mit ihnen gelächelt hat!

Auf einmal war es dem Prinzen, als ob er plötzlich dicht vor sich im Gebüsch eine Gestalt sich bewegen sähe.

Ein heimlicher Schauder erfaßte ihn, eine Empfindung unendlicher Bangniß, die doch frei von gemeiner physischer Furcht war.

Er hätte gern sich schnell von dieser Stelle wegbegeben mögen, aber er vermochte es nicht.

Eine unsichtbare Gewalt hielt ihn zurück, hing Bleigewichte an seine Glieder.

Er hätte gern wenigstens von diesem Gebüsch wegsehen mögen, in dem sich ein so seltsames, lautloses und doch sichtbares Etwas zu regen schien.

Früher würde er vielleicht in solch einer eigenthümlich grauenhaften Situation gebetet haben, aber jetzt konnte er es nicht, es fiel ihm auch nicht das allerkleinste Gebet ein, und selbst ein's zu erdenken, dessen war sein in diesem Augenblick von irgend einer geheimnißvollen, magnetischen Macht namenlos gequälter Geist nicht fähig.

Wie er nun wider seinen Willen immer und immer wieder nach dem verhängnißvollen Gebüsch sehen mußte, da kam es ihm auf einmal so vor, als ob sich die Schatten desselben immer dichter zusammenballten, bis sie sich in einen Kopf verwandelten — und dieser Kopf war der des Grafen Szigray.

Mit grauenhafter Genauigkeit erkannte er an demselben Zug um Zug.

Ja, das war das Haupt jenes Grafen Szigray, mit dem er in die ungarische Wunderhöhle zu dem schimmernden Eisfelsen, von dem so seltsame Sage ging, hinabgestiegen war.

Der Palatin wankte, seine Sinne verwirrten sich über diese seltsame Phantasmagorie, er war nahe daran, in eine Ohnmacht zu fallen.

In diesem Augenblick ertönten ganz in seiner Nähe laute Rufe und gleich darauf erschienen mehrere Diener, die ihn zu suchen ausgeschickt waren.

Nach etwa zehn Minuten befand er sich auf den Kase-

matten von Lachsenburg. Noch einmal prüfte er schnell die Vorbereitungen zum Feuerwerk; Alles war in bester Ordnung.

Da standen alle nöthigen Utensilien, ein jedes an seinem Platze und dort an der Mauer in einer Reihe die Pulverfässer, die das Material zum Nachschütten und zur Reserve enthielten.

Jetzt verkündete ein Böllerschuß den Anfang des brillanten Schauspiels.

Jetzt zündete der Erzherzog die erste Rakete an.

Aber indem er es thut, beginnt er plötzlich wieder zu wanken, denn dicht vor ihm regt sich etwas in der Luft, erst wie ein Schatten, dann wieder, o entsetzensvoller Anblick! — das Haupt des Grafen Szigray. In demselben Moment öffnete sich unvorhergesehen eine Thüre und durch den entstandenen Luftzug ward bewirkt, daß die Rakete statt vorwärts zurückflog, wodurch alle mit Pulver gefüllten Apparate und die Pulverfässer in Brand geriethen.

Eine furchtbare Detonation erfolgte.

Der Prinz vermochte sich nicht mehr zu retten; am ganzen Leibe verbrannt, gab er nebst zwei Lakaien, die ihm beim Feuerwerk hatten behilflich sein sollen, unerachtet aller möglichen schnellen Hilfe, bald darauf seinen Geist auf.

31. Kapitel.

In Palermo.

Noch die Freiheit war es nicht;
Dunkeln Gruß, verworr'ne Kunde
Brachte nur von ihrem Licht
Die vorausgeeilte Stunde;

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpost zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt,
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Lenau.

Lieber Leser, rüste Deine Phantasie zu einem schnellen, phantastischen Flug, es gilt, uns aus dem Kaiserstaat in die Nähe Palermos zu folgen.

Seit der entsetzlichen Katastrophe in Lachsenburg sind fast sechs Monate verflossen, es ist jetzt Winter und in Lachsenburg liegt Schnee, so gut wie Schnee das Grab Hebenstreits, die Gruft der auf der Generalswiese bei Ofen Hingerichteten überweht hat.

Gleichwohl will ich Dich jetzt, im Januar, in einen Garten führen, aber wohlverstanden, in einen Garten unweit Palermos.

Da lacht prachtvoller, warmer Sonnenschein auf das schönste Grün und die üppigsten Blüthen nieder. Da stehen auf

frischen smaragdgrünen Rasenplätzen die hohen Magnolienbäume, die mit langen weißen Blüthen wie übersäte Datura arborea und die verschiedenartigsten größeren und kleineren Aloearten, die ihre rothen Blüthenstengel stolz emporgetrieben. Ueberall in Gruppen vertheilt, stehen die prächtigsten Arten Theerosen im schönsten Flor, die manneshohen Fuchsien, die dunkelrothen Salvien, förmliche Büsche Eschholzien, Verbenen, Vanillen, gefüllte Mandelbäumchen und das alles umkleidet, drappirt und ziert ein zarter Schleier phantastisch blühender und duftender Schlingpflanzen. Dort prangt eine Agave, deren Blüthenstengel 14 Fuß emporgeschossen, dort weiter unten wieder rauschen plätschernde Springbrunnen in weite, marmorausgelegte Bassins, an denen zwischen Venus- und Nymphenstatuen, in tropischer Ueppigkeit, Amaranthen, Papyrus und Kolladien wuchern.

Aber was erblicken wir hier?

Unter einem weitausgebreiteten Johannisbrodbaume sitzt auf einer Marmorbank ein schönes Pärchen, dessen Züge uns bekannt vorkommen.

Beide sehen recht glücklich aus, sie scheinen sich an der sie umgebenden himmlischen Natur zu freuen.

Die Stelle, die sie sich zur Morgenruhe auserkoren haben, ist aber auch reizend genug.

Vor ihnen dehnt sich ein großer Rasenplatz aus, auf dem in vielen Beeten die seltensten Blumen schimmern und duften. Dieser Rasenplatz ist von den schönsten Bäumen umgeben, an denen auch nicht ein einziger kahler Ast zu sehen ist, denn selbst die großen sicilianischen Pappelbäume sind bis zum schwanken Wipfel mit alles überkletterndem, dunkelgrünen Ephen bedeckt. Dazwischen winken mit magischem Reiz mit

goldnen Früchten überladene Orangenbäume, große bunte Schmetterlinge fliegen von Blume zu Blume, und in den Bäumen singen die Vögel wie daheim, wenn es Frühling ist. Zwischen den Bäumen durch aber kommt der schöngeformte Monte Pellegrino zum Vorschein, dessen rothe Wände eigenthümlich gegen das dunkle Laub der Bäume im Vordergrunde abstechen und seitwärts sieht die hohe Spitze des Monte Cuccio hervor.

Unsere schönen Leserinnen werden bereits errathen haben, wer das glückliche Pärchen in diesem südlichen Eden ist, — es sind Ferencz Martinovič und Maria, die jetzt seine angetraute Gemahlin ist.

Der heldenhaften Tochter des Grafen Sz....y ist es wirklich gelungen, den Geliebten zu retten. Der Schlaftrunk, den sie ihm in Pest gereicht, hielt lange an, so lange, daß als Ferencz erwachte, er an keine Umkehr mehr denken konnte. Jenseits der Grenze erst gestand Maria es ihm ein, warum sie ihn entführt habe. Noch waren sie nicht allen Gefahren entronnen, indeß gelang es ihnen, mit Hilfe der von Maria geborgenen Schätze aus dem Erbtheil ihrer Mutter, an die Küste zu kommen, und in dem kleinen albanischen Hafen von Durazzo ein Fahrzeug anzutreffen, das nach Palermo segeln wollte.

Sobald sie auf demselben ohne weitere Abenteuer nach Sicilien gelangt waren, beschlossen sie, angezogen von der südlichen Pracht dieses herrlichsten Eilandes Italiens, sich hier anzusiedeln.

Der Garten, in dem sie sich jetzt befanden und zu dem eine schloßartige Villa gehörte, war bereits ihr Eigenthum geworden.

Hier lebten sie ihrer Liebe, die Einzigen, die sich aus dem Schiffbruch gerettet hatten, in dem die ersten österreichischen Revolutionäre im modernen Sinne des Wortes, alle untergangen waren.

Um vor allen weiteren Verfolgungen sicher zu sein, schrieben sie ihren Verwandten in Ungarn keine Silbe über ihr gegenwärtiges Asyl.

Ganz Europa schütterte unterdeß unter dem Schritt der Heere, unter dem Donner der Kononen, der den Beginn des Revolutionszeitalters einläutete. Gegen Oesterreich zogen sich schwere Ungewitter heran, denn Napoleon Bonaparte schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, dies weite, vieltheilige Reich zu zerstören. Er baute auf den Beistand der unzufriedenen Völker, um seinen Plan durchzuführen.

Das war eine Täuschung.

Die Völker waren mehr schlaff als unzufrieden, sie gaben den letzten Gulden, den letzten Sohn her, um beides auf den Schlachtfeldern zu Grunde gehen zu lassen, wo jener dämonische Riesengeist gegen sie kämpfte, der Oesterreich in seine Atome hatte auflösen wollen.

Nachdem an diesem Januarmorgen das junge Ehepaar eine lange Weile schweigend neben einander gesessen hatte, begann Martinovič:

„Wahrhaftig, es ist schön hier, fast könnte man über diesem ewigen Frühling, den Winter, der über unser fernes Vaterland hereingebrochen ist, vergessen!"

„Doch," fiel ihm Maria in's Wort, „nicht das Vaterland selbst. Diese Nacht hat mir geträumt, ich war wieder im alten, lieben, angebeteten Magyar Orszag, und da sah ich dort plötzlich auch Orangenbäume blühen und mächtige Pal-

men wie siegreiche Standarten ihre zierlichen Wipfel hoch und freudig in den Lüften schaukeln. Auch hörte ich deutlich den Gesang der Vögel auf all dem jungen frischen Grün, das das ganze weite Heimatland schmückte und plötzlich war es mir, als verstände ich ihre Weise und vernehme immer und immer wieder den Refrain:

Der Körper nur sinket hinab in die Gruft,
Die Seele steigt aufwärts in Himmelsluft
Und kehrt als Traum bei den Lebenden ein,
Bis wofür sie kämpfte, kein Traum mehr wird sein!"

Maria schwieg, eine Thräne trat in ihr schönes Auge.

„Dir hat," erwiderte nach einer kleinen Weile tiefen Nachsinnes Ferencz, „ein herrliches, hoffnungsspendendes Gesicht gelacht, möge es in Erfüllung gehen. Ja, es kann nirgend immerwährend Winter bleiben, einmal muß der Frühling doch kommen, an diesem Glauben dürfen wir nicht verzweifeln. Und deshalb haben wir nicht vergebens gerungen und gestrebt, wir waren die Vorläufer einer neuen Zeit und werden als solche fast spurlos verschwinden, aber nach uns wird die neue Zeit und der Frühling der Völker kommen."